

blanvalet

JAMES PATTERSON

UND ERLÖSE UNS VON DEM BÖSEN

EIN ALEX-CROSS-ROMAN

Buch

Der Wolf ist wieder da! Eine Terrorgruppe droht New York, Washington, London und Frankfurt zu zerstören, wenn ihre Forderungen nicht erfüllt werden – jedoch ihre Forderungen scheinen unerfüllbar. Dann allerdings wird eine kleine Stadt im Westen der USA bombardiert – eine erschreckende Machtdemonstration, die, gerade weil keiner Menschenseele auch nur ein Haar gekrümmmt wird, zeigt, mit welch entsetzlicher Präzision und erschreckender Kaltblütigkeit die Terroristen operieren. Niemals hätte Alex Cross, Leiter des Sondereinsatzkommandos von FBI, CIA und Interpol, jedoch erwartet, auf einem der Aufklärungsfotos der bombardierten Stadt einen alten Bekannten wieder zu sehen, den er sicher versteckt in Südamerika vermutete: Geoffrey Shafer. Besser bekannt als das »Wiesel« ist Shafer einer der raffiniertesten Verbrecher, die Alex Cross je verfolgt hat. Und dort, wo das Wiesel ist, ahnt Cross, ist sein größter Feind, der skrupellose, eiskalte Schwerverbrecher, den die Welt nur als den »Wolf« kennt, nicht weit. Cross' Kampf gegen diese zwei Meisterverbrecher beginnt ...

Autor

James Patterson, geboren 1949, war Kreativdirektor bei einer großen amerikanischen Werbeagentur. Seine Thriller um den Kriminalpsychologen Alex Cross machten ihn zu einem der erfolgreichsten Bestsellerautoren der Welt. Inzwischen feiert er auch mit seiner neuen packenden Thrillerreihe um Detective Lindsay Boxer und den »Club der Ermittlerinnen« internationale Bestsellererfolge. James Patterson lebt mit seiner Familie in Palm Beach und Westchester, N.Y.

James Patterson

Und erlöse uns von dem Bösen

Ein Alex-Cross-Roman

Aus dem Amerikanischen
von Edda Petri

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2004
unter dem Titel »London Bridges«
bei Little, Brown and Company, New York.

Der Blanvalet Verlag ist ein Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2005

Copyright © der Originalausgabe 2004
by James Patterson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005

by Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Photonica/Schmaltz

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Titelnummer: 36232

Lektorat: Maria Dürig

Redaktion: Petra Zimmermann

Herstellung: Heidrun Nawrot

Made in Germany

ISBN 3-442-36232-6

www.blanvalet-verlag.de

Für Larry Kirshbaum.

Auf den zehnten Alex Cross.

Nichts wäre je ohne deine Hingabe,
deinen weisen Rat und deine
Freundschaft geschehen.

Prolog

Das Wiesel kehrt zurück,
und was für eine
nette Überraschung

1

Colonel Geoffrey Shafer liebte sein neues Leben in Salvador, Brasiliens drittgrößter Stadt, die nach Meinung einiger Leute die faszinierendste war. Auf alle Fälle hatte man hier den größten Spaß.

Er hatte eine Luxusvilla mit sechs Schlafzimmern direkt gegenüber vom Guarajuba Beach gemietet, wo er die Tage mit dem Trinken von süßen Caipirinhas und eiskalten Brahma-Bieren verbrachte. Manchmal spielte er auch im Club Tennis. Nachts vergnügte Colonel Shafer, der psychopathische Killer, besser bekannt als das »Wiesel«, sich mit seinen alten Tricks. Er durchstreifte die dunklen, engen gewundenen Straßen der Altstadt. Schon längst zählte er nicht mehr die Morde, die er in Brasilien begangen hatte. In Salvador schien sich niemand darum zu kümmern oder mitzuzählen. Nicht ein einziger Zeitungsartikel war über das Verschwinden junger Prostituierter erschienen. Nicht einer. Vielleicht stimmte es, was man über die Menschen hier sagte: Wenn sie nicht gerade eine Party feierten, übten sie bereits für die nächste.

Kurz nach zwei Uhr morgens kehrte Shafer mit einer jungen und bildhübschen Bordsteinschwalbe in die Villa zurück. Sie nannte sich Maria. Was für ein wunderschönes Gesicht das Mädel hatte und einen hinreißenden braunen Körper, besonders für ein so junges Geschöpf. Maria behauptete, sie sei erst dreizehn.

Das Wiesel pflückte eine dicke Banane von einer Staude in seinem Garten. Zu dieser Jahreszeit konnte er zwischen Kokosnuss, Guava, Mango und Pinha, einem Zuckerapfel,

wählen. Als er die Banane pflückte, kam ihm der Gedanke, dass es in Salvador regelmäßig etwas gab, das reif war zu pflücken. Es war das Paradies. *Vielleicht ist es aber auch die Hölle und ich bin der Teufel*, dachte Shafer und lachte leise.

»Für dich, Maria«, sagte er und reichte ihr die Banane. »Wir werden sie sinnvoll benutzen.«

Das Mädchen lächelte wissend. Das Wiesel bemerkte ihre Augen. Was für perfekte braune Augen. *Und alles gehört jetzt mir: Augen, Lippen, Brüste.*

In diesem Moment fiel ihm ein kleiner brasilianischer Affe auf. Die Rasse hieß Mico. Das Äffchen wollte durch das Fliegengitter an einem Fenster in seine Villa eindringen. »Hau ab, du elender kleiner Dieb!«, rief er. »Los, verzieh dich!«

In den Büschen raschelte es. Drei Männer warfen sich auf ihn. *Die Polizei!* Er war sicher. *Wahrscheinlich Amerikaner. Alex Cross?*

Die Bullen griffen ihn von allen Seiten an. Überall kräftige Arme und Beine. Ein Baseballschläger oder ein Bleirohr streckte ihn nieder. Zuvor hatte der Angreifer seinen Kopf an den Haaren nach hinten gerissen. Dann hatte er zugeschlagen, und das Wiesel hatte das Bewusstsein verloren.

»Wir haben ihn. Wir haben das Wiesel beim ersten Mal erwischt. Das war nicht allzu schwierig«, sagte einer der Männer. »Schafft ihn hinein.«

Dann blickte er auf das schöne Mädchen, die – mit Recht – furchtbare Angst hatte. »Du hast deine Arbeit gut gemacht, Maria. Du hast ihn zu uns gebracht.« Er wandte sich an seine Männer. »Tötet sie.«

Ein einziger Schuss drang durch die Stille des Vordergä-

tens. Niemand in Salvador schien das zu bemerken oder sich darum zu kümmern.

2

Das Wiesel wäre am liebsten gestorben. Er hing mit dem Kopf nach unten von der Decke seines eigenen Schlafzimmers. Überall im Zimmer waren Spiegel. Er sah sich in mehreren Reflexionen.

Er sah aus wie tot. Er war nackt, überall blaue Flecken und Blut. Man hatte ihm die Hände eng auf den Rücken gebunden. Auch die Fußknöchel waren so gefesselt, dass die Blutzirkulation abgeschnürt wurde. Das Blut strömte ihm in den Kopf.

Neben ihm hing das junge Mädchen Maria, doch sie war seit mehreren Stunden tot, eventuell sogar einem Tag, dem grauenvollen Gestank nach. Ihre braunen Augen blickten in seine Richtung, starnten jedoch durch ihn hindurch.

Der Anführer seiner Häscher trug einen Bart und quetschte ständig einen schwarzen Ball in der Hand. Er ging dicht vor Shafers Gesicht in die Hocke. Dann sprach er leise, fast flüsternd.

»Als ich noch aktiv war, haben wir einige Gefangene höflich und ruhig gebeten, Platz zu nehmen. Dann haben wir ihre Scheißzungen auf die Tischplatte genagelt. Das ist absolut wahr, mein wieseliger Freund. Und weißt du, was wir noch gemacht haben? Einfach die Haare herausgerissen ... aus der Nase ... von der Brust ... dem Bauch ... den Genitalien ... ja, das ist mehr als lästig, richtig? Aua!« Er riss Haare aus Shafers nacktem Leib.

»Aber ich werde die – meiner Meinung nach – schlimmste Folter schildern. Schlimmer als alles, was du der armen Maria angetan hättest. Man packt den Gefangenen an bei-

den Schultern und schüttelt ihn so heftig, bis er Krämpfe bekommt. Man schüttelt buchstäblich sein Hirn, dieses sensible Organ. Er hat das Gefühl, als fliege sein Kopf davon. Sein Körper brennt wie Feuer. Ich übertreibe nicht. Hier, ich werde dir zeigen, was ich meine.«

Das grauenvolle, unvorstellbar heftige Schütteln dauerte nahezu eine Stunde. Die ganze Zeit über hing Shafer mit dem Kopf nach unten.

Schließlich schnitt man ihn los. »Wer seid ihr? Was wollt ihr von mir?«, schrie er.

Der Anführer zuckte mit den Schultern. »Du bist ein hartgesottener Mistkerl, aber vergiss nie: *Ich habe dich aufgespürt*. Und ich finde dich jederzeit wieder, wenn es nötig ist. Kapiert?«

Geoffrey Shafer vermochte kaum die Augen zu fokussieren, aber er blickte nach oben, woher die Stimme des Hässchers gekommen war. »Was ... willst du? Bitte!«, flüsterte er.

Der bärtige Mann beugte sich zu ihm hinab. Er schien fast zu lächeln. »Ich habe eine Aufgabe für dich, ein unglaublicher Job. Glaube mir, dazu wurdest du geboren.«

»Wer bist du?«, flüsterte das Wiesel durch die aufgerissenen blutenden Lippen. Diese Frage hatte er während der Folter hundertmal gestellt.

»Ich bin der Wolf«, sagte der Bärtige. »Vielleicht hast du schon von mir gehört.«

Teil Eins

Das Undenkbare

3

An dem sonnigen Nachmittag mit strahlend blauem Himmel, an dem der Tod so unerwartet und sinnlos kam, hängten Frances und Dougie Puslowski Bettwäsche und Kinderkleidung auf die Leine, um sie in der Sonne zu trocknen.

Plötzlich trafen Soldaten der US-Armee in der Wohnwagensiedlung Azure Views, im Sunrise Valley Nevada, ein. *Eine Menge* Soldaten. Ein ganzer Konvoi von Jeeps und Trucks holperte über die unbefestigte Straße herbei, an welcher sie wohnten, und hielt abrupt an. Uniformierte sprangen aus den Fahrzeugen. Die Soldaten waren bis an die Zähne bewaffnet. Eindeutig meinten sie es ernst.

»Was im Namen des gütigen Gottes geht hier vor?«, fragte Dougie, der seit kurzem Frührentner war und sich nach der Arbeit in den Bergwerken außerhalb von Wells bemühte, sich an das häusliche Leben zu gewöhnen. Aber Dougie war bewusst, dass er darin kläglich versagte. Fast ständig war er deprimiert und missgelaunt und blaffte die arme Frances und die Kinder an.

Dougie sah, dass die jungen Soldaten und Soldatinnen, die aus den Trucks stiegen, Kampfuniformen trugen: Springerstiefel, gefleckte Tarnhosen, olivengrüne T-Shirts – den ganzen Kram, als befänden sie sich im Irak und nicht am Arsch der Welt in Nevada. Sie trugen M-16-Gewehre und rannten zu den nächsten Wohnmobilen, die Waffen im Anschlag. Einige sahen aus, als hätten sie selbst Angst.

Der Wüstenwind blies ziemlich heftig und trug die Stimmen bis zur Wäscheleine der Puslowskis. Frances und

Dougie hörten deutlich: »Wir evakuieren die Stadt! Es handelt sich um einen Notfall! Alle müssen sofort die Häuser verlassen, Leute! Jetzt!«

Frances Puslowski war so geistesgegenwärtig, dass ihr auffiel, dass sämtliche Soldaten mehr oder weniger den gleichen Spruch von sich gaben, als hätten sie ihn geprobt. Die verkrampften ernsten Gesichter ließen klar erkennen, dass sie ein Nein als Antwort nicht gelten lassen würden. Die etwas mehr als dreihundert Nachbarn der Puslowskis – einige davon *uralt* – verließen bereits ihre Mobilehomes. Sie beschwerten sich zwar, taten jedoch, was von ihnen verlangt worden war.

Delta Shore, die direkt nebenan wohnte, lief zu Frances. »Was ist denn los, Schätzchen? Warum sind alle diese Soldaten ausgerechnet *hier*? Allmächtiger Gott! Kannst du das glauben? Sie müssen aus Nellis oder Fallon oder sonstwoher kommen. Ich habe Angst, Frances. Du auch, Schätzchen?«

Die Wäscheklammer fiel Frances aus dem Mund, als sie Delta antwortete: »Sie sagen, sie evakuieren uns. Ich muss die Mädels holen.«

Frances rannte in den Wohnwagen. Mit ihren hundertacht Kilos hatte sie gedacht, ihre Sprint- oder Joggingtage seien längst vorüber. »Madison, Brett, kommt her. Ihr braucht keine Angst zu haben. Wir müssen nur für eine Zeit lang weg. Das wird ein Riesenspaß. Wie im Film. Los, bewegt euch, ihr beiden.«

Die Mädchen, zwei und vier Jahre alt, tauchten aus dem kleinen Schlafzimmer auf, wo sie auf dem Disney-Kanal *Rolie Polie Olie* angeschaut hatten. Madison, die älteste, frag-

te – wie immer: »Warum? Warum müssen wir? Ich will nicht. Nein, ich will nicht. Wir schauen gerade Fernsehen, Mami.«

Frances nahm ihr Handy von der Arbeitsplatte in der Küche – und dann geschah wieder etwas sehr Seltsames. Sie wollte die Polizei anrufen, aber sie hörte nur laute atmosphärische Geräusche in der Leitung. Das war noch *nie* passiert, nicht dieses widerliche Summen und Knistern, das sie jetzt hörte. War das eine Art Invasion? Vielleicht ein atomarer Angriff?

»Verdammtd!«, brüllte sie das Handy an und brach beinahe in Tränen aus. »Was ist bloß los?«

»Du hast ein schlimmes Wort gesagt«, schrie Brett begeistert und lachte ihre Mutter an. Sie mochte schlimme Wörter. Es war, als hätte ihre Mutter etwas falsch gemacht, und sie genoss es, wenn Erwachsene Fehler begingen.

»Holt Mrs. Summerskin und Oink«, befahl Frances den Mädchen. Ohne die beiden Lieblingstiere würden die beiden *nie und nimmer* das Haus verlassen, selbst wenn eine der tödlichen ägyptischen Plagen die Stadt befallen hätte. Frances betete, dass dem nicht so sein möge – aber was war geschehen? Warum schwärzte die US-Armee überall herum und schwenkte Waffen vor den Gesichtern der Menschen?

Sie hörte ihre verängstigten Nachbarn draußen, welche genau die Gedanken laut aussprachen, die ihr soeben durch den Kopf geschwirrt waren. »Was ist passiert?«

»Wer sagt, dass wir weg müssen?«

»Erklären Sie uns, warum.«

»Nur über meine Leiche, Soldat! Kapiert?«

Die letzte Stimme war Dougies! Also, was hatte *der* vor?

»Dougie, komm ins Haus!«, rief Frances. »Hilf mir mit den Mädels. Dougie, ich brauche dich hier drinnen.«

Draußen ertönte ein Schuss! Ein lauter donnerähnlicher Knall explodierte aus einem Gewehr.

Frances lief zur Fliegengittertür – da, wieder war sie gerannt – und sah zwei US-Soldaten neben Dougies Körper stehen.

O mein Gott! Dougie bewegt sich nicht. O mein Gott, o mein Gott! Die Soldaten hatten ihn wie einen tollwütigen Hund erschossen. Wegen nichts! Frances begann zu zittern, dann musste sie sich übergeben. Das ganze Mittagessen kam heraus.

Ihre Mädchen kreischten. »Pfui, Mami! Mami, pfui! Du hast die ganze Küche voll gekotzt.«

Plötzlich trat ein Soldat mit einem Zweitagebart am Kinn die Küchentür auf und brüllte ihr direkt ins Gesicht: »Raus aus dem Wohnwagen! Außer, Sie wollen ebenfalls sterben.«

Der Soldat zielte mit dem tödlichen Ende des Gewehrs direkt auf Frances. »Ich scherze nicht, Lady«, drohte er. »Ehrlich gesagt, würde ich Sie lieber erschießen, als mit Ihnen zu quatschen.«

4

Der Job – die Operation, die Mission – sollte eine gesamte amerikanische Kleinstadt auslöschen. Am helllichten Tag. Es war ein gespenstischer, abartiger Gig. Damit verglichen war

Das Grauen kehrt zurück, in beiden Versionen, eine matte Sache. Sunrise Valley, Nevada; Einwohner 315 tapfere Seelen. Bald würde die Einwohnerzahl Null betragen. Wer würde das glauben? Ach was, zum Teufel, alle – in weniger als drei Minuten.

Keiner der Männer an Bord des kleinen Flugzeugs wusste, weshalb ausgerechnet diese Wohnwagensiedlung ausgelöscht werden sollte. Sie wussten über diese seltsame Mission nur, dass sie dafür außergewöhnlich gut bezahlt wurden und dass sie das gesamte Geld im Voraus bekommen hatten. Teufel auch, sie kannten nicht einmal die Namen der anderen. Man hatte ihnen lediglich die individuellen Aufgaben für diese Mission mitgeteilt, jedem nur sein betreffendes Stück des Puzzles. So wurde es genannt: ihr *Stück*.

Michael Costa aus Los Angeles war der Sprengstoffexperte an Bord. Man hatte ihm aufgetragen, eine »Amateurbombe, die in der Luft explodierte und ungeheure Schlagkraft entwickelte«, herzustellen.

Okay, das war für ihn ein Kinderspiel.

Sein Arbeitsmodell war die BLU-96, oft *Cutter Daisy* genannt, was das Endergebnis bildlich beschrieb. Costa wusste, dass dieser Gänseblümchenvernichter ursprünglich dazu entworfen worden war, um Wälder und Dschungel für militärische Landezonen zu roden. Dann war ein echt abartiger Typ auf die Idee gekommen, dass die Daisy Cutter auch

Menschen so leicht wie Bäume und Felsbrocken vernichten konnte.

Und jetzt saß er hier in einem alten klapprigen Lastenflieger und flog über die Tuscarora-Berge dahin mit dem Ziel Sunrise Valley, Nevada. Sie waren dem Z, für Ziel, schon sehr nahe.

Er baute die Bombe mit seinen neuen Busenfreunden hier im Flieger zusammen. Sie hatten sogar ein Diagramm als Bauanweisung, als seien sie Idioten. *Bauanleitung für Fuel-Bomben für Blöde.*

Die eigentliche BLU-96 war eine streng kontrollierte militärische Waffe, die man sich nur schwer beschaffen konnte, wie Costa wusste. Dass man die Daisy Cutter zu Hause aus leicht zu beschaffenden Zutaten bauen konnte, war ein Unglück für alle, die im Sunrise Valley lebten, liebten, aßen, schliefen und schissen. Costa hatte eine Treibstoffblase für viertausend Liter gekauft, diese mit Hochuktangas gefüllt, dann ein Verteilgerät und Dynamitstäbe als Zünder eingebaut. Danach fügte er noch eine Bremsvorrichtung hinzu und einen Auslöser, wie Fallschirmspringer ihn in der Höhe benutzten. Einfache Sachen.

Dann erklärte er den anderen an Bord des Lastenfliegers: »Ihr fliegt über das Ziel, schiebt die Bombe aus der Ladeluke. Dann zischt ihr ab, als würden eure Hosen brennen und vor euch ein Ozean liegen. Glaubt mir, die Daisy Cutter wird unten nur verbrannte Erde hinterlassen. Sunrise Valley wird ein Brandmal in der Wüste sein. Eine Gedenkstätte. Das werdet ihr schon sehen.«

5

»Ganz ruhig, Gentlemen. Keiner wird verletzt werden. Nicht diesmal.«

Nahezu achthundert Meilen entfernt beobachtete der Wolf live, was sich in der Wüste abspielte. *Was für eine Show!* Vier Kameras waren auf dem Boden in Sunrise Valley stationiert, welche vier Monitore im Haus in Bel Air in Los Angeles speisten, wo der Wolf wohnte. Jedenfalls zur Zeit.

Gespannt schaute er zu, wie die Bewohner der Wohnwagensiedlung von den Soldaten in die wartenden Trucks geführt wurden. Die Aufnahmen waren hervorragend scharf. Er konnte die Abzeichen auf den Ärmeln der Soldaten lesen: NEVADA ARMY GUARD UNIT 72ND.

Plötzlich rief er laut: »Scheiße! Mach das nicht!« Er drückte den schwarzen Gummiball in der rechten Faust, eine Angewohnheit, wenn er wütend oder aufgeregt – oder beides – war.

Ein Mann, ein Zivilist, hatte eine Waffe gezogen und auf einen Soldaten gezielt. Was für ein unglaublich blöder Fehler.

»Du *dämlicher Hund!*«, brüllte der Wolf.

In der nächsten Sekunde war der Mann tot und lag mit dem Gesicht nach unten im Wüstenstaub. Damit machte er es eigentlich leichter, die anderen Idioten aus dem Sunrise Valley in die Trucks zu schaffen. *Das hätte von Anfang an im Plan enthalten gewesen sein müssen*, dachte der Wolf. War es aber nicht. Deshalb jetzt dieses kleine Problem.

Eine der Handkameras richtete sich auf ein kleines Lastflugzeug, das sich der Siedlung näherte und über ihr kreiste.

Ein großartiger Anblick. Offenbar war die Kamera an Bord eines der Armeetrucks, die – wie er hoffte – schon bald außer Sicht sein würden.

Diese Aufnahmen waren atemberaubend. Schwarzweiß. Das machte den Film irgendwie noch eindringlicher. Schwarzweiß war realistischer, nicht wahr? Ja – absolut.

Die Handkamera war ständig auf das Flugzeug gerichtet, als es über die Stadt glitt.

»Todesengel«, flüsterte er. »Ein wunderschönes Bild. Ich bin wirklich ein großer Künstler.«

Zwei Männer waren nötig, um die Gasblase aus der Lade Luke zu schieben. Dann flog der Pilot eine scharfe Linkskurve, brachte die Motoren auf Höchstgeschwindigkeit und kletterte so schnell er konnte hinaus. Das war sein Job, sein Teil des Puzzles. Und er hatte den Job sehr gut gemacht. »Du darfst leben bleiben«, sagte der Wolf zum Video.

Jetzt benutzte die Kamera ein Weitwinkelobjektiv und fing die Bombe ein, die langsam auf die Wohnwagen herabfiel. Wahnsinnsaufnahmen! Sogar er bekam beim Zuschauen Angst. Ungefähr dreißig Meter über dem Boden explodierte die Bombe. »Bumm! Scheiße!«, sagte der Wolf. Das war ihm unwillkürlich über die Lippen gekommen. Normalerweise zeigte er keinerlei Gefühle – bei nichts.

Wie gebannt schaute er zu – er vermochte die Augen nicht abzuwenden, wie der Daisy Cutter alles im Umkreis von knapp fünfhundert Metern von der Aufschlagstelle auslöschte. Diese Bombe hatte die Kapazität, alles auf einer derartig großen Fläche zu vernichten. Und das tat sie. Totale Zerstörung. Noch zehn Meilen entfernt sprengte die Druckwelle Fenster aus Gebäuden. In Elko, Nevada, unge-

fähr fünfunddreißig Meilen entfernt, bebte der Boden und ließ Gebäude erzittern. Im Nachbarstaat hörte man die Explosion.

Und eigentlich noch viel weiter. Zum Beispiel hier in Los Angeles. Denn das winzige Sunrise Valley, Nevada, war nur eine Testübung.

»Das war nur zum Aufwärmen«, sagte der Wolf. »Nur der Anfang von etwas Großem. Mein Meisterstück. Meine Rache.«

6

Als alles begann, war ich zum Glück weit weg. Ich machte vier Tage Urlaub an der Westküste. Der erste Urlaub seit über einem Jahr.

Erster Halt: Seattle, im Staat Washington.

Seattle ist eine wunderschöne Stadt voller Leben – jedenfalls meiner Meinung nach. Sie wahrt das Gleichgewicht zwischen dem sich fürchtenden Alten und der neuen Cyberwelt, dazu wohl noch ein Microsoft-Häubchen, wodurch sie sich der Zukunft zuneigte. Unter normalen Umständen hätte ich mich auf einen Besuch dort gefreut.

Momentan war jedoch alles im Fluss. Ich musste nur auf den kleinen Jungen schauen, der meine Hand ganz festhielt, als wir die Wallingford Avenue North überquerten, um mich an den Grund zu erinnern.

Ich musste nur auf mein Herz hören.

Der Junge war mein Sohn Alex, und ich sah ihn seit vier Monaten zum ersten Mal wieder. Er lebte jetzt bei seiner Mutter in Seattle, und ich wohnte in Washington, D.C. wo ich FBI-Agent war. Alex' Mutter und ich waren in einen »freundschaftlichen« Sorgerechtsstreit um unseren Sohn verwickelt. Zumindest war das jetzt nach etlichen sehr stürmischen Begegnungen die Tendenz.

»Hast du Spaß?«, fragte ich Klein Alex, der nach wie vor Muh, die schwarzweiß gefleckte Kuh mit sich herumschleppte, die sein Lieblingstier gewesen war, als er noch bei mir in Washington gelebt hatte. Er war fast drei, aber bereits ein gewandter Redner und ein noch geschickterer Manipulierer. Gott, ich liebe diesen kleinen Burschen. Seine Mutter

hielt ihn für hochbegabt und außergewöhnlich kreativ. Da Christine Grundschullehrerin war – und zwar eine hervorragende –, konnte sie das wohl beurteilen.

Christines Haus war im Bezirk Wallingford in Seattle, und weil man dort so gut spazieren gehen konnte, hatten Alex und ich beschlossen, in der Nähe des Hauses zu bleiben. Wir spielten zuerst im Garten hinter dem Haus, welcher von Douglasfichten begrenzt wurde und viel Platz bot, ganz zu schweigen von dem Blick auf die Cascade Mountains.

Ich machte mehrere Fotos von dem Jungen, wie Nana Mama mir aufgetragen hatte. Alex wollte mir den Gemüsegarten seiner Mutter zeigen, in dem – wie ich erwartet hatte – alles bestens gedieh. Tomaten, Salat und Squash. Das Gras war fein säuberlich gemäht. Auf den Fensterbrettern vor der Küche standen Töpfe mit Rosmarin und Minze. Ich knipste noch mehr Fotos von Alex.

Nach unserer Tour durch den Garten gingen wir zum Spielplatz Wallingford und übten Bälle werfen und fangen. Dann kam der Zoo an die Reihe und noch ein Hand-in-Hand-Spaziergang am nahen Green Lake. Alex war ganz aus dem Häuschen über die bevorstehende Seafair-Kinderparade und begriff nicht, weshalb ich nicht so lang bleiben konnte. Ich wusste, was als Nächstes kam und gab mir Mühe, mich dagegen zu wappnen.

»Warum musst du immer weg?«, fragte er, und ich war ratlos, was ich ihm antworten sollte. Ich spürte ganz plötzlich wieder in der Brust diesen schrecklichen Schmerz, der mir nur allzu vertraut war. *Ich möchte mit dir jede Minute an jedem Tag verbringen, Kleiner*, hätte ich am liebsten gesagt.

»Es muss nun mal sein, Kumpel«, sagte ich. »Aber ich komme bald wieder. Das verspreche ich dir. Du weißt, ich halte meine Versprechen.«

»Ist es, weil du ein Polizist bist?«, fragte er. »Warum musst du weg?«

»Ja, zum Teil liegt es an meinem Job. Ich muss Geld verdienen, um Videorekorder und Pop-Tarts zu kaufen.«

»Warum suchst du dir nicht einen anderen Job?«, fragte Alex.

»Ich denke darüber nach«, meinte ich. Das war keine Lüge. Ich würde nachdenken. In letzter Zeit hatte ich viel über meine Karriere bei der Polizei nachgedacht. Ich habe sogar mit meiner Ärztin darüber gesprochen. Meiner *Seelenklempnerin*.

Gegen halb drei Uhr machten wir uns langsam auf den Heimweg. Christines Haus im viktorianischen Stil war restauriert, tiefblau gestrichen mit weißer Verzierung und in tadellosem Zustand. Es war gemütlich und hell. Ich musste zugeben, ein schöner Ort, um aufzuwachsen – wie in Seattle überhaupt.

Klein Alex konnte von seinem Zimmer die Berge, die Cascades, sehen. Was konnte sich ein Junge mehr wünschen?

Vielleicht einen Vater, der öfter als nur alle paar Monate einmal vorbeikommt? Wie wäre das?

Christine wartete auf der Veranda und hieß uns herzlich willkommen. Was für ein Unterschied zu unserer letzten persönlichen Begegnung in Washington. Konnte ich Christine trauen? Ich musste wohl.

Alex und ich umarmten uns noch etliche Male auf dem

Bürgersteig, und ich machte noch ein paar Schnapschüsse für Nana und die Kinder.

Dann verschwand Christine im Haus, und ich stand draußen, allein, und ging zurück zu meinem Mietwagen. Die Hände hatte ich in den Taschen vergraben. Ich war tief in Gedanken und vermisste meinen kleinen Sohn jetzt schon sehr heftig. Ob das ewig so herzzerreißend sein würde? Ich ahnte bereits, dass dem so sein würde.

7 Nach dem Besuch von Alex in Seattle flog ich nach San Francisco, um etwas Zeit mit Inspector Jamilla Hughes vom Morddezernat zu verbringen. Wir waren nun ungefähr ein Jahr lang enger befreundet. Ich vermisste Jam und brauchte ihre Nähe. Sie hatte das Talent, alles wieder ins Lot zu rücken.

Auf dem Weg lauschte ich hauptsächlich den herrlichen Stimmen von Erykah Badu und Calvin Richardson. Sie schafften es ebenfalls, dass alles wieder in Ordnung kam. Na ja, die Situation etwas erträglicher zu machen.

Als sich das Flugzeug San Francisco näherte, bot sich uns ein erstaunlich klarer Blick auf die Golden Gate Bridge und die Silhouette der Stadt. Ich sah das Embarcadero und das Transamerica Building. Dann ließ ich mich einfach von dem Blick überwältigen. Ich konnte es kaum erwarten, Jam wieder zu sehen. Seit wir in einem Mordfall gemeinsam ermittelt hatten, standen wir uns nahe. Es gab nur ein Problem: Wir lebten an unterschiedlichen Küsten. Wir mochten unsere Städte und unsere Jobs und waren noch zu keinem Entschluss gelangt, was wir tun sollten.

Andererseits genossen wir es wirklich, zusammen zu sein. Ich sah die Freude auf Jamillas Gesicht, als ich sie beim Ausgang auf dem belebten International Flughafen von San Francisco entdeckte. Sie stand vor dem Delikatessenstand North Beach. Sie lächelte und klatschte mit den Händen über dem Kopf. Dann sprang sie auf und nieder. Sie war sehr temperamentvoll und konnte sich das ohne weiteres leisten.

Ich lächelte und fühlte mich allein durch ihren Anblick schon besser. Sie hatte stets diese Wirkung auf mich. Sie trug eine weiche gelbe lange Lederjacke, ein hellblaues T-Shirt und schwarze Jeans. Sie sah aus, als käme sie direkt von der Arbeit. Aber sie sah gut aus, *echt* gut.

Sie hatte Lippenstift benutzt – und Parfüm, wie ich roch, als ich sie in die Arme schloss. »O ja, ich habe dich vermisst«, sagte ich.

»Dann halt mich fest und küß mich«, forderte sie. »Wie war's mit dem Kleinen? Wie geht's Alex?«

»Er wird groß, gescheiter und lustiger. Er ist wirklich ein prima Junge. Ich liebe den Kleinen und hab jetzt schon Sehnsucht nach ihm, Jamilla.«

»Das weiß ich. Ja, das weiß ich, Baby. Jetzt nimm mich in die Arme.«

Ich hob Jam hoch und wirbelte sie im Kreis herum. Sie ist ein Meter zweiundsiebzig und drahtig. Ich halte sie liebend gern in den Armen. Ich bemerkte, dass mehrere Leute uns beobachteten. Die meisten lächelten. Wie hätten sie auch nicht lächeln können?

Dann schritten zwei dunkel gekleidete Zuschauer auf uns zu. Was sollte das?

Die Frau hielt mir ihre Marke vors Gesicht: FBI.

O nein! Das könnt ihr mir nicht antun!

8

Ich stöhnte und setzte Jamilla ab, als hätten wir etwas verbrochen, statt alles richtig zu machen. Sämtliche guten Gefühle in mir lösten sich blitzartig auf. Einfach so. Peng, peng!

Ich brauchte unbedingt mal eine Glückssträhne – aber das hier sah nicht danach aus.

»Ich bin Agentin Jean Matthews, das ist Agent John Thompson«, sagte die junge Frau und deutete auf einen blonden Kerl, Mitte dreißig, der einen Schokoladenriegel mampfte. »Es tut uns sehr Leid, dass wir Sie stören müssen, aber man hat uns hergeschickt, um Sie am Flughafen abzuholen. Sie sind doch Alex Cross, Sir?«, fragte sie, um sich zu vergewissern.

»Ja, ich bin Alex Cross. Das ist Inspector Hughes vom SFPD. Sie können vor ihr ganz offen sprechen«, sagte ich.

Agentin Matthews schüttelte den Kopf. »Nein, Sir. Ich fürchte, das kann ich nicht.«

Jamilla tätschelte meinen Arm. »Schon okay.« Sie ging und ließ mich mit den beiden Agenten zurück. Das war genau das Gegenteil von dem, was ich wollte: Ich wollte, dass *die beiden weggingen* – weit, weit weg.

»Worum geht es denn?«, fragte ich Agentin Matthews. Ich wusste schon, dass es sich um etwas sehr Übles handeln musste, weil es bei meinem jetzigen Job ständig um derartig üble Dinge ging. FBI-Direktor Burns hatte meinen Terminplan und wusste immer, wo ich mich befand, selbst während meiner Freizeit, was eigentlich hieß, dass ich *nie* dienstfrei hatte.

»Wie gesagt, Sir, wir haben den Auftrag, Sie abzuholen

und dann sofort in ein Flugzeug nach Nevada zu setzen. Dort gibt es einen Notfall. Eine Wohnwagensiedlung wurde bombardiert. Alles von der Landkarte ausgelöscht. Der Direktor möchte Sie am Tatort – eigentlich schon seit einer Stunde. Es ist eine grauenvolle Katastrophe.«

Ich schüttelte den Kopf und war unglaublich enttäuscht und frustriert, als ich zu Jamilla hinüberging. Ich hatte das Gefühl, als klaffte ein Loch in meiner Brust. »In Nevada hat es einen Bombenanschlag gegeben. Sie behaupten, es sei in den Nachrichten schon gekommen. Ich muss hinfliegen«, sagte ich ihr. »Ich versuche, so schnell wie möglich zurückzukommen. Es tut mir Leid. Du hast keine Ahnung, wie Leid es mir tut.«

Ihr Gesichtsausdruck sprach Bände. »Ich verstehe«, sagte sie. »Selbstverständlich verstehe ich es. Du musst fliegen. Komm zurück, wenn du kannst.«

Ich wollte sie umarmen, aber Jamilla wich zurück. Dann winkte sie mir mit einem kleinen traurigen Lächeln zu. Ohne ein weiteres Wort ging sie fort. Ich glaube, mir wurde in diesem Moment bewusst, dass ich auch sie verloren hatte.

9

Ich bewegte mich, aber alles war mehr als frustrierend – es war total surreal. Ich flog mit einem Privatjet von San Francisco nach Wells, Nevada, und von dort mit einem FBI-Hubschrauber in die Siedlung, die einmal Sunrise Valley gewesen war.

Ich bemühte mich, nicht an Klein Alex zu denken, ebenso nicht an Jamilla, aber bisher ohne Erfolg. Eventuell wenn ich den Schauplatz der Bombardierung erreichte. Wenn ich mitten im Geschehen war, mitten in der Scheiße.

An der Art, wie die örtlichen Agenten mich behandelten und einen Wirbel um mich machten, wurde mir klar, dass mein Ruf und die Tatsache, dass ich eigentlich in Washington stationiert war, alle nervös machte. Direktor Burns hatte offenbar klar gemacht, dass ich einer der Troubleshooter des FBI war, dass ich *sein* Troubleshooter war. Ich würde in Washington nicht aus dem Nähkästchen plaudern, aber das wussten die Agenten in den Außendienststellen nicht. Wie auch?

Der Flug mit dem Hubschrauber von Wells zum Schauplatz des Bombenabwurfs dauerte nur etwa zehn Minuten. Aus der Luft sah ich überall im Sunrise Valley, das heißt dort, wo einst Sunrise Valley gestanden hatte, die flackern den Notlichter. Es hing noch Rauch in der Luft, aber von oben sah man kein Feuer mehr, wahrscheinlich weil nichts Brennbares mehr übrig war.

Es war kurz nach acht Uhr. Was zum Teufel war hier draußen passiert? Und weshalb machte sich jemand die Mühe, ein solch vergessenes Kaff wie Sunrise Valley zu zerstören?

Kaum war ich in den FBI-Hubschrauber geklettert, hatte man mich über alle bisherigen Erkenntnisse aufgeklärt. Leider gab es nicht zu viele Informationen. Um vier Uhr nachmittags waren die Einwohner – abgesehen von einem Mann, der erschossen wurde – von Soldaten »evakuiert« worden, die anscheinend der US-Nationalgarde angehörten. Man hatte die Leute vierzig Meilen weit bis zu einem Punkt auf halber Strecke zur nächsten größeren Stadt, Elko, gefahren. Man hatte ihren Aufenthaltsort der State Police von Nevada gemeldet. Als die Polizisten eintrafen, um den total verängstigten Bewohnern beizustehen, waren die Jeeps und Armee-Trucks längst verschwunden. Und ebenso Sunrise Valley. Von der Karte weggeputzt.

Ich meine, da unten war nichts mehr außer Sand und verbrannte Erde.

Ich sah die Feuerwehren, Allradfahrzeuge und etwa ein halbes Dutzend Hubschrauber. Als unser Hubschrauber zur Landung ansetzte, fielen mir die Leute vom technischen Dienst in Chemieschutzanzügen auf.

O Gott, was spielte sich da unten ab?

Angriff mit chemischen Waffen?

Krieg?

Ist das möglich? Heutzutage? Selbstverständlich ist es das.

10

Es war wohl der unheimlichste Anblick, den ich in all den Jahren als Polizist gesehen hatte: totale Vernichtung, ohne irgendeinen ersichtlichen Grund.

Gleich nach der Landung verließ ich den Hubschrauber. Sofort wurde ich in einen Schutzanzug gesteckt, Gasmaske und anderes Gerät eingeschlossen. Die Gummimaske war das allerneueste Modell, mit dualen Augenstücken und einem inneren Trinkschlauch, um die Flüssigkeitszufuhr zu gewährleisten. Ich kam mir wie ein Darsteller in einer Horrorstory von Philip K. Dick vor. Aber ich musste nicht lange leiden. Sobald ich mehrere Armeeoffiziere ohne Maske umherlaufen sah, nahm ich mein unbequemes Ding auch ab.

Kurz nach meiner Ankunft schienen wir Glück zu haben. Mehrere Bergsteiger hatten einen Mann mit einer Videokamera gesehen, der die Explosion filmte. Er wirkte verdächtig, und einer der Kletterer hatte den Mann mit seiner Digitalkamera aufgenommen. Die Bergsteiger hatten auch die Evakuierung der Siedlung fotografiert.

Zwei unserer Agenten befragten die Bergsteiger. Sobald die Agenten fertig waren, wollte ich mit ihnen so schnell wie möglich sprechen. Unglücklicherweise hatte die örtliche Polizei die Kamera zuerst in die Hände bekommen und gab sie nicht frei, bis ihr Chief am Tatort erschien. Er verspätete sich, weil er einen Jagdausflug gemacht hatte.

Als der Chief endlich in einem alten schwarzen Dodge Polaris eintraf, belegte ich ihn sofort mit Beschlag. Ich sprach ihn schon an, ehe er aus dem Wagen geklettert war.

»Chief, Ihre Leute halten ein wichtiges Beweisstück zu-

rück. Wir müssen das unbedingt sehen«, erklärte ich, ohne die Stimme gegen den etwa sechzigjährigen Mann mit Bauch zu erheben. Trotzdem drückte ich mich glasklar aus. »Jetzt ist das eine Ermittlung des FBI. Ich bin hier in meiner Eigenschaft als FBI-Agent und der örtlichen Sicherheitsbehörde. Wir haben wegen Ihrer Leute wertvolle Zeit verloren.«

Für den Chief der Polizei sprach, dass er selbst aufgebracht war. »Bringt das Beweisstück herüber, ihr Schwachköpfe!«, brüllte er seine Leute an. »Was zum Teufel wollt ihr beide hier abziehen? Was habt ihr euch gedacht? Seid ihr überhaupt fähig *zu denken*? Her mit der Kamera.«

Seine Männer liefen herbei. Der Größere der beiden, der Schwiegersohn des Chiefs, wie ich später herausfand, reichte ihm die Kamera. Es war eine Canon Power Shot. Ich wusste, wie ich bei diesem Modell an die Bilder kam.

Also, was haben wir denn da? Die ersten Fotos waren hervorragende Naturaufnahmen. Keine Menschen drauf. Nahaufnahmen und Weitwinkelschüsse.

Dann folgten die Bilder über die Evakuierung. Unglaublich.

Und danach schließlich sah ich zum ersten Mal den Mann, der die Explosion gefilmt hatte.

Er stand mit dem Rücken zur Kamera. Anfangs stand er, auf dem nächsten Foto war er auf einem Knie. Wahrscheinlich um einen besseren Winkel zu erzielen.

Ich habe keine Ahnung, was den Kletterer bewogen hatte, diese Bilder zu schießen, aber Hochachtung vor seinen Instinkten! Der geheimnisvolle Mann filmte die verlassene Stadt mit einer Videokamera – und plötzlich ging alles in

mehrere hundert Meter hohe Flammen auf. Offensichtlich hatte er von dem Angriff gewusst, *ehe* dieser stattfand.

Auf dem nächsten Bild sah man, wie der Mann sich in Richtung der Bergsteiger umdrehte. Er schien direkt auf sie zuzugehen – jedenfalls sah es so auf dem Foto aus. Ich fragte mich, ob er entdeckt hatte, dass einer ihn fotografierte. Er blickte in ihre Richtung.

Und dabei sah ich sein Gesicht. Ich konnte nicht fassen, was ich sah. *Ich erkannte ihn auf Anhieb.* Weshalb auch nicht? Seit Jahren verfolgte ich ihn. Er wurde wegen über einem Dutzend Morde hier und in Europa gesucht. Er war ein bösartiger Psychopath, einer der schlimmsten abartigsten Serienkiller, der sich irgendwo in der Welt frei herumtrieb.

Er hieß Geoffrey Shafer, aber ich kannte ihn mehr unter dem Namen Wiesel.

Was tat er hier?

11

Es gab noch mehrere kristallklare Fotos, als sich das verhasste Wiesel dem Fotografen näherte.

Schon vom Anblick wurde mir schwindlig und kotzübel. Mein Mund war trocken, ich leckte mir ständig die Lippen. *Was tat Shafer hier? Welche Verbindung bestand zwischen ihm und der Bombe, die diese Siedlung dem Erdboden gleichgemacht hatte?* Es war verrückt, wie ein Traum – total unreal.

Vor drei Jahren war ich Colonel Geoffrey Shafer zum ersten Mal begegnet, in Washington, D.C. Er hatte dort über ein Dutzend Menschen ermordet, obwohl wir ihm das nie beweisen konnten. Er hatte sich als Taxifahrer verkleidet, meist im Southeast, wo ich lebte. Die Beute war leicht zu erlegen, und er wusste, dass die Ermittlungen der Polizei in Washington nicht allzu tiefsschürfend durchgeführt wurden, wenn die Opfer schwarz und arm waren. Shafer hatte tagsüber einen Job – er war Colonel bei der Armee und arbeitete in der Britischen Botschaft. Nach außen hin wirkte er wie ein rechtschaffener Beamter. Dennoch war er ein entsetzlicher abartiger Mörder, einer der schlimmsten Serienkiller, die mir je über den Weg gelaufen waren.

Ein örtlicher Agent namens Fred Wade kam zu mir zum Hubschrauber, der mich hergebracht hatte. Ich studierte die Fotos des Bergsteigers. Wade sagte, er würde gern wissen, was hier los sei. Das konnte ich ihm nicht verübeln. Ich hätte es ebenso gern gewusst.

»Der Mann, der die Explosion auf Video aufgenommen hat, heißt Geoffrey Shafer«, erklärte ich Wade. »Ich kenne ihn. Er beging mehrere Morde in Washington, D.C. als ich

dort beim Morddezernat gearbeitet habe. Als Letztes hörten wir, dass er nach London geflohen sei. In einem Supermarkt in London hat er seine Frau vor den Augen ihrer Kinder ermordet. Dann ist er untergetaucht. Na ja, jetzt ist er offensichtlich wieder hier. Ich habe keine Ahnung, weshalb, aber ich bekomme grauenvolle Kopfschmerzen, wenn ich nur an ihn denke.«

Ich nahm mein Handy heraus und rief in Washington an. Während ich schilderte, was ich herausgefunden hatte, schaute ich noch mal die letzten Fotos von Colonel Shafer an. Auf einem kletterte er in einen roten Ford Bronco.

Auf einem anderen sah man den Bronco von hinten, als er davonfuhr. O Gott! Man konnte das Nummernschild lesen.

Und das war das bis jetzt Seltsamste: *Das Wiesel hatte einen Fehler begangen.*

Das Wiesel, das ich kannte, machte nie Fehler.

Vielleicht war es kein Fehler.

Vielleicht gehörte es zu einem Plan.

12

Der Wolf war nach wie vor in Los Angeles, aber die Berichte kamen regelmäßig aus der Wüste Nevadas. Polizei trifft beim Sunrise Valley ein ... dann Hubschrauber ... die US-Armee ... schließlich das FBI.

Sein alter Freund Alex Cross war jetzt also draußen. *Gut für Alex Cross. Was für ein guter Soldat.*

Selbstverständlich blickte niemand dort durch.

Keine schlüssige Theorie über das, was in der Wüste geschehen war.

Wie auch? Es war Chaos, und das war das Schöne dabei. Nichts jagte den Menschen mehr Angst ein als etwas, was sie nicht verstehen konnten.

Ein treffendes Beispiel waren Fedja Abramzov und seine Frau Liza hier in L.A. Fedja wollte gern ein großer Mafia-gangster sein und zur örtlichen Schickeria gehören, deshalb lebte er wie ein Filmstar in Beverly Hills. Das Haus, in dem der Wolf sich zur Zeit aufhielt, gehörte Fedja und Liza. Aber eigentlich gehört es mir, dachte der Wolf. Schließlich war *deren* Geld *sein* Geld. Ohne ihn waren die beiden nur kleine Ganoven mit ehrgeizigen Wahnvorstellungen.

Fedja und Liza hatten gar nicht gewusst, dass er in ihrem Haus war. Die beiden waren in ihrem Ferienhaus in Aspen gewesen und nach Los Angeles erst abends kurz nach zehn Uhr zurückgekehrt.

Ihre Überraschung kann man sich unschwer vorstellen.

Ein mächtig aussehender Mann sitzt allein im Wohnzimmer. Er sitzt seelenruhig da. Friedlich. Dabei drückt er rhythmisch einen Gummiball in der rechten Hand.

Sie hatten ihn noch nie zuvor gesehen.

»Wer zum Teufel sind Sie?«, fragte Liza. »Was machen Sie hier?«

Der Wolf breitete die Arme aus. »Ich bin der, der euch all diese herrlichen Sachen gegeben hat. Und was gebt ihr mir als Gegenleistung? Respektlosigkeit. Ich bin der Wolf.«

Fedja hatte genug gehört. Er wusste, dass er und Liza so gut wie tot waren, wenn der Wolf persönlich erschien und sich von ihnen sehen ließ. *Einige Chance ist weglaufen und zu Gott beten, dass der Wolf allein hier ist, was allerdings unwahrscheinlich ist.*

Er tat einen einzigen Schritt. Der Wolf holte eine Pistole unter einem Kissen hervor. Er war ein hervorragender Schütze. Er schoss Fedja Abramzov einmal in den Rücken und einmal ins Genick.

»Er ist mausetot«, sagte er zu Liza. Er wusste, dass das ihr Spitzname war. »Ich ziehe Jelisaweta vor«, erklärte er. »Nicht so gewöhnlich, so amerikanisiert. Komm und setz dich. Komm. Bitte.«

Der Wolf deutete auf seinen Schoß. »Komm schon. Ich wiederhole mich nicht gern.«

Die junge Frau war hübsch – und zudem gescheit – und offenbar skrupellos wie eine Giftschlange. Sie schritt durch den Raum und setzte sich auf den Schoß des Wolfs. Sie tat, was man ihr sagte. Braves Mädchen.

»Ich mag dich, Jelisaweta. Aber mir bleibt keine Wahl – du hast mir nicht gehorcht. Du und Fedja, ihr habt mir Geld gestohlen. Keine Widerrede. Ich weiß, dass das stimmt.« Er blickte in ihre schönen braunen Augen. »Weißt du, was Zamochit ist?«, fragte er. »Das Brechen der Knochen?«

Augenscheinlich wusste Jelisaweta es, denn sie schrie so laut sie konnte.

»Gut so«, sagte der Wolf und packte das schlanke linke Handgelenk der Frau. »Heute läuft alles bestens.«

Er begann mit Jelisawetas kleinem Finger.

13

Hatte ein Krieg begonnen? Wenn ja, wer war der Feind?

Es war in der Wüste stockdunkel und eiskalt. Unheimlich und irreführend, um es gelinde auszudrücken.

Kein Mond am Himmel. Gehörte das zum Plan? Was sollte als Nächstes geschehen? Wo? Wem? Warum?

Ich bemühte mich, meine Gedanken zu ordnen und zumindest eine Art provisorischen Plan für die nächsten paar Stunden zu entwerfen. Schwierig, vielleicht sogar unmöglich. Wir suchten nach einer kleinen Fahrzeugkolonne von Armeetrucks und Jeeps, die anscheinend wie von der Wüste verschluckt worden waren. Aber wir hatten auch einen Ford Bronco mit Nummernschildern aus Nevada, 322JBP, und dem Logo des Sonnenuntergangs.

Und wir suchten nach Geoffrey Shafer. Warum sollte das Wiesel hier sein?

Während wir darauf warteten, dass uns etwas weiterhalf, eventuell eine Nachricht oder eine Warnung, ging ich dort umher, wo vorher Sunrise Valley gewesen war. Wo die Bombe explodiert war, waren Bauten und Fahrzeuge nicht nur platt gedrückt, sondern buchstäblich verdunstet. Immer noch schwebten kleine Teilchen des Todes und der Zerstörung, Funken und Asche, durch die Luft. Der Nachthimmel war von einer dunklen ölichen Rauchwolke verdeckt. Ich war tief betroffen von der Vorstellung, dass nur ein einziger Mensch so etwas erdenken und durchführen konnte – und nur ein einziger es wollen würde.

Bei meinem Rundgang durch die Schuttberge sprach ich mit Agenten und Technikern, welche an den Ermittlungen

beteiligt waren, und machte mir einige Notizen über den Schauplatz des Verbrechens:

Trümmerteile der Wohnwagensiedlung sind überall verstreut.

Zeugen beschreiben Kanister, die aus einem Propellerflugzeug herabfielen.

Ein Kanister schien auf ein Mobilehome zu fallen, explodierte jedoch in der Luft darüber.

Anfangs glich die Explosion einer »weißen wabbelnden Quallenwolke«. Dann explodierte die Wolke.

Die durch die Hitze entstandenen starken Winde, Wirbelstürme, wehten offenbar mehrere Minuten lang mit Orkanstärke.

Bis jetzt hatten wir nur eine Leiche im Schutt entdeckt. Alle fragten sich verblüfft: Weshalb nur ein Toter? Warum wurden die anderen Bewohner verschont? Warum wurde diese Kleinstadt aus Wohnwagen überhaupt in die Luft gejagt?

Es ergab keinen Sinn. Bis jetzt nicht. Besonders nicht Shafers Anwesenheit.

Eine der örtlichen FBI-Agenten, Ginny Moriarity, rief meinen Namen. Ich drehte mich um. Sie winkte mir aufgereggt, zu ihr zu kommen.

Ich lief zu ihr und einigen Polizisten, mit denen sie zusammenstand. Alle schienen über irgendetwas sehr aufgereggt zu sein.

»Wir haben den Bronco gefunden!«, rief sie. »Keine Armee-Trucks, aber wir haben den Bronco in Wells aufgefunden.«

»Was ist in Wells?«, fragte ich Moriarity.

»Ein Flughafen.«

14

»Los!«

Ich saß wieder im FBI-Hubschrauber. Wir flogen so schnell wie möglich nach Wells und hofften, das Wiesel zu erwischen. Es war eine geringe Chance, doch wir hatten nichts anderes. Die Agenten Wade und Moriarity begleiteten mich. Sie wollten nicht verpassen, was uns in Wells erwartete.

Als wir das, was von Sunrise Valley übrig war, verließen, betrachtete ich die Wüste. Die einstige Siedlung lag ungefähr dreizehnhundert Meter hoch.

Ich schaltete meine Umgebung völlig aus und dachte nur an Shafer. Ich bemühte mich, herauszufinden, was ihn möglicherweise mit dieser Sauerei verband, mit dieser Katastrophe, diesem Schauplatz eines Mordes. Vor drei Jahren hatte Shafer Christine Johnson entführt. Das war geschehen, als wir einen Familienurlaub auf Bermuda gemacht hatten. Damals war ich mit Christine verlobt gewesen. Wir wollten heiraten. Beide wussten wir nicht, dass sie mit Alex schwanger war, als Shafer sie entführte. Nach ihrer Befreiung war unsere Beziehung nie wieder wie früher. John Sampson, mein bester Freund, und ich fanden sie auf Jamaika. Christine war gefühlsmäßig traumatisiert, was ich ihr selbstverständlich nicht verübeln konnte. Danach zog sie nach Seattle, wo sie jetzt mit Alex lebte. Und ich gab Shafer die Schuld für den Kampf ums Sorgerecht.

Mit wem arbeitete er zusammen? Eins lag auf der Hand und war für die Ermittlungen wahrscheinlich nützlich: An der Feuerbombardierung von Sunrise Valley waren viele Leute beteiligt. Bis jetzt wussten wir noch nicht, wer die

Männer und Frauen waren, die sich als Angehörige der US-Armee ausgegeben hatten. Aber wir wussten, dass sie keine echten Nationalgardisten gewesen waren. Das hatten uns Quellen aus dem Pentagon bestätigt. Dann war da noch die Bombe, welche die Stadt dem Erdboden gleichgemacht hatte. Wer hatte sie gebaut? Wahrscheinlich jemand mit militärischer Erfahrung. Shafer war Colonel in der britischen Armee gewesen, aber er hatte auch als Söldner gedient.

Eine Menge interessanter Verbindungen, doch nichts war bis jetzt sehr klar.

Der Hubschrauberpilot drehte sich zu mir um. »Sobald wir die Berge vor uns überflogen haben, sollten wir Augenkontakt mit Wells haben. Auf alle Fälle sehen wir die Licher. Aber die sehen uns dann auch. Ich glaube nicht, dass wir uns da unten unbemerkt anschleichen können.«

Ich nickte. »Versuchen Sie, so nahe wie möglich am Flughafen zu landen. Wir nehmen Verbindung mit der Staatspolizei auf. Vielleicht geraten wir unter Feuer«, fügte ich hinzu.

»Verstanden«, sagte der Pilot.

Ich besprach unsere Möglichkeiten mit Wade und Moriarity. Sollten wir direkt auf dem Flughafen landen oder lieber in der Nähe in der Wüste? Hatte einer der beiden schon mal geschossen oder war unter Beschuss geraten? Ich musste herausfinden, dass beides nicht auf die zwei zutraf. Na, klasse.

Wieder drehte sich der Pilot zu uns um. »Jetzt geht's los. Der Flughafen taucht gleich rechts auf. Da.«

Plötzlich sah ich einen kleinen Flughafen mit einem zweistöckigen Gebäude und zwei Landebahnen. Ich entdeckte ungefähr ein halbes Dutzend Autos, aber keinen roten Bronco.

Dann sah ich ein kleines Privatflugzeug über die Piste rollen, offenbar wollte es losfliegen.

Shafer? Das erschien mir nicht sehr wahrscheinlich, aber ich hatte nichts Besseres.

»Ich dachte, wir hätten Wells geschlossen«, sagte ich zum Piloten.

»Ich auch. Vielleicht ist das unser Bursche. Wenn ja, ist er weg. Das ist ein Learjet fünf-fünf, und diese Kiste ist verdammt schnell.«

Uns blieb nichts anderes zu tun, als zuzuschauen. Der Learjet schoss auf einer Landebahn dahin, dann hob er ab und schwang sich mühelos in die Lüfte. Ich konnte mir Geoffrey Shafer sehr wohl an Bord vorstellen, wie er auf die FBI-Hubschrauber hinablachte und uns vermutlich den Stinkefinger zeigte. Oder zeigte er nur *mir* den Finger? Konnte er wissen, dass ich hier war?

Wenige Minuten später landeten wir in Wells. Fast sofort erhielt ich die Schreckensmeldung, dass der Learjet nicht auf dem Radar auszumachen war.

»Was meinen Sie mit: nicht auf dem Radar?«, fragte ich die beiden Techniker im winzigen Wells-Kontrollraum.

Der Ältere der beiden antwortete. »Damit meine ich, dass der Jet spurlos vom Antlitz der Erde verschwunden zu sein scheint. Als sei er nie hier gewesen.«

Aber das Wiesel war hier gewesen – *ich hatte ihn gesehen*. Und ich hatte Fotos, die das bewiesen.

15

Geoffrey Shafer fuhr mit einem dunkelblauen Oldsmobile Cutlass durch die Wüste. Er war *nicht* an Bord des Jets, der von Wells, Nevada, abgeflogen war. Das wäre zu leicht gewesen.

Wiesel haben stets mehrere Fluchtwege geplant.

Beim Fahren dachte Shafer, dass der einfach brillante Plan in der Wüste sehr gut funktioniert hatte. Selbstverständlich hatte es eingebaute Sicherheitsvorkehrungen für Eventualitäten gegeben, falls etwas schief laufen würde. Er hatte außerdem festgestellt, dass Dr. Cross jetzt fürs FBI arbeitete, als er in Nevada aufgetaucht war.

Gehört das auch zum großen Bild? Irgendwie ging er davon aus. Aber warum Cross? Was hatte der Wolf mit ihm vor?

Das Wiesel machte in Fallon, Nevada, Halt. Dort sollte er seinen nächsten Kontakt treffen. Er wusste nicht genau, *wen* er treffen sollte, auch nicht *weshalb* oder *wohin* diese ganze Operation führte. Er kannte nur sein Teil des Puzzles – und seine eindeutigen Befehle lauteten, von Fallon aus anzurufen und die nächsten Anweisungen einzuholen.

Infolgedessen mietete er sich gehorsam im Best Inn Fallon ein und ging sofort auf sein Zimmer. Er benutzte das Handy, welches er, laut Befehl, nach dem Anruf zerstören sollte. Es wurden keine Belanglosigkeiten ausgetauscht, keine unnötigen Worte. Nur das Geschäftliche.

»Hier ist der Wolf«, hörte er, nachdem die Verbindung zustande gekommen war. Shafer fragte sich, ob das stimmte. Laut Gerüchten hatte der echte Wolf etliche Doppelgänger. Alle mit ihrem Stück des Puzzles, richtig?

Als Nächstes hörte er beunruhigende Neuigkeiten. »Man

hat Sie gesehen, Colonel Shafer. Man hat Sie in der Nähe von Sunrise Valley entdeckt und fotografiert. Haben Sie das gewusst?«

Erst versuchte Shafer das abzustreiten, aber der Wolf schnitt ihm das Wort ab.

»Wir sehen uns gerade Abzüge der Fotos an. Deshalb hat man den Bronco nach Wells verfolgt. Deshalb haben wir Ihnen befohlen, außerhalb der Stadt die Fahrzeuge zu wechseln und nach Fallon zu fahren. Nur für den Fall, dass etwas schief ging.«

Shafer wusste nicht, was er sagen sollte. Wie konnte man ihn in diesem Nest am Arsch der Welt entdecken? Warum war Cross dort?

Schließlich lachte der Wolf. »Ach, zerbrechen Sie sich nicht Ihren hübschen Kopf, Colonel. Sie sollten entdeckt werden. Der Fotograf arbeitet für uns.

Und jetzt begeben Sie sich zu Ihrem nächsten Kontaktpunkt. Amüsieren Sie sich in Fallon. Machen Sie ruhig ein Fass auf, Colonel. Ich möchte, dass Sie draußen in der Wüste jemanden töten. Sie wählen das Opfer. Ziehen Sie die Sache durch. *Das ist ein Befehl.*«

16

Mit jeder Stunde wuchs der Pegel meiner Frustration und der Spannung und ebenso die allgemeine Verwirrung über den Fall. Noch nie hatte ich in meinem Leben blitzartig so viel

Chaos erlebt.

Einen Tag nach der Bombardierung gab es nur noch ein Loch in der Wüste Nevadas und ein paar fragwürdige Hinweise. Wir hatten mit über dreihundert Bewohnern von Sunrise Valley gesprochen. Doch keiner der Überlebenden hatte irgendeinen Hinweis, der uns weitergeführt hätte. In den Tagen vor dem Bombenanschlag hatte sich nichts Ungewöhnliches ereignet. Kein Fremder war aufgetaucht. Wir hatten keine Armeefahrzeuge gefunden oder feststellen können, woher sie stammten. Was im Sunrise Valley geschehen war, ergab nach wie vor keinen Sinn. Ebenso wenig wie die Anwesenheit Colonel Shafers. Bis jetzt hatte sich außerdem noch niemand zu der Bombardierung bekannt.

Nach zwei Tagen konnte ich draußen in der Wüste nicht mehr viel ausrichten, deshalb flog ich zurück nach Washington. Nana, die Kinder, sogar die Katze Rosie warteten auf der Vorderveranda auf mich.

Mein Heim, mein gemütliches Heim! Warum lernte ich nie, dort zu bleiben?

»Das ist eine schöne Überraschung«, sagte ich und lief strahlend die Stufen hinauf. »Ein Willkommenskomitee. Ich nehme an, ihr habt mich alle vermisst, richtig? Wie lange wartet ihr hier draußen schon auf Papi?«

Nana und die Kinder schüttelten fast gleichzeitig die Köpfe. Ich witterte eine Verschwörung.

»Natürlich freuen wir uns, dich zu sehen, Alex«, sagte Nana und lächelte endlich. *Alle. Eine Verschwörung, ganz sicher.*

»Erwischt!«, sagte Jannie, die inzwischen zehn Jahre alt war. Sie trug einen gehäkelten Sonnenhut, unter dem ihre Zöpfe heraushingen. »Selbstverständlich sind wir dein Willkommenskomitee. Selbstverständlich haben wir dich vermisst, Daddy.«

»Ja, voll erwischt!«, meinte Damon grinsend. Er hockte auf dem Geländer. Er war zwölf und sah auch so aus. Sean- John-T-Shirt, enge Jeans, Hiptowns.

Ich zeigte mit dem Finger auf ihn. »Ich erwische dich, wenn du das Geländer zerbrichst.« Dann grinste ich und schloss ihn in die Arme.

Danach musste ich alle möglichen Fragen über Klein Alex beantworten und meine Digitalkamera herumzeigen mit Dutzenden von Fotos unseres geliebten kleinen Mannes.

Alle waren jetzt fröhlich und lachten. Ja, es war eindeutig schön, wieder daheim zu sein, obgleich ich dabei auf neue Meldungen über die Bombardierung in Nevada und die Gründe von Shafers Beteiligung wartete.

Nana hatte ein köstliches Abendessen für mich zubereitet: Brathuhn mit Knoblauch, Zitrone, Squash, Champignons und Zwiebeln. Danach gab es für jeden eine mächtige Schale mit Eis, und später wurde gemeinsam aufgeräumt. Dann zeigte mir Jannie eine Zeichnung mit Bleistift und Tinte ihrer derzeitigen Idole Venus und Serena Williams, die echt sensationell gut war. Schließlich sahen wir uns gemeinsam im Fernsehen die Washington Wizards an. Danach gingen wir ins Bett, doch zuvor gab es noch viele Küsse und Um-

armungen. Schön, richtig schön. Viel, viel besser als gestern, und ich war bereit zu wetten, schöner als morgen.

17

Gegen elf Uhr abends stieg ich endlich die Treppe zu meinem Arbeitszimmer im Dachboden hinauf. Zwanzig Minuten lang studierte ich noch mal alles, was ich über den Fall im Sunrise Valley vorliegen hatte, um mich auf den nächsten Tag vorzubereiten. Dann rief ich Jamilla in San Francisco an. Ich hatte mit ihr etliche Male in den letzten zwei Tagen telefoniert, aber ich war zu beschäftigt gewesen, um lang mit ihr sprechen zu können. Meiner Meinung nach müsste sie inzwischen nach der Arbeit zu Hause sein. Aber ich bekam nur den Anrufbeantworter. Ich hinterlasse nicht gern Nachrichten auf Band, vor allem, seit ich ihr bereits einige aus Nevada geschickt hatte. Doch jetzt sagte ich: »Hallo, hier ist Alex. Ich versuche dir immer noch die Idee zu verkaufen, mir zu verzeihen, was auf dem Flughafen in San Francisco passiert ist. Wenn du bald an die Ostküste kommen willst, zahle ich dir liebend gern das Ticket. Ich melde mich bald wieder. Ich vermisste dich, Jam. Wiedersehen.«

Ich legte auf und stieß den tiefen Seufzer aus, den ich schon lang zurückgehalten hatte. Ich vermasselte es wieder mal, richtig? *Ja, zum Teufel!* Ich tat es. Aber warum bloß?

Ich ging nach unten und aß ein doppeltes Stück Maisbrot, das Nana für morgen gebacken hatte. Aber es half nichts. Ich fühlte mich nur noch schuldiger, weil ich zu viel aß. Ich setzte mich auf einen Küchenstuhl, nahm Katze Rosie auf den Schoß und streichelte sie.

»Du magst mich, nicht wahr, Rosie? Eigentlich bin ich doch ein netter Kerl, oder?«

Doch für diesen Abend waren die Telefonanrufe noch

nicht beendet. Kurz nach Mitternacht erhielt ich den Anruf eines der Agenten, mit denen ich in Nevada gearbeitet hatte. Fred Wade hatte etwas, von dem er glaubte, dass ich es interessant finden könnte. »Wir haben das gerade aus Fallon bekommen«, sagte er. »Die Empfangsdame in einem Best Inn wurde vor zwei Nächten vergewaltigt und ermordet. Ihre Leiche wurde im Gebüsch in der Nähe des Parkplatzes des Hotels abgelegt. Sieht so aus, als sollten wir sie finden. Wir haben die Beschreibung eines Gastes, die auf Ihren Colonel Shafer passen könnte. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass der Fallon längst verlassen hat.«

Ihr Colonel Shafer. Das sagte doch alles. Er hat Fallon längst verlassen. Selbstverständlich hat er das.

18

In dieser Nacht habe ich nicht viel geschlafen. Ich glaube, ich hatte schreckliche Albträume über das Wiesel. Und über den Holocaust in Sunrise Valley, Nevada. Morgens musste ich die Erlaubnisscheine für den Schulausflug zum National Aquarium in Baltimore für die Kinder unterschreiben.

Ich unterschrieb sie in aller Frühe um halb fünf, ehe sie wach waren. Im Haus war noch alles dunkel, als ich mich hinausschlich, um zur Arbeit zu fahren. Ich konnte mich nicht verabschieden. Das kann ich absolut nicht leiden. Ich habe Jannie und Damon aber Nachrichten hinterlassen. *So ein netter Papi, richtig?*

Ich fuhr mit der Musik von Alicia Keys und Calvin Richardson in die Arbeit. Gute Gesellschaft für unterwegs und für alles, was mir bevorstand.

Seit dem 11. September hatte sich im FBI-Hauptquartier dramatisch viel verändert. Ständig wurden Warnungen und neue Verhaltensregeln ausgegeben. Für viele war die Organisation reaktiv und ermittelte zu viel. Sie sollte viel proaktiver und effektiver werden. Kürzlich erhielt das Hoover Building ein Software-Package für sechs Millionen, eingeschlossen eine Vierzig-Millionen-Seiten-Terroristen-Database, die bis 93 zum Bombenanschlag auf das World Trade Center zurückreichte.

Wir hatten einen wahren Blizzard an Informationen. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, herauszufinden, ob eine davon verdammt noch mal was nützte.

Ungefähr ein Dutzend von uns versammelten sich an diesem Morgen im Kommandoraum des Centers für Strategie

Information und Operations im vierten Stock. Thema war: Sunrise Valley. Das Auslöschen dieser Siedlung wurde als »größere Bedrohung« geführt, obgleich wir keinen blassen Schimmer hatten, ob dem tatsächlich so war. Bisher hatten wir keinerlei Hinweise, worum es bei Sunrise Valley tatsächlich ging.

Immer noch hatten wir keinen Kontakt mit den Attentätern. Kein Wort.

Surreal. Und wahrscheinlich gespenstischer, als *wenn* wir von ihnen gehört hätten.

Dieser Konferenzraum war einer der schickeren und gemütlicheren: jede Menge blaue Lederarmsessel, ein dunkler Holztisch, weinfarbener Teppich. Zwei Fahnen – die amerikanische und die des Bundesstaats –, viele frische weiße Hemden und gestreifte Krawatten rund um den Tisch.

Ich trug Jeans und eine Windjacke, auf dem stand FBI TERRORISM TASK FORCE. Ich hatte das Gefühl, als sei ich der Einzige, der für diesen Tag passend angezogen war. Dieser Fall war alles andere als Routine.

Eine Menge hohe Tiere befanden sich im Raum. Burt Manning war der mit dem höchsten Rang und einer der fünf stellvertretenden Direktoren des FBI. Ferner waren hohe Beamte von der National Joint Terrorism Task Force anwesend. Dann noch der Topanalytiker des neuen Geheimdienstbüros, welches Experten vom FBI und der CIA bildeten.

Mein Partner an diesem Morgen war Monnie Donnelley, eine hervorragende Analytikerin und eine gute Freundin aus meiner Zeit in Quantico.

»Ich sehe, du hast eine persönliche Einladung«, sagte ich,

als ich mich neben Monnie setzte. »Willkommen bei der Party.«

»Oh, die möchte ich auf keinen Fall verpassen. Irgendwie ist es wie Science-Fiction. So abartig, Alex.«

»Ja, das ist es wirklich.«

Vorn im Raum stand die Leitende Spezial-Agentin von der Außenstelle des FBI in Las Vegas vor dem Bildschirm. Die LSA berichtete über das mobile kriminaltechnische Labor, das man innerhalb der Ortsgrenzen des früheren Sunset Valley aufgestellt hatte. Sie brachte allerdings nicht viel Neues vor, und die Besprechung wandte sich schnell der Einschätzung der Bedrohung zu.

Von jetzt an wurde es interessanter.

Erstens wurde über die inländischen Terroristengruppen gesprochen, wie die National Alliance und die Aryan Nations. Aber keiner glaubte wirklich, dass diese Hohlköpfe für eine derartig gut geplante Operation verantwortlich waren. Dann kamen die letzten Meldungen über Al Kaida und Hisbollah, die radikale Dschihadbewegung. Über diese Gruppen wurden etliche Stunden heiß diskutiert. Sie waren eindeutig verdächtig. Dann verteilte Manning die offiziellen Aufgaben.

Ich bekam keine Aufgabe. Das brachte mich auf den Gedanken, dass ich wohl bald von Direktor Burns hören würde. Ich war nicht besonders erpicht, über diesen Fall von ihm zu hören. Ich wollte nicht schon wieder Washington verlassen und absolut überhaupt nicht nach Nevada fliegen.

Und dann geriet alles außer Rand und Band.

Jeder Pieper im Konferenzraum meldete sich gleichzeitig! Innerhalb von Sekunden schauten alle auf ihren Pieper,

ich eingeschlossen. Seit mehreren Monaten wurden allen höheren Agenten Terrorwarnungen sofort zugestellt, ganz gleich, ob es sich um ein verdächtiges Paket in einer New Yorker Subway handelte oder eine Anthrax-Drohung in Los Angeles.

Die Nachricht auf meinem Pieper lautete: IM STÜTZ-PUNKT DER AIR FORCE KIRTLAND IN ALBUQUERQUE WERDEN ZWEI BODEN-LUFT-RAKETEN VERMISST.

VERBINDUNG ZU SUNRISE VALLEY WIRD UNTERSUCHT

WEITERE INFOS FOLGEN.

19

KEINE PAUSE FÜR DIE GERECHTEN stand auf einem Plakat an der Wand bei der Kantine und dem Getränkeautomaten. Um fünf Uhr fünfzig morgens wurden wir erneut in den Konferenzraum im vierten Stock gerufen. Dieselbe Gruppe wie zuvor. Einige von uns vermuteten, dass das Büro inzwischen von jemandem kontaktiert worden war, der für die Bombardierung von Sunrise Valley verantwortlich war. Andere glaubten, es habe mit dem Diebstahl der Raketen in Kirtland zu tun.

Wenige Minuten später traf ein halbes Dutzend CIA-Agenten ein. Alle im Anzug mit Diplomatenkoffer. Dann erschien noch ein halbes Dutzend Spitzeneule vom Ministerium für Heimatschutz. Eindeutig wurde die Sache ernst.

»Jetzt wird's heikel«, flüsterte Monnie Donnelley mir zu. »Es ist eine Sache, wenn man über die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Diensten redet. Aber die CIA ist jetzt *tatsächlich* hier.«

Ich lächelte Monnie an. »Du hast ja fabelhafte Laune.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Wie General Patton über das Schlachtfeld zu sagen pflegte: ›Gott steh mir bei, ich liebe es einfach!‹«

Direktor Burns betrat den Raum um Punkt sechs Uhr. Begleitet wurde er von Thomas Weir, dem Leiter der CIA, und Stephen Bowen vom Ministerium für Heimatschutz. Die drei Chefs sahen extrem beunruhigt aus. Vielleicht lag es daran, dass sie gemeinsam hier waren – was uns ebenso nervös machte.

Monnie und ich wechselten einen viel sagenden Blick. Mehrere Agenten redeten noch weiter, als die Direktoren ganz vorn ihre Plätze einnahmen. Das war die Art von alten Hasen, um zu zeigen, dass sie früher schon so etwas erlebt hatten. Aber hatten sie das? Hatte irgendjemand das? Ich hielt das für unwahrscheinlich.

»Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit«, sagte Direktor Burns. Schlagartig wurde es still im Raum. Alle Augen waren nach vorn gerichtet.

Burns ließ die Stille wirken, dann fuhr er fort.

»Ich möchte Sie rasch aufs Laufende bringen. Den ersten Kontakt über diese Situation erhielten wir zwei Tage vor der Bombardierung von Sunrise Valley, Nevada. Die ursprüngliche Nachricht schloss mit den Worten: ›Wir hoffen, dass niemand bei dieser Gewaltaktion verletzt wird.‹ Über die Art und Weise der ›Gewaltaktion‹ wurde nichts erklärt oder angedeutet. Ferner erhielten wir strikte Anweisung, diesen ersten Kontakt niemandem mitzuteilen. Man warnte uns, dass es ernste Konsequenzen gäbe, wenn wir diese Anweisung nicht befolgten. Allerdings wurden diese Konsequenzen ebenfalls nicht näher erläutert.«

Burns machte eine Pause und ließ die Augen durch den Raum schweifen. Als er meinen Blick auffing, nickte er. Ich fragte mich, wie viel er wusste, was wir Übrigen nicht wussten. Und wer war noch involviert? Das Weiße Haus? Meiner Meinung nach ja.

»Seitdem hat man uns jeden Tag kontaktiert. Eine Nachricht ging an Mr. Bowen, eine an Direktor Weir und eine an mich. Bis dato war nichts Wichtiges dabei. Doch heute Morgen erhielten wir alle drei einen Film über die Bombar-

dierung in Nevada. Der Film wurde bearbeitet. Ich möchte ihn jetzt allen vorführen.«

Burns gab ein Handzeichen, worauf auf einem halben Dutzend Monitore im Raum der Film ablief. Er war in Schwarzweiß, körnig und wirkte wie von einer Handkamera gedreht, so ähnlich wie eine Kriegsberichterstattung. Im Raum war es mucksmäuschenstill, während wir uns den Film anschauten.

Aus einer Entfernung von etwa einer Meile zeigte eine Kameraeinstellung, wie Armee-Trucks und Jeeps in Sunrise Valley eintrafen. Gleich darauf wurden die völlig verwirrten Bewohner aus ihren Mobilehomes zu den Trucks gebracht.

Ein Mann zog eine Pistole und wurde auf der Straße erschossen. Douglas Puslowski. Das wusste ich.

Dann fuhr die Kolonne los, wobei sie riesige Staubwolken aufwirbelte.

Auf dem nächsten Bild sah man einen großen dunklen Gegenstand vom Himmel fallen. Dann gab es eine unglaubliche Explosion, während er sich noch in der Luft befand.

Die eigentliche Bombardierung war stark bearbeitet worden. Die Aufnahmen stammten alle aus einer einzigen Kamera. Die Schnitte waren hart, aber äußerst beeindruckend.

Dann folgte eine lange Folge über die Explosion. Das Flugzeug, das die Bombe abgeworfen hatte, wurde nie gezeigt.

»Sie haben die ganze verfluchte Scheiße gefilmt«, knurrte Burns. »Sie wollten uns wissen lassen, dass sie dort waren, dass sie diejenigen sind, welche diese Siedlung ausgelöscht haben. In wenigen Minuten werden sie uns telefonisch mitteilen, weshalb.

Die Person, welche die Anrufe tigt, verwendet Telefonkarten für öffentliche Fernsprecher. Primitiv, aber effektiv. Bis jetzt haben wir Anrufe aus Lebensmittelgeschäften, Kinos und Bowling-Bahnen erhalten. Wie Sie wissen, kann man diese praktisch nicht zurückverfolgen.«

Ein oder zwei Minuten saßen wir schweigend da. Einige murmelten mit ihren Kollegen.

Dann unterbrach das Klingeln des Telefons die Stille. Es war das Telefon vorn im Raum.

20

»Ich schalte auf Lautsprecher, damit alle mithören können«, erklärte Burns. »Sie sagten, das sei gestattet, sogar ratsam, damit Sie alle hier mithören können. Mit anderen Worten – sie erwarteten ein Publikum. Sie werden sehen, dass sie auf strikte Regeln großen Wert legen.«

»Wer zum Teufel sind *sie*?«, flüsterte mir Monnie ins Ohr. »Ja, alles total Sci-Fi. Vielleicht Aliens? Darauf wette ich.«

»Das werden wir in einer Minute wissen. Ich wette nicht gegen dich.«

Direktor Burns drückte auf einen Knopf, und eine männliche Stimme ertönte aus dem Lautsprecher. Die Stimme war stark verzerrt.

»Guten Abend. Hier spricht der Wolf«, hörten wir.

Mir stellten sich sofort die Nackenhaare auf. Ich kannte den Wolf. Ich hatte ihn nahezu ein Jahr lang gejagt. Tatsache war, dass ich nie einen skrupelloseren Killer getroffen hatte.

»Ich bin für die Zerstörung von Sunrise Valley verantwortlich. Ich würde gern ein paar Worte über mich sagen – zumindest so viel, wie Sie zu wissen verdienen. Oder sollte ich sagen, so viel, wie ich will, dass Sie jetzt wissen.«

Monnie blickte mich an und schüttelte stirnrunzelnd den Kopf. Auch sie kannte den Wolf. Die Nachricht hätte nicht schlimmer sein können, wenn sie direkt aus der Hölle gekommen wäre.

»Schön, zu so vielen von Ihnen sprechen zu können, so viele Leute, die sich wichtig vorkommen, haben sich versammelt, nur um mein Gelaber zu hören. FBI, CIA, Hei-

matschutz«, fuhr der Wolf fort. »Ich bin tief beeindruckt. Ich fühle mich geradezu demütig.«

»Wollen Sie nur reden oder auch zuhören?«, fragte Burns.

»Mit wem spreche ich? Wer war das gerade? Würden Sie die Güte haben, sich zu identifizieren?«

»Hier ist Direktor Burns, FBI. Direktor Weir von der CIA und Stephen Bowen vom Heimatschutz sind ebenfalls anwesend.«

Aus dem Lautsprecher drangen Töne, die man für Lachen halten konnte. »Also wirklich, ich fühle mich zutiefst geehrt, Mr. Burns. Ich hatte erwartet, dass Sie einen Ihrer Lakaien beauftragen würden, mit mir zu sprechen. Zumindest am Anfang. Jemanden wie Dr. Cross. Aber Sie wissen ja, es ist besser, wenn wir von Spitze zu Spitze reden. Das ist immer am besten, finden Sie nicht auch?«

Weir von der CIA ergriff das Wort. »In Ihrem früheren Kontakt haben Sie ausdrücklich auf der ›Spitzenmannschaft‹ bestanden. Glauben Sie mir, das sind wir. Wir nehmen den Bombenanschlag in Nevada äußerst ernst.«

»Sie haben tatsächlich zugehört. Ich bin beeindruckt. Ich habe alles über Sie gehört, Mr. Weir. Allerdings sehe ich da zwischen uns einige Probleme in der Zukunft voraus.«

»Welche sollten das sein?«

»Sie sind die CIA. Ihnen kann man nicht trauen. Nicht eine Minute lang ... Lesen Sie nicht Ihren Graham Green? Wer ist sonst noch in Ihrem Spitzenteam?«, fragte der Wolf. »Stehen Sie alle auf. Durchzählen.«

Burns ging umher und bat um laute Bestätigung, wer anwesend war. Dabei übergang er einige Agenten. Ich fragte mich nach dem Grund.

»Ausgezeichnete Wahl, zumindest der größte Teil«, sagte der Wolf, nachdem Burns mit der Anwesenliste durch war. »Ich bin sicher, dass Sie wissen, wem Sie trauen können und wem nicht, auf wen Sie sich verlassen können – wem Sie selbst Ihr Leben anvertrauen würden. Ich persönlich habe für die CIA nicht viel übrig, aber das ist mein Problem. Ich halte sie für Lügner und unnötig gefährlich. Widerspricht jemand bei Ihnen?«

Niemand sagte ein Wort. Aus dem Lautsprecher ertönte wieder das Lachen des Wolfs. »Das ist interessant, finden Sie nicht auch? Selbst die CIA widerspricht nicht meiner vernichtenden Kritik.«

Urplötzlich veränderte sich der Tonfall des Wolfs. »Und jetzt stellt die Lauscher auf und hört genau zu, was ich euch zu sagen habe, ihr Hohlköpfe. Das ist jetzt wichtig, ihr *müssst* mir zuhören. Viele Leben können gerettet werden, wenn ihr genau zuhört. Und ihr *müssst* gehorchen.

Haben alle das mitbekommen? Zuhören und gehorchen? Ich möchte es hören. Bitte, sprechen Sie. Verflucht, habt ihr das alle *kapiert*?«

Alle redeten gleichzeitig. Obwohl es kindisch und absurd erschien, begriffen wir, dass der Wolf uns zeigte, dass er die Kontrolle hatte, die totale Kontrolle.

Dann rief Burns unvermittelt: »Er ist weg! Einfach aufgelegt! Dieser Hurensohn!«

21

Wie Marionetten warteten wir im Konferenzraum, doch der russische Gangsterboss meldete sich nicht mehr. Ich kannte den Dreckskerl gut und rechnete nicht damit, dass er uns noch mal anrief. Jetzt spielte er mit uns.

Schließlich ging ich zurück in mein Büro, und Monnie Donnelley fuhr nach Virginia. Man hatte mir den Fall noch nicht übertragen – jedenfalls nicht offiziell. Aber der Wolf hatte gewusst, dass ich im Krisenraum gewesen war. Er hatte mich für eine besondere Beleidigung ausgewählt. Genau sein Stil.

Was hatte er vor? Ein Gangster bediente sich der Taktik von Terroristen? Begann ein Krieg? Wenn eine kleine Gruppe Wahnsinniger es in der Wüste durchführen konnte, warum nicht die Russenmafia? Dazu brauchte man lediglich einen genügend skrupellosen Führer – und Geld.

Ich wartete und fragte mich, ob die grauenvolle Unge- wissheit Teil des Plans des Russen war, um den Druck und den Stress zu verstärken. Um uns zu kontrollieren? Um un- sere Geduld auf die Probe zu stellen?

Und selbstverständlich dachte ich an Geoffrey Shafer und wie er in diese Angelegenheit verstrickt war. Worum ging es überhaupt? Ich hatte mir bereits die meisten neuen Daten über Shafer besorgt. Wir beschatteten eine alte Freundin Shafers – seine Psychiaterin. Sie hieß Elizabeth Cassady, und ich wollte ihre Aufzeichnungen während der Therapiesitzungen Shafers durchlesen.

Später rief ich daheim an und sprach mit Nana. Sie be- schuldigte mich, ihr Maisbrot gegessen zu haben. Ich schob

Damon die Schuld in die Schuhe. Doch sie lachte nur. »Du musst die Verantwortung für deine Schurkereien übernehmen«, schimpfte sie gutmütig.

»Okay, ich übernehme die volle Verantwortung«, erklärte ich heroisch. »Ich habe das Maisbrot gegessen, und zwar mit Freuden, denn es hat köstlich geschmeckt.«

Kurz nach diesem Telefonat wurde ich zu einer Besprechung in den Krisenraum nach unten gerufen. Tony Woods vom Büro des Direktors begrüßte die Agenten. »Es gibt neue Entwicklungen«, begann er mit ernstem Ton. »In Europa ist die Hölle ausgebrochen.«

Tony Woods machte eine Pause, ehe er fortfuhr. »Vor einer Stunde gab es zwei weitere schreckliche Bombenanschläge. Beide in Westeuropa.«

»Ein Anschlag fand im nördlichen Teil Englands statt, in Northumberland, nahe der schottischen Grenze. Das Dorf Middleton Hall – Einwohnerzahl etwas über vierhundert – gibt es nicht mehr.« Wieder machte Woods eine Pause. »Diesmal wurden die Menschen *nicht* evakuiert. Wir wissen nicht, weshalb. Es gab nahezu hundert Tote. Ein grauenvolles Blutbad. Ganze Familien starben – Männer, Frauen und Kinder.

Wir haben bereits einen Kurzfilm von Scotland Yard erhalten. Ein örtlicher Polizist filmte von den Cheviots, einer nahe gelegenen Hügelkette. Ich werde Ihnen die Aufnahmen vorführen.«

Wir sahen uns den Film stumm und mit tiefer Betroffenheit an. Am Ende sprach der Polizist selbst in die Kamera. »Mein Name ist Robert Wilson. Ich bin hier in Middleton Hall aufgewachsen. Dieser Ort existiert jetzt nicht mehr. Es

gab nur eine Hauptstraße, ein paar Pubs und Geschäfte und die Häuser der Menschen, die ich alle kannte. Eine alte Brücke der Royal Engineers führte mal ins Dorf, aber diese ist ebenfalls in die Luft geflogen. Unser Pub – weg. Während ich hier stehe und die Verwüstung betrachte, muss ich daran denken, warum ich ein Christ bin. Am meisten fühle ich Hoffnungslosigkeit.«

Nach diesem Film berichtete Tony Woods uns von dem Bombenanschlag, der sich in Deutschland ereignet hatte. Darüber hatte er noch kein Videoband.

»Die Zerstörung eines Dorfes bei Lübeck war nicht ganz so schlimm, aber schlimm genug. Offenbar leistete eine Gruppe von Studenten Widerstand. Elf von ihnen wurden getötet. Lübeck liegt im Norden Deutschlands, in Schleswig-Holstein, das an Dänemark grenzt. Weitgehend Bauernland. Der Wolf nahm wegen der Bombardierung keinerlei Kontakt auf. Wir wurden vorher nicht gewarnt. Alles, was wir wissen, ist, dass es eskaliert!«

22

Was kam als Nächstes? Und wie bald würde es geschehen?

Die Spannung während der War- tezeit war nahezu unerträglich quälend. Da draußen war ein Wahnsin- niger, der kleine Städte und Dörfer in die Luft jagte und uns den Grund dafür nicht preisgab, auch nicht, ob die Anschlä- ge weitergehen oder noch schlimmer werden würden. Als »Zeitvertreib« konzentrierte ich mich auf eine eingehende Studie des psychopathischen Wiesels. Ich las alles – vieles mehrfach – in seiner dicken Akte. Öfter, als mir lieb war, sah ich sein Gesicht, hörte seine Stimme. Ich wollte ihn zur Stre- cke bringen. Ich las die Notizen der Psychiaterin, die Shafer behandelt hatte, als er in Washington gewohnt hatte. Dr. Eli- zabeth Cassady war nicht nur Shafers Seelenklempnerin ge- wesen, sondern zudem seine Geliebte.

Die Aufzeichnungen machten mich ganz irre, gelinde ge- sagt. Besonders wenn ich an die Art ihrer Beziehung dachte und wie sie sich entwickelt hatte – und auch, wie sehr sie sich in Shafer geirrt hatte. Während des Lesens machte ich mir Notizen über Dr. Cassadys Aufzeichnungen:

ERSTE BEGEGNUNG

XX Jahre alt, männlich, selbst eingewiesen. Hauptklage: »Ich habe bei der Arbeit Probleme, mich auf meine Projekte zu konzentrieren.« Erklärte seine Tätigkeit für »geheim«. Ferner, dass Menschen, mit denen er arbeitet, ihm vorwerfen, dass er sich »eigenartig« benehme. Patient sagt, dass er verheiratet sei und Vater von drei Kindern. Zwillingsmädchen und ein Junge. Erklärt, er sei daheim mit seiner Frau »glücklich«.

EINDRUCK

Ein gut gekleideter, sehr attraktiver, redegewandter Mann, etwas ruhelos, macht Eindruck auf seine Umgebung. Zum Teil großspurig, wenn er seine bisherigen Leistungen beschreibt.

SCHLIESSE AUS

Schizoaffektive Störung

Delusionäre Störung

Durch Fremdeinwirkung Stimmungsstörung (hauptsächlich Alkohol oder Modedrogen)

Aufmerksamkeitsdefizit hyperaktive Störung

Borderline Persönlichkeitsstörung

Unipolare Depression

SITZUNG NR. 3

Heute 10 Minuten zu spät zur Sitzung gekommen. Als ich ihn deshalb befragte, sehr gereizt. Erklärte, er fühle sich »spektakulär«, wirkte aber in der Sitzung irgendwie unwohl und angespannt.

SITZUNG NR. 6

Bei Befragung über das Familienleben und bei früherem Gespräch über Probleme funktionierender Sexualität fiel er aus der Rolle: kicherte, lief auf und ab, extrem sexistische Witze und Fragen über mein Privatleben. Erklärte, dass er beim Verkehr mit seiner Frau sexuelle Fantasien über mich habe und es deshalb zu frühzeitiger Ejakulation käme.

SITZUNG NR. 9

Heute ruhig, fast niedergeschlagen, bestritt jedoch jegliche Depression. Hatte das Gefühl: die Menschen in meiner Umgebung »verstehen mich nicht«. Beschrieb wieder sexuelle Probleme mit Ehefrau. Erklärte, in der letzten Woche impotent gewesen zu sein, obwohl er über mich fantasierte. Diese sexuellen Fantasien waren überaus detailliert. Ließ sich auch nicht durch Bitten abbringen, sie zu kürzen. Gestand, von mir »besseren« zu sein.

SITZUNG NR. 11

Heute markante Veränderung. Sehr energiegeladen, euphorisch und beinahe überwältigend charismatisch (mögliche soziopathische Störung). Stellte die Notwendigkeit weiterer Sitzungen in Frage und erklärte: »Ich fühle mich großartig.« Auf Fragen bezüglich seiner Ehefrau erklärte er: »Es könnte nicht besser laufen. Sie betet mich an, wissen Sie.«

Diskutierten eine Episode in der vergangenen Woche, wo bei er höchst riskant seinen Wagen viel zu schnell fuhr und absichtlich die Polizei zu einer gefährlichen Verfolgungsjagd zwang. Andeutungen über Sex mit einem anderen Partner, möglicherweise eine Prostituierte, sprach von »hartem Sex«. Verhielt sich heute flirtend, beinahe offen verführerisch. Er ist überzeugt, dass ich ihn »will«.

SITZUNG NR. 14

Letzte Sitzung verpasst. Kein Anruf. Heute Entschuldigung, aber später verärgert und ruhelos. Behauptete, er spürte das Verlangen, »sich zu belohnen«. Diskutierten wieder über ge steigerte Libido, erwähnte, mehrere teure Eskort-Dienste an-

gerufen zu haben, um sexuelle Leistungen in Anspruch zu nehmen. Sprachen über das Verlangen nach sadomasochistischen Praktiken.

Erklärte, er würde mich wahrscheinlich »lieben«. Keinerlei offensichtliche Wirkung, als er mir das mitteilte. Überhaupt keine Gefühlsregung. Ich muss zugeben, ich bin ein wenig sprachlos. Colonel Shafer scheint die Sitzungen wohl allein zu dem Zweck angefangen zu haben, um mich zu verführen. Und leider funktioniert das auch.

23

Ich muss zugeben, dass ich ebenfalls sprachlos war, nachdem ich Dr. Cassadys Aufzeichnungen gelesen hatte. Nach der sechzehnten Sitzung zeugten die Aufzeichnungen davon, dass sie auf Shafers Seite eingeschwenkt war. Danach gab es nichts mehr über seine Gefühle, die zu der Affäre geführt haben mussten.

Und dann hatte Dr. Cassady überhaupt keine Aufzeichnungen mehr über die Sitzungen gemacht. Das war höchstgradig eigenartig, um nicht zu sagen, total unprofessionell. Ich nahm an, dass zu diesem Zeitpunkt die Affäre der beiden angefangen hatte. Wenn ich weitere Beweise dafür brauchte, was für ein cleverer und hochgradig gestörter Psychopath Shafer war, dann waren das Dr. Cassadys Aufzeichnungen.

Später am Abend erhielt ich einen Anruf, mit dem ich aufgefordert wurde, noch mal in den Krisenraum zu kommen. Man erklärte uns, der Wolf würde jeden Moment anrufen. Das musste etwas bedeuten. Der Countdown schien anzufangen. Als der Anruf kam, begann er ganz bescheiden. »Danke, dass Sie meinetwegen erneut zusammengekommen sind. Ich werde mich bemühen, Sie nicht zu enttäuschen oder gar Ihre wertvolle Zeit zu vergeuden. Direktoren Burns, Bowen, Weir, möchten Sie etwas sagen, ehe ich beginne?«

»Sie haben uns aufgefordert *zuzuhören*«, sagte Burns.
»Also tun wir das.«

Der Wolf lachte schallend. »Ich mag Sie, Burns. Ich schätze, Sie sind ein würdiger Gegner. Ach, übrigens, ist Mr. Mahoney im Raum?«

Der Leiter des Geiselbefreiungsteams (und ein Freund von mir) schaute Ron Burns an, der ihm zunickte, als Aufforderung zu sprechen.

Ned Mahoney saß vornübergebeugt in seinem Sessel und zeigte dem Wolf den Stinkefinger. »Ja, ich bin hier und höre zu.« Kraftvoll hielt er den Mittelfinger ausgestreckt. »Was kann ich für Sie tun?«

»Sie können *gehen*, Mr. Mahoney. Ich fürchte, Sie werden nicht gebraucht. Für meinen Geschmack sind Sie zu labil. Zu gefährlich. Ja, das meine ich völlig ernst.«

Burns bedeutete Mahoney zu gehen.

»Das FBI-Geiselbefreiungsteam wird nicht gebraucht«, erklärte der Wolf. »Im Ernstfall ist alles verloren, das versichere ich Ihnen. Ich hoffe, Sie begreifen allmählich, wie mein Verstand arbeitet. Ich will, dass dieses Team nicht mobilisiert wird. Und ich will keine weiteren Ermittlungen. Pfeifen Sie Ihre Hunde zurück.

Sie hören auch alle *genau* zu? Keiner darf versuchen herauszufinden, wer ich bin – oder wer *wir* sind. Haben Sie das kapiert? Bitte, antworten Sie, wenn das angekommen ist.«

Alle im Raum riefen laut: »Ja.« Sie hatten es kapiert. Wieder schien es, als wolle der Wolf uns wie unartige Kinder aussehen lassen. Er genoss es sicher, uns zu erniedrigen, das FBI, die CIA und den Heimatschutz.

»Jeder, der jetzt *nicht* geantwortet hat, soll sofort den Raum verlassen«, befahl der Wolf. »Nein, nein. Setzen Sie sich wieder.« Er lachte. »Ich amüsiere mich lediglich auf Ihre Kosten. Ich bin, was man einen ›kreativen Typen‹ nennen könnte. Aber das mit Mr. Mahoney meine ich ernst,

ebenso, dass es keinerlei formelle Ermittlungen geben soll. Tatsache ist, dass ich das todernst meine.

Und nun zum Geschäftlichen. Eigentlich ist das heute ein interessanter Zeitpunkt. Ich hoffe, jemand macht Notizen.«

Es folgte eine Pause von etwa fünfzehn Sekunden. Dann fuhr der Wolf fort: »Ich möchte Ihnen die nächsten Zielstädte nennen. Das würden Sie doch gern wissen, und die Zeit ist gekommen.«

»Es sind vier – und ich würde raten, dass diese Städte sich auf das schlimmstmögliche Szenario vorbereiten. Die Städte sollten sich auf totale Zerstörung vorbereiten.«

Wieder eine Pause, dann:

»Die Zielstädte sind ... New York ... London ... Washington ... Frankfurt. Diese Städte sollten sich auf die schlimmste Katastrophe der Geschichte einstellen. Und kein Wort darüber an die Öffentlichkeit. Sonst erfolgt sofortiger Angriff.«

Dann war er wieder weg. Ein zeitliches Ultimatum hatte er uns nicht gegeben.

24

Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika war an diesem Morgen um halb sechs Uhr bereits auf. Er hatte schon fast zwei Stunden Besprechungen hinter sich und war bei der vierten Tasse schwarzen Kaffees.

Das Nationale Sicherheitskomitee war seit halb vier Uhr in seinem Büro. Anwesend waren unter anderem die Leiter des FBI und der CIA sowie einige Experten der Geheimdienste. Alle nahmen den Wolf ernst.

Der Präsident fühlte sich ausreichend informiert für die nächste Besprechung, aber er war in diesen Dingen nie völlig sicher. Besonders dann nicht, wenn Politik in einer echten Notfallsituation ins Spiel kam.

»Okay – fangen wir mit diesem unglücklichen Zirkus an. Wollen wir?« Er wandte sich an seinen Stabschef.

Wenige Minuten später sprach er mit dem deutschen Kanzler und dem britischen Premierminister. Alle waren auf dem Bildschirm, alle ziemlich beunruhigt über diese Videokonferenz.

Der Präsident versuchte nähere Einzelheiten zu erfahren. Aber keiner der Geheimdienste der anderen Länder hatte etwas Konkretes über den Wolf oder seinen Aufenthaltsort. Er gab zu, dass das bedauerlicherweise auch auf die Vereinigten Staaten zuträfe.

»Endlich sind wir uns über etwas einig«, meinte der deutsche Kanzler süffisant.

»Allen ist klar, dass es den Wolf gibt, aber keiner hat einen Hinweis, wo er sich aufhält«, pflichtete ihm der Premierminister bei. »Wir *vermuten*, dass er früher beim KGB

war. Wir *vermuten*, dass er Ende vierzig ist. Das Einzige, was wir genau wissen, ist, dass er sehr clever ist. Das allerdings treibt uns schier zum Wahnsinn.«

Auf diese einzige Tatsache einigten sich alle – und sie einigten sich schließlich auf noch etwas.

Es durfte keinerlei Verhandlungen mit dem Terroristen geben.

Irgendwie musste der Wolf zur Strecke gebracht werden.

Teil Zwei

Fehlgeleitet

25

Für den Wolf waren alle Großstädte gleich langweilig und antiseptisch. Kapitalismus und multinationales Business breiteten sich überall aus – ebenso wie die Großkriminalität. Der Wolf verbrachte einen Teil der Nacht, indem er in einer der wichtigsten Städte der Welt spazieren ging. Es spielte keine Rolle welche, da sich der Russe in fast allen gleich unwohl fühlte.

Heute Nacht war es zufällig Washington, D.C. und er plante die nächsten Schritte.

Niemand verstand den Wolf, kein einziger Mensch in der Welt. Selbstverständlich verstand nie einer den anderen, oder? Das wusste jeder vernunftbegabte Mensch. Aber niemand konnte das außergewöhnliche Ausmaß des Verfolgungswahns des Wolfs nachvollziehen. Etwas brannte in seinem Herzen seit langer Zeit – und das ausgerechnet in Paris. Es war beinahe körperlich, ein Gift im System. Das war seine Achillesferse. Und diese Paranoia, die Gewissheit, dass es am Ende nur den Tod geben konnte, führte zu einer Leidenschaft. Nicht gerade einer Liebe zum Leben, aber zu dem Bedürfnis, es voll auszureizen, ohne Rücksicht auf die Kosten zu gewinnen oder zumindest niemals zu verlieren.

So spazierte der Wolf durch die Straßen im Zentrum Washingtons und plante weitere Morde.

Allein. Immer allein. Unablässig drückte er den schwarzen Gummiball in der Hand. Ein Talisman? Ironischerweise war der Ball der Schlüssel zu ihm. Der kleine schwarze Ball.

Zeit zu denken, zu planen, durchzuführen, sagte er sich selbst. Er war sicher, dass die Regierungen nicht auf seine

Forderungen hören würden. Sie *konnten* nicht nachgeben. Noch nicht, nicht so einfach.

Sie brauchten eine weitere Lektion. Möglicherweise mehr als eine einzige Lektion.

Warum nicht eine nächtliche Spazierfahrt in die Außenbezirke Washingtons, wo der Direktor des FBI, Burns, lebte?

Was für ein erstrebenswertes Leben dieser Mann mit seiner Familie zu haben schien. Das dachte der Wolf ganz ernsthaft.

Ein hübsches ordentliches Haus im Ranch-Stil – schlicht, irgendwie in Einklang mit dem amerikanischen Traum. Ein blauer Mercury in der Auffahrt. Fahrradständer für drei zweirädrige Vehikel. Ein Basketballkorb mit Glasplatte dahinter und ein großes weißes Viereck über dem Rand.

Sollte diese Familie sterben? Die Durchführung war ein Kinderspiel. Auch in gewisser Weise vergnüglich. Und Burns verdiente es wirklich.

Aber war das die wirkungsvollste Lektion?

Der Wolf war nicht sicher. Daher lautete die Antwort: Nein.

Außerdem musste er noch an ein anderes Ziel denken.

Eine alte Rechnung begleichen.

Was konnte besser sein als das?

Rache ist ein Gericht, das man am besten kalt genießt, dachte der Wolf und drückte wieder seinen Gummiball.

26

Willkommen bei der mit der von Bürokratie besessenen Bundesregierung und ihrer total bizarren Art, Dinge zu erledigen. Das war seit kurzem mein

Mantra. Ich sagte es jedes Mal auf, wenn ich das Hoover Building betrat. Und es war selten zutreffender als in den letzten Tagen. Alles, was als Nächstes geschah, folgte dem vorgeschriebenen Protokoll laut etlichen Direktiven des Präsidenten, welche das FBI betrafen. Die Reaktion auf den Wolf fiel in zwei unterschiedliche Kategorien: »Ermittlung« und »Konsequenzen-Management«. Das FBI war für die Ermittlung zuständig, die Federal Emergency Management Agency (FEMA) leitete das Konsequenzen-Management.

Alles sehr hübsch und ordentlich und völlig *undurchführbar*. Jedenfalls meiner Meinung nach.

Da sich die Drohung gegen eine größere amerikanische Metropole – eigentlich zwei, New York City und Washington – richtete, wurde auch das Domestic Emergency Support Team eingesetzt. Mit diesem trafen wir uns im vierten Stock des Hoover Buildings. Ich hatte das Gefühl, als arbeitete ich nur noch im Krisenraum. Es war mit Sicherheit nicht langweilig. Das erste Thema an diesem Morgen war: Einschätzung der Bedrohung. Selbstverständlich nahmen wir nach den drei bombardierten Städten die »Terroristen« sehr ernst. Der neue stellvertretende Direktor des FBI, ein Mann namens Robert Campbell McIlvaine jr. leitete die Diskussion. Der Direktor hatte ihm ausgeredet, in Kalifornien den Ruhestand zu genießen, weil er in seiner Arbeit einer der Fähigsten war. Einige sprachen von falschem

Alarm, weil es davon in den letzten paar Jahren etliche gegeben hatte. Man einigte sich schließlich darauf, diesen Fall ernst zu nehmen. Bob McIllvaine war da ganz sicher. Und das reichte den meisten von uns.

Zweites Thema war das Konsequenzen-Management, daher leitete FEMA die Diskussion. Es wurde bezweifelt, dass die Gesundheitsbehörde mit der Drohung großen Bombenanschlags in Washington oder New York – oder gleichzeitig in beiden Städten – fertig werden konnte. Die Probleme einer umgehenden Evakuierung wurden erörtert. Allein die Panik der Menschen, die die jeweilige Metropole, besonders New York, verlassen wollten, könnte Tausende das Leben kosten.

Die theoretische, aber sehr ehrliche Diskussion an diesem Morgen war für mich eine der Angst einflößendsten Sitzungen, an denen ich je teilgenommen hatte. Und es sollte noch schlimmer kommen. Nach einer halbstündigen Mittagspause – für diejenigen, die Hunger hatten – und einer Pause für Telefonanrufe, stürzten wir uns in die psychologische Einschätzung des Verdächtigen.

Wer ist verantwortlich? Ist es der Wolf? Die Russenmafia? Könnte es eine andere Gruppe sein? Und was wollen sie?

Die ursprüngliche Liste der Alternativen war lang, aber sehr schnell blieben nur noch Al Kaida, Hisbollah, der Ägyptische Islamische Dschihad oder möglicherweise eine unabhängige Vereinigung, die aus Geldgier eventuell mit einer der organisierten terroristischen Vereinigungen zusammenarbeitete.

Schließlich wandte sich die Diskussion den »Aktions-schritten« zu, welche vom FBI angeführt werden sollte. Mo-

bile und fest installierte oder statische Überwachung etlicher Verdächtiger in den Vereinigten Staaten, ebenso wie in Europa und im Nahen Osten. Wir hatten bereits Ermittlungen in riesigem Umfang aufgenommen, dem gewaltigsten in der Geschichte.

Alles das gegen die eindeutigen und bedrohlichen Befehle, die der Wolf erteilt hatte.

Später am Abend sah ich noch einige der letzten Daten durch, die hier und in Europa über Geoffrey Shafer gesammelt worden waren. *Europa?*, fragte ich mich. *Stammt dieser Plan etwa von dort? Vielleicht England, wo Shafer so viele Jahre gelebt hatte? Oder sogar Russland? Oder eine der russischen Gemeinden in den Vereinigten Staaten?*

Ich las einige Berichte über Shafers Tätigkeit als Vermittler für Söldner in Afrika.

Dann fiel mir etwas ins Auge.

Als Shafer vor kurzem nach England gereist war, hatte er eine Tarnung benutzt. Er war in einem Rollstuhl ins Land gekommen. Offenbar hatte er sich in London als Rollstuhlfahrer ausgegeben. Aber ich bezweifelte, ob er wusste, dass *wir* das wussten.

Es war ein Hinweis, und ich gab es sofort ins System ein und kennzeichnete es als wichtig.

Vielleicht benutzte das Wiesel in Washington einen Rollstuhl.

Und vielleicht waren wir ihm dann einen Schritt voraus, anstatt zwei Schritte hinterherzuhinken.

Nach diesem Vermerk beendete ich mein Tagwerk. Zumindest hoffte ich, dass dieser Tag endlich vorbei sei.

27

Am nächsten Morgen bahnte sich das Wiesel schon sehr früh mit einem schwarzen zusammenklappbaren Rollstuhl einen Weg durch den belebten und lauten Bahnhof Union Station. Dabei hegte er hauptsächlich glückliche Gedanken. Er gewann gerne, und er gewann immer.

Geoffrey Shafer hatte hervorragende militärische Kontakte in Washington, D.C. wodurch er für die Operation ungemein wertvoll war. Er hatte auch in London Kontakte, in einer der anderen Zielstädte, was dem Wolf jedoch nicht so wichtig war. Aber jetzt war er wieder ein Spieler, und er liebte das Gefühl, jemand zu sein.

Außerdem wollte er sehr vielen Menschen in Amerika wehtun. Er verachtete Amerikaner. Der Wolf hatte ihm eine Gelegenheit gegeben, hier richtig schweren Schaden anzurichten. *Zamochit. Das Brechen der Knochen. Massenmord.*

In letzter Zeit trug Shafer das Haar kurz geschnitten und hatte es schwarz gefärbt. Die Tatsache, dass er eins fünfundachtzig groß war, konnte er nicht verbergen. Aber da war ihm etwas Geniales eingefallen – eigentlich hatte er diese Idee von einem alten Bekannten. Zumindest tagsüber fuhr er in einem Rollstuhl durch Washington. Dieses modernste Gerät konnte er locker hinten in den Saab Combi werfen, den er fuhr. Falls man ihn gelegentlich bemerkte – und das geschah durchaus –, dann erinnerte man sich an ihn aus falschem Grund.

Um sechs Uhr zwanzig traf Shafer sich mit einem Kontakt in der Union Station. Beide stellten sich in einer Schlange vor Star Bucks auf – der Kontakt stand hinter Sha-

fer. Sie begannen eine – wie es schien – ganz harmlose Konversation.

»Sie sind sehr rührig«, sagte der Kontakt, der als Assistent bei einem ziemlich hohen Tier im FBI arbeitete. »Niemand hat auf die Warnung, nicht zu ermitteln, gehört. Sie haben bereits Observationen in den Zielstädten postiert. Selbstverständlich sucht man auch hier nach Ihnen. Agent Cross ist auf Sie angesetzt.«

»Anders hätte ich es nicht gewollt«, sagte Shafer und lächelte schief. Er war über die Observierung nicht erstaunt. Der Wolf hatte sie vorausgesagt. Und er ebenfalls. Er war an der Reihe und bestellte sich einen Latte. Dann drückte er auf einen Knopf, und der Rollstuhl glitt zu einer Reihe öffentlicher Telefone in der Nähe der Fahrkartenterauschstellen des Bahnhofs. Er trank einen Schluck heißen Kaffee, dann machte er ein Ortsgespräch.

»Ich habe ein Schnäppchen für Sie. Bezahlung ist recht gut«, sagte er zu der Frau, die sich gemeldet hatte. »Fünftausend Dollar für höchstens eine Stunde Ihrer Zeit.«

»Prima, ich bin dabei«, sagte die Frau, die eine der besten Scharfschützinnen der Welt war.

28

Das Treffen mit der »Subunternehmerin« fand kurz vor Mittag in der Lebensmittelabteilung vom Tysons-Corner-Einkaufszentrum statt. Colonel Shafer traf Captain Nicole Williams an einem kleinen Tisch, direkt gegenüber von Burger King.

Sie hatten sich Burger geholt und Limonade, ließen beides aber unberührt vor sich auf dem Tisch stehen. Shafer aß nicht, was er »grauenvolle Yankee-Arterienblocker« nannte.

»Schicker Rollstuhl«, hatte Captain Williams gesagt und gegrinst, als sie ihn mit dem Rollstuhl kommen sah. »Sie schämen sich wohl überhaupt nicht, oder?«

»Hauptsache, es funktioniert, Nikki.« Er erwiderte ihr Lächeln. »Inzwischen dürften Sie mich doch gut kennen. Ganz gleich, um welchen Auftrag es sich handelt, ich erledige ihn.«

»Allerdings weiß ich das, Colonel. Übrigens vielen Dank, dass Sie an mich gedacht haben.«

»Warten Sie ab, bis Sie hören, um welchen Auftrag es sich handelt, ehe Sie mir danken«, sagte er.

»Deshalb bin ich hier. Ich höre.«

Shafer war ein wenig beunruhigt. Er war überrascht, wie sehr sich Nikki Williams hatte gehen lassen, seit sie zum letzten Mal zusammengearbeitet hatten. Er bezweifelte, dass sie über ein Meter fünfundsechzig groß war, aber jetzt musste sie an die hundert Kilo wiegen.

Trotzdem strahlte Nikki Williams die Selbstsicherheit des absoluten Profis aus, der sie seit Jahren war, wie Shafer wusste. Sie hatten sechs Monate lang in Angola zusammen-

gearbeitet, und Captain Williams war in ihrer Spezialdisziplin ausgezeichnet gewesen. Sie hatte geliefert, was von ihr verlangt worden war.

Er erklärte Nikki lediglich ihren Teil des Jobs und wiederholte die Bezahlung: fünfzigtausend Dollar für weniger als eine Stunde Arbeit. Am meisten schätzte er an Nikki, dass sie sich nie über die Schwierigkeit eines Jobs beklagte, nicht einmal über die Risiken.

»Was ist mein nächster Schritt? Wann geht's los?« waren ihre einzigen Fragen, nachdem er ihr die Grundzüge erklärt, allerdings das eigentliche Ziel noch nicht genannt hatte.

»Morgen werden Sie um ein Uhr am Regionalflughafen Manassas in Virginia sein. Ein MD-530-Hubschrauber wird dort um fünf nach eins landen. Wir haben für Sie eine HK PSG-1 an Bord.«

William runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Nein. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich lieber meine eigene Waffe benutzen. Ich ziehe die Winchester M70 mit 300 Win Magnum Hohlspitzgeschossen und Bootsschwanz vor. Ich habe sie erprobt und weiß, dass sie für diese Art Job am besten ist. Sie sagten doch, dass Glas durchdrungen werden muss, richtig?«

»Ja, stimmt, Captain. Sie müssen in ein Bürogebäude schießen.«

Shafer hatte nichts dagegen, wenn sie die Waffen wechselte. Er hatte mit vielen Scharfschützen gearbeitet und wusste, dass sie alle ihre kleinen Eigenheiten hatten und die Dinge auf ihre eigene Art erledigten. Er hatte von Nikki Änderungsvorschläge erwartet und war verblüfft, dass sie nicht noch mehr vorbrachte.

»Und wer soll morgen sterben?«, fragte Nikki Williams schließlich. »Das muss ich natürlich wissen.«

Shafer nannte Captain Williams die Zielperson. Man muss ihr zugute halten, dass sie nicht einmal die Braue hob. Ihre einzige Reaktion war: »Mein Preis hat sich gerade verdoppelt.«

Shafer nickte langsam. »Einverstanden. Das ist in Ordnung, Captain.«

Dann lächelte Nikki Williams. »Habe ich ihn zu niedrig ausgehandelt?«

Wieder nickte Shafer. »Ja, haben Sie. Aber ich werde Ihnen ohnehin hundertfünfzigtausend geben. Verfehlen Sie ihn aber nicht.«

29

Vielleicht waren wir in diesem Fall einen entscheidenden Schritt weitergekommen – endlich etwas! Und der Tipp stammte von mir. Der Rollstuhl! Wir hatten einen Hinweis.

Um zehn Uhr morgens raste ich durch Washington zum Farragut-Apartmenthaus an der Cathedral Avenue. Vor drei Jahren war dort eine Partnerin von mir, Patsy Hampton, in der Tiefgarage des Farragut ermordet worden. Geoffrey Shafer hatte sie getötet. Im Farragut lebte nach wie vor seine ehemalige Psychiaterin.

Wir hatten Dr. Elizabeth Cassady seit sechsunddreißig Stunden observieren lassen. Jetzt schien sich das ausgezahlt zu haben. Das Wiesel hatte sich gezeigt. Er parkte in der Tiefgarage, nahe der Stelle, wo Patsy ermordet worden war. Dann begab er sich nach oben, ins Penthouse-Apartment 10 D, in dem Dr. Cassady wohnte.

Er war in einem Rollstuhl gekommen.

Ich betrat mit vier anderen Agenten den Fahrstuhl. Wir hatten unsere Waffen schussbereit gezückt. »Er ist extrem gefährlich. Bitte, nehmen Sie das ernst«, erklärte ich ihnen, als wir in der Etage der Psychiaterin den Aufzug verließen.

Die Wände waren gestrichen worden, seit ich zum letzten Mal hier war. Aber vieles hier war gespenstisch vertraut. In mir stieg wieder die Wut auf über Patsy Hamptons Tod und das Wiesel.

Ich drückte bei 10 D auf die Klingel.

Dann rief ich: »FBI, machen Sie die Tür auf. FBI, Dr. Cassady.«

Die Tür ging auf, und ich starrte auf eine hoch gewachsene attraktive blonde Frau, die ich kannte.

Elizabeth Cassady erkannte mich ebenfalls sofort. »Dr. Cross«, sagte sie. »Was für eine Überraschung. Nun, eigentlich nicht.«

Während wir sprachen, hörte ich einen Rollstuhl hinter ihr surren. Ich hob meine Waffe und schob Dr. Cassady beiseite.

Ich zielte.

»Halt! Sofort Halt!«

Jetzt sah ich den Rollstuhl und den Mann, der darin saß, in voller Größe. Langsam schüttelte ich den Kopf und senkte die Pistole. Nur mühsam unterdrückte ich einen Fluch. Ich roch eine Ratte – oder sollte ich sagen: ein Wiesel.

»Offensichtlich bin ich nicht Colonel Geoffrey Shafer«, sagte der Mann im Rollstuhl. »Ich bin ihm auch nie begegnet. Ich bin Theaterschauspieler und heiße Francis Nicolo. Und ich *bin* körperlich behindert. Daher bitte ich um pflegliche Behandlung. Man hat mich gebucht, um hierher zu kommen, und dafür großzügig bezahlt. Ich habe Anweisungen, Ihnen zu sagen, dass der Colonel Sie grüßen lässt und dass Sie den klaren Instruktionen hätten Folge leisten sollen, welche man Ihnen gab. Nachdem Sie hier sind, haben Sie *nicht* Folge geleistet.«

Dann verbeugte sich der Mann im Rollstuhl mit dem Oberkörper. »Das war mein Auftritt. Mein Stück. Das ist alles, was ich weiß. Wie war mein Auftritt? Annehmbar? Es darf geklatscht werden.«

»Sie sind verhaftet«, erklärte ich ihm rüde.

Dann wandte ich mich an Elizabeth Cassady. »Sie ebenfalls. Wo ist er? Wo ist Shafer?«

Sie schüttelte den Kopf und machte ein tieftrauriges Gesicht. »Ich habe Geoffrey seit Jahren nicht gesehen. Er hat mich benutzt, genau wie Sie. Selbstverständlich ist es für mich schwieriger – ich habe ihn geliebt. Ich rate Ihnen, sich an diesen Gedanken zu gewöhnen. So funktioniert sein Verstand. Ich sollte es wissen.«

Ich ebenfalls, dachte ich. Ich ebenfalls.

30

Das ist beeindruckend, dachte Captain Nikki Williams. Dabei meinte sie nicht den Flugplatz. Nein, der ganze Plan raubte einem die Sinne. Tollkühn.

Der Regionalflughafen Manassas war klein und unscheinbar. Er erstreckte sich etwa zweiunddreißig Hektar und verfügte über zwei parallele Landebahnen. Es gab ein Hauptterminal-Gebäude und einen FAA-Kontrollturm. Für diese Mission war er hervorragend geeignet.

Jemand hat tatsächlich alles genau durchdacht. Diese Sache wird funktionieren.

Wenige Minuten nachdem Captain Williams auf dem Flughafengelände angekommen war, sah sie ihren Hubschrauber landen. Zwei Gedanken schossen ihr durch den Kopf: Wo zum Teufel hatten diese Leute einen MD-530 aufgetrieben? Und dass dieser Typ für ihren Job ideal war.

Ja, die Sache würde hundertprozentig funktionieren. Vielleicht war es nicht mal besonders riskant.

Nikki Williams rannte zum Hubschrauber. Die Winchester Magnum trug sie in einer Stofftasche über die Schulter geschlungen. Der Pilot hatte die nächsten für sie wichtigen Puzzleteile. Offenbar war er der Mann für die Endplanung.

»Ich habe voll getankt. Wir fliegen nach Nordost, über Route achtundzwanzig. Im Rock Creek Park werde ich ungefähr eine halbe Minute runtergehen«, erklärte er ihr.

»Rock Creek Park? Kapiere ich nicht«, sagte Captain Williams. »Warum setzen Sie mich noch mal ab, nachdem wir in der Luft sind?«

»Der Halt im Park dient nur dazu, dass Sie auf die Kufe klettern. Das ist Ihre Position, wenn wir zuschlagen. Ist das in Ordnung?«

»Perfekt«, sagte Williams. »Schon kapiert.«

Der Plan war kühn, aber für sie ergab er Sinn. Alles daran. Sie hatten sogar einen bewölkten Tag mit leichtem Wind ausgewählt. Der MD-530 war schnell und extrem wendig. Außerdem war er stabil genug, um von ihm zu schießen. In ihrer Zeit in der Armee hatte sie Tausende von Runden von diesen Kufen in allen möglichen Wetterbedingungen abgefeuert. Übung macht den Meister.

»Sind Sie bereit?«, rief der Pilot über die Schulter, sobald sie an Bord war. »Washington rein und wieder raus – weniger als neun Minuten.«

Williams hielt die Daumen hoch, und der MD-530 schraubte sich schnell in die Höhe. Dann flog er nach Nordosten und überquerte bald darauf den Potomac. Dabei hielt er sich stets zehn oder dreizehn Meter über dem Boden – und das mit einer Geschwindigkeit von etwa achtzig Knoten.

Im Rock Creek Park setzte der Hubschrauber keine vierzig Sekunden auf.

Captain Williams bezog auf der rechten Kufe Position, hinter und direkt unter dem Piloten. Dann gab sie ihm das Zeichen, abzuheben. »Los. Bringen wir's hinter uns.«

Das ist nicht nur irre klug, sondern zugleich verteufelt cool, dachte sie unwillkürlich, als der Hubschrauber wieder abhob und sich ihrem Ziel näherte. Rein und raus aus der kitzligen Situation in weniger als neun Minuten. Der wird nie wissen, wie ihm geschieht.

31

Ich war noch vor Mittag wieder an meinem Schreibtisch. Ich fühlte mich elend und nervös, als ich mich in die Datenbank des National Crime Information Centers einloggte. Ich trank an die vier Liter schwarzen Kaffee – was am schlimmsten war. Das gottverdammte Wiesel: *Verflucht, er hatte herausgefunden, dass wir wegen des Rollstuhls Bescheid wussten. Aber wie? Sie müssen jemanden eingeschleust haben, oder? Jemand hat Shafer gewarnt.*

Gegen ein Uhr saß ich immer noch am Schreibtisch. Da ertönte ein schriller ohrenbetäubender Alarm im Gebäude.

Gleichzeitig signalisierte mein Pieper einen Terroristena-
alarm.

Ich hörte auf dem Korridor laute Stimmen. »Schauen Sie aus dem Fenster! Schnell, gehen Sie ans Fenster!«

»O mein Gott! Was zum Teufel machen die da unten?«, brüllte jemand.

Ich spähte hinaus. Verblüfft sah ich zwei Männer in Armeeklamotten über die rosa Steine des Innenhofs rennen. Gerade kamen sie an der Bronzestatue vorbei, die »Treue, Tapferkeit, Integrität« verkörpern sollte.

Mein erster verrückter Gedanke war, dass die Männer lebende Bomben, Selbstmordattentäter, sein könnten. Wie konnten sie sonst darauf hoffen, das Gebäude oder jemanden drinnen in die Luft zu jagen?

Der Agent Charlie Kilvert kam aus dem angrenzenden Zimmer und steckte den Kopf herein. »Sehen Sie das, Alex? Nicht zu fassen, oder?«

»Ich sehe es, aber ich glaube es nicht.«

Ich konnte die Augen von den Vorgängen unten im Innenhof nicht abwenden. Innerhalb von Sekunden waren schwer bewaffnete Agenten aufgetaucht.

Anfangs waren es nur drei, dann mindestens ein Dutzend. Auch die Wachen von den Häuschen am Bürgersteig rannten die Zufahrt herauf.

Die Agenten hielten ihre Waffen auf die beiden Männer in den alten Uniformen gerichtet. Beide hatten aufgehört zu rennen und schienen sich zu ergeben.

Die Agenten blieben jedoch auf Abstand. Vermutlich teilten sie meine Befürchtung von »menschlichen Bomben«. Wahrscheinlich befolgten sie die Vorschriften.

Die Verdächtigen hielten die Arme hoch über den Kopf gereckt. Dann legten sie sich betont langsam flach auf den Bauch. *Was zum Teufel trieben die da?*

Dann sah ich einen Hubschrauber, der um die Südseite des Hoover Buildings flog. Ich entdeckte eigentlich nur die Nase und den Rotor.

Das ominöse Auftauchen des Hubschraubers brachte die Agenten im Innenhof dazu, ihre Waffen himmelwärts zu richten. Schließlich war hier keine Flugzone. Die Agenten unten schrien und drohten mit den Waffen.

Der Hubschrauber schwenkte plötzlich weg vom Hoover Building und verschwand außer Sicht.

Sekunden später stand Charlie Kilvert erneut auf der Schwelle. »Oben ist einer erschossen worden!«

Ich rannte Charlie fast um, als ich durch die Tür lief.

32

Der MD-530 wurde wirklich schnell, als er sich Washington näherte. Der Pilot benutzte Bürogebäude und Wohnblöcke als Sichtschutz. Er flog zwischen ihnen, als spiele er – total verrückt – Verstecken.

Mittels dieser Flugtaktik verhinderte er Radardetektoren und verwirrte zufällige Beobachter total, dachte Nikki Williams. Außerdem geschah alles so unglaublich schnell. Niemand würde imstande sein zu reagieren, und kein Jet der Air Force konnte so nah an diesen Gebäuden fliegen.

Jetzt sah sie das Ziel. *Verflucht heiß!* Die Ablenkung am Boden war geplant. Viele Menschen standen an den Fenstern des Zielgebäudes, das – wie sie wusste – das FBI-Hauptquartier war. *Das war wirklich der Hammer!* Sie liebte es. Sie hatte in der Armee einige mehr als gewagte Operationen erlebt, aber für sie nicht genug. Außerdem hatte man dort tausend Vorschriften beachten müssen.

Jetzt gab es nur eine Vorschrift, Baby: diesen Kerl erschießen und auf Teufel komm raus die Stadt verlassen, ehe jemand einen verdammten Finger rühren kann.

Der Pilot hatte die Koordinaten des Zielfensters und – tatsächlich – da standen zwei Männer in dunklen Anzügen. Sie blickten auf den Innenhof hinunter, zu der Ablenkung, die planmäßig lief. Captain Williams wusste, wie ihre Zielperson aussah, und in der Sekunde, in der er ihr Gewehr in etwa dreißig Metern Entfernung erkennen würde, würde er schon tot sein und sie auf und davon.

Ein Mann hinter dem Fenster schien eine Warnung zu

brüllen und den anderen beiseite zu stoßen. Was für ein Held.

Unwichtig – Williams drückte auf den Abzug. *Immer ruhig.*

Dann – Flucht.

Der Hubschrauberpilot benutzte die gleiche Taktik für die Flucht und flog direkt zum Punkt, wo Captain Williams abgesetzt werden sollte, in Virginia. Sie brauchten dreieinhalb Minuten vom FBI-Hauptquartier dorthin. Nikki Williams war nahezu schwindlig vom Schuss und dem Mord, ganz zu schweigen von der Riesensumme, die sie bekommen würde. Wahrlich fürstlich, aber bei Gott, sie war jeden Penny wert.

Der Hubschrauber landete sanft, und sie sprang von der Kufe. Dann salutierte sie vor dem Piloten. Er streckte den rechten Arm in ihre Richtung – und schoss zweimal auf sie. Ein Schuss in die Kehle, einer in die Stirn. Dem Piloten gefiel das nicht, aber er tat es. Denn so lauteten seine Befehle, und er war klug genug, diese zu befolgen. Die Scharfschützin hatte offenbar jemandem von ihrer Mission erzählt. Mehr wusste der Pilot nicht.

Lediglich sein Stück des großen Bildes.

33

Wir wussten Folgendes:

Die beiden Männer, die im Innenhof des FBI-Gebäudes festgenommen worden waren, saßen jetzt im ersten Stock.

Aber wer zum Teufel waren sie?

Laut der Gerüchte, die sich wie ein Lauffeuer verbreiteten, war Ron Burns erschossen worden. Mein Boss und Freund war tot.

Von einigen Quellen wurde behauptet, dass Burns' Büro das Ziel eines Scharfschützenangriffs gewesen sei. Ich musste unwillkürlich an den Meuchelmord an Stacy Pollack Anfang dieses Jahres denken. Der Wolf hatte nie wirklich die Verantwortung für den Mord am Leiter des SIOC übernommen, aber wir wussten, dass allein er den Befehl dazu gegeben hatte. Burns hatte Rache geschworen, allerdings hatte er sie nie ausführen können. Jedenfalls meiner Kenntnis nach nicht.

Eine halbe Stunde nach dem Attentat des Scharfschützen erhielt ich einen Anruf. Ich sollte in den ersten Stock kommen. Das war gut: Ich *musste* etwas tun, sonst wäre ich in meinem Büro verrückt geworden.

»Irgendwas über die Schießerei oben?«, fragte ich den ACAS, der mich angerufen hatte.

»Nichts Genaues. Natürlich haben wir Gerüchte gehört. Keiner will jedoch etwas bestätigen oder dementieren. Ich habe mit Tony Woods vom Büro des Direktors gesprochen, aber er schweigt ebenfalls. Niemand lässt Einzelheiten raus, Alex. Tut mir Leid, Mann.«

»Aber es ist Fakt, dass jemand erschossen wurde, oder?«

»Klar. Da oben gibt es einen Toten.«

Mir war aufgrund der Ereignisse der letzten Tage kotzübel. Ich lief in den ersten Stock. Ein Sicherheitsmann führte mich zu einer Reihe Zellen, von deren Existenz ich nicht mal was geahnt hatte. Der Agent, der dort auf mich wartete, erklärte mir, er wolle, dass ich das Verhör ohne vorherige Einführung durchführen sollte. Er legte auf meine unbefangene Beurteilung der Gefangenen Wert.

Ich betrat einen der kleinen Verhörräume und fand zwei verängstigt dreinschauende Schwarze in abgerissenen Uniformklamotten vor. Terroristen? Das bezweifelte ich. Sie schienen Mitte dreißig, Anfang vierzig zu sein, aber ihr Alter war schwer einzuschätzen. Sie brauchten dringend einen Haarschnitt und eine Rasur. Ihre Kleidung war schmutzig und zerknautscht. Schon jetzt stank es nach Schweiß und Schlimmerem.

»Wir haben schon alles gesagt«, beschwerte sich der eine Mann und verzog das faltige Gesicht. »Wie oft sollen wir euch das noch erzählen?«

Ich setzte mich den beiden gegenüber. »Es handelt sich um eine Ermittlung wegen *Mordes*«, sagte ich. Ich wusste nicht, ob man den beiden das schon verraten hatte, aber ich wollte damit beginnen. »Oben ist jemand tot.«

Der Mann, der gesprochen hatte, schlug die Hände vors Gesicht. Er stöhnte und schwankte hin und her. »O nein, o nein. Gott, nein!«

»Nehmen Sie die Hände vom Gesicht und reden Sie mit mir!«, brüllte ich ihn an.

Beide Männer starrten mich an und hielten den Mund. Wenigstens hörten sie mir jetzt zu.

»Ich möchte Ihre Geschichte hören. Alles, was Sie wissen, jedes noch so unwichtige Detail. Und es ist mir scheißegal, dass Sie alles schon mal erzählt haben. Hören Sie mich? *Kapiert?* Es schert mich einen Scheißdreck, wie oft Sie alles erzählt haben.

Im Moment stehen Sie beide unter Mordverdacht. Ich möchte Ihre Seite der Sache hören. Reden Sie mit mir. Ich bin Ihre Rettungsleine, Ihre einzige Rettungsleine. Und jetzt – *Maul auf!*«

Sie redeten. Beide. Sie redeten wie ein Wasserfall – zuweilen unzusammenhängend, aber sie redeten. Nach etwas länger als zwei Stunden verließ ich das Verhörrzimmer mit dem Gefühl, die Wahrheit gehört zu haben, zumindest die etwas verschwommene Version dieser beiden Männer.

Ron Frazier und Leonard Pickett waren Obdachlose, die bei der Union Station hausten. Beide waren Armeeveteranen. Man hatte sie auf der Straße angesprochen und gefragt, ob sie wie die Irren, die sie wahrscheinlich im echten Leben waren, ins FBI-Gebäude und auf den Innenhof rennen würden. Die alten Uniformen gehörten ihnen. Sie erklärten, dieselben Klamotten jeden Tag im Park und beim Betteln auf den Straßen in Washington zu tragen.

Danach ging ich in ein anderes Verhörrzimmer, um zwei höheren Beamten von oben Bericht zu erstatten. Sie wirkten so angespannt, wie ich mich fühlte. Ich fragte mich, was sie über Ron Burns wussten.

»Ich glaube nicht, dass die beiden viel wissen«, erklärte ich den Kollegen. »Vielleicht wurden sie von Geoffrey Shaffer angesprochen. Derjenige, der sie angeheuert hat, sprach mit englischem Akzent. Auch die Beschreibung passt auf

Shafer. Der Unbekannte zahlte ihnen nur zweihundert Dollar. Zweihundert Dollar, um das zu tun, was sie taten.«

Ich musterte die beiden Agenten. »Jetzt sind Sie dran. Sagen Sie mir, was oben passiert ist. Wer wurde erschossen? Ron Burns?«

Einer der beiden, Millard, holte tief Luft, ehe er antwortete. »Das darf diesen Raum nicht verlassen, Alex. Nicht, bis wir es gestatten. Verstanden?«

Ich nickte. »Ist der Direktor tot?«

»Thomas Weir ist tot. Es wurde auf Weir geschossen«, sagte Agent Millard.

Plötzlich bekam ich weiche Knie und mir wurde schwindlig. *Jemand hatte den Direktor des CIA ermordet.*

34

Chaos.

Kaum war die Nachricht über die Ermordung Thomas Weirs bekannt geworden, kam sie in jedem Fernsehkanal, und die Pressemeute machte die Runde im Hoover Building. Selbstverständlich konnte niemand ihnen sagen, was unserer Meinung nach tatsächlich geschehen war. Aber jeder Reporter wusste, dass wir Informationen zurückhielten.

Später an diesem Nachmittag erfuhren wir, dass in den Wäldern in Nordvirginia die Leiche einer Frau aufgefunden worden war. Wir hielten es für möglich, dass sie die Scharfschützin gewesen war, die Tom Weir getötet hatte. Neben der Leiche wurde eine Winchester Magnum gefunden, die zweifellos die Tatwaffe war.

Um fünf Uhr meldete sich wieder der Wolf.

Das Telefon im Krisenraum klingelte. Ron Burns nahm selbst ab.

Nie hatte ich den Direktor ernster dreinschauen sehen – und verletzbarer. Thomas Weir war sein Freund gewesen. Die Familien Weir und Burns machten regelmäßig gemeinsam im Sommer Urlaub in Nantucket.

Der Wolf begann: »Sie sind ein ausgesprochener Glücks pilz, Direktor. Diese Kugeln waren für Sie bestimmt. Ich mache nicht viele Fehler, aber ich weiß auch, dass sie zuweilen bei einer derartig komplizierten militärischen Operation unvermeidlich sind. Ich akzeptiere, dass in jedem Krieg Fehler gemacht werden. Das ist schlichtweg eine Tatsache im Leben.«

Burns sagte nichts. Sein Gesicht war ausdruckslos, eine blasse Maske, unmöglich zu lesen, selbst für uns.

Der Wolf fuhr fort. »Ich verstehe, wie Sie sich fühlen. Was Sie alle empfinden. Mr. Weir hatte Familie, nicht wahr? Im Prinzip ein anständiger Mensch? Und jetzt sind Sie mir böse. Sie wollen mich wie einen tollwütigen Hund abknallen. Aber sehen Sie es mal aus meiner Perspektive. Sie haben die Regeln gehört, aber Sie ziehen es doch tatsächlich immer noch vor, Ihre eigenen Wege zu gehen.

Wie Sie jetzt merken, führen Ihre Wege in die Katastrophe und in den Tod. Das ist unausweichbar. Und es geht um weit mehr als nur um ein einziges Menschenleben. Also, lassen Sie uns weiterspielen. Die Uhr tickt.

Wissen Sie, es ist heutzutage schwierig, Leute zu finden, die zuhören. Jeder ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Nehmen Sie Captain Williams als Beispiel, unsere Meuchelmörderin. Sie hatte strikte Anweisung, niemandem etwas von dem ihr übertragenen Job zu sagen. Aber sie hat alles ihrem Mann erzählt. Und jetzt ist sie tot. Wenn ich recht orientiert bin, haben Sie die Leiche gefunden. Eilmeldung: Der Ehemann ist auch tot. Eventuell wollen Sie die Leiche im Haus abholen. Das ist in Denton, Maryland. Brauchen Sie die Adresse? Ich kann Ihnen aushelfen.«

Burns ergriff das Wort. »Wir haben bereits die Leiche ihres Ehemanns. Was wollen Sie mit Ihrem Anruf bezwecken? Was wollen Sie von uns?«

»Ich dachte, das läge auf der Hand, Mr. Direktor. Ich möchte, dass Sie begreifen, dass ich es absolut ernst meine, was ich sage. Ich erwarte Gehorsam, und ich werde ihn bekommen. Auf die eine oder die andere Weise werde ich meinen Willen durchsetzen. Das schaffe ich zuverlässig.

So, nachdem das geklärt ist, möchte ich Ihnen die grausi-

gen Details geben – die Zahlen. Unser Preis, damit wir abziehen. Ich hoffe, jemand hat Bleistift und Papier?«

»Legen Sie los«, sagte Burns.

»Na schön, jetzt kommt's.

New York, *sechshundertfünfzig Millionen*. London, *sechs-hundert Millionen*. Washington, *vierhundertfünfzig Millionen*. Frankfurt, *vierhundertfünfzig Millionen*. Das beläuft sich auf zwei Milliarden einhundertfünfzig US-Dollar. Außerdem möchte ich, dass siebenundfünfzig politische Gefangene frei gelassen werden. Die Namen werden Ihnen in einer Stunde übermittelt. Falls es Sie interessiert – alle Gefangene sind aus dem Nahen Osten. Sie können sich die Gründe ausrechnen. Ein interessantes Puzzle, finden Sie nicht auch?

Sie haben vier Tage, um das Geld *und* die Gefangenen zu übergeben. Das ist doch eine Menge Zeit, oder? Mehr als fair, oder? Wie und wo wird Ihnen mitgeteilt. Sie haben vier Tage von ... jetzt an.

Und, ja, ich meine es absolut ernst. Mir ist klar, dass ich sehr viel Geld verlange und dass es ›unmöglich‹ erscheinen wird, es aufzubringen. Ich rechne damit, dass ich so etwas höre. Aber Ausflüchte oder Winseln wird Ihnen nicht helfen.«

Es folgte eine kurze Pause.

»Das ist der eigentliche Grund meines Anrufs, Mr. Burns. Verflucht! Übergeben Sie das Geld. Übergeben Sie die Gefangenen. Und versauen Sie es nicht wieder. Ach ja, da ist noch ein Punkt. Ich vergebe nie und vergesse nie. Sie werden sterben, ehe das alles vorbei ist, Direktor Burns. Schauen Sie ständig über die Schulter. Irgendwann eines schönen Tages werde ich da sein. Und dann *peng!* Aber für jetzt: *vier Tage!*«

Dann legte der Wolf auf.

Ron Burns starrte geradeaus und stieß zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor: »Da hast du Recht, *peng!*
Eines schönen Tages werde ich *dich* kriegen!«

Dann schweiften Burns' Augen langsam durch den Raum.

35

Burns fuhr fort: »Ich möchte, dass Dr. Cross uns seine Beurteilung dieses wahnsinnigen Russen vorträgt. Er weiß alles über ihn. Für diejenigen von Ihnen, die Dr. Cross nicht kennen: Er kam zu uns von der Washingtoner Polizei. Glauben Sie mir, für diese ein herber Verlust. Er ist der Mann, der Kyle Craig hinter Gitter gebracht hat.«

»Und der Geoffrey Shafer etliche Male entkommen ließ«, sagte ich von meinem Sitz aus. »Mein bisheriger Eindruck? Nun, ich werde mich nicht allzu lang mit dem Offensichtlichen aufhalten. Er hat ein Bedürfnis nach kompletter Kontrolle und Macht. Er will Dinge in großem Rahmen durchziehen, auf einer großen Bühne agieren. Er ist ein kreativer und besessener Planer. Er ist der Typ ›Führer‹, das heißt, dass er sehr gut organisiert, delegiert und keine Probleme hat, schwierige Entscheidungen zu fällen. Aber vor allem ist er bösartig. Er liebt es, Menschen wehzutun. Er sieht gern, wie Menschen wehgetan wird. Er gibt uns jetzt viel Zeit, um darüber nachzudenken, was geschehen könnte. Das kommt teilweise daher, weil er weiß, dass wir ihn nicht ohne Schwierigkeiten bezahlen wollen – oder *können*. Aber auch, weil er in unsere Köpfe hineinschaut. Er weiß, wie er mit uns Katz und Maus spielen kann. Bin Laden ist auch noch frei, richtig?«

Ich sage Ihnen jetzt, was nicht ins Bild passt: Das ist der Versuch, den Direktor zu ermorden. Ich sehe nicht, wie sich das in sein Muster einfügt. Jedenfalls nicht so früh im Spiel. Und besonders missfällt mir, dass er keinen Erfolg gehabt hat.«

Das klang gemein und falsch. Ich schaute Burns an, doch dieser winkte ab. »Glauben Sie, dass er tatsächlich den Falschen ermorden ließ? Oder war Tom Weir doch das wahre Ziel?«, fragte er.

»Meiner Vermutung nach ... Weir war das Ziel. Ich glaube nicht, dass der Wolf einen Fehler gemacht hat. Nicht einen so entscheidenden. Ich glaube, er hat uns belogen.«

»Eine Ahnung, warum? Irgendjemand?« Burns schaute in die Runde.

Niemand ergriff das Wort, daher sprach ich weiter. »Sollte Thomas Weir *tatsächlich* das Ziel gewesen sein, ist das der beste Hinweis, den wir haben. Warum könnte er für den Wolf eine Bedrohung gewesen sein? Was konnte er gewusst haben? Ich würde mich nicht wundern, wenn Weir und der Wolf sich von irgendwoher kannten, selbst wenn Weir sich dessen nicht bewusst war. Weir ist wichtig. Aber wo könnte Thomas Weir dem Russen über den Weg gelaufen sein? Das ist die Frage, die wir uns stellen müssen.«

»Und blitzschnell beantworten sollten«, ergänzte Burns. »Gut, machen wir weiter. Alle – und damit meine ich alle vom FBI.«

36

Der Mann, der die letzten Anrufe für den Wolf getätigt hatte, kannte seine Anweisungen und war klug genug, sie genau zu befolgen. Er sollte sich in Washington sehen lassen. Das war sein Teil der Operation.

Der Wolf sollte gesehen werden. Das würde mit Sicherheit für Aufregung sorgen, nicht wahr?

Schon bald würde man die Anrufe, die er mit dem FBI-Hauptquartier und anderen gemacht hatte, ins Hotel Four Seasons an der Pennsylvania Avenue zurückverfolgen. Das gehörte zum Plan und bis jetzt war der Plan nahezu makellos gelaufen.

Ruhig ging er hinab in die Lobby des Hotels und sorgte dafür, dass sowohl die Dame am Empfang ihn bemerkte als auch die Wagenmeister vor dem Eingang. Es half, dass er groß und blond war und einen Bart und einen langen Kaschmirmantel trug. Alles genau laut dem Plan, den man ihm gegeben hatte.

Dann schlenderte er gemütlich auf der M Street dahin und las aufmerksam die Speisekarten der Restaurants und betrachtete die neueste Mode von Georgetown.

Er fand es irgendwie komisch, als er sah, wie Polizeifahrzeuge und FBI tatsächlich aus mehreren Richtungen zum Four Seasons rasten.

Schließlich stieg der Mann in einen weißen Chevy Van, der auf ihn an der Ecke von M und Thomas Jefferson wartete.

Der Van fuhr zügig in Richtung Flughafen. Außer dem Fahrer saß noch ein Mann drin. Der Mann, der die Anrufe

aus dem Four Seasons gemacht hatte, setzte sich zu dem zweiten Mann nach hinten.

»Alles gut gegangen?«, fragte der Fahrer, nachdem sie etliche Meilen von der M Street und dem Wirbel dort entfernt waren.

Der Bärtige zuckte mit den Schultern. »Selbstverständlich. Sie haben eine genaue Beschreibung. Etwas, woran sie sich halten können, ein bisschen Hoffnung, wie immer sie es nennen wollen. Alles ist perfekt gelaufen. Ich habe getan, was von mir verlangt war.«

»Hervorragend«, meinte der zweite Mann. Dann zückte er eine Beretta und schoss dem blonden Mann direkt in die rechte Schläfe. Dieser war hirntot, ehe er den Knall hörte.

Jetzt hatten Polizei und FBI eine genaue Beschreibung des Wolfs – aber es lebte niemand mehr, auf den sie passte.

37

An diesem Nachmittag kam es zu weiterer Verwirrung. Laut unseren Leuten bei der Telekommunikation hatte der Wolf uns aus dem Hotel Four Seasons in Washington angerufen. Dort hatte man ihn auch gesehen. Die Beschreibung, die wir von ihm hatten, war bereits rund um den Globus geschickt worden. Es bestand die Möglichkeit, dass er einen Fehler gemacht hatte, aber ich glaubte das eigentlich nicht. Bisher hatte er regelmäßig von einem Handy aus angerufen, diesmal aber ein Hoteltelefon benutzt. Warum?

Als ich gegen halb zehn Uhr abends nach Hause kam, erwartete mich dort eine Überraschung. Dr. Kayla Coles war mit Nana im Wohnzimmer. Die beiden saßen eng beieinander auf dem Sofa und führten Gott weiß welche Verschwörung im Schild. Ich war ein wenig besorgt, dass Nanas Ärztin noch so spät abends bei ihr war.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich. »Was ist los?«

»Kayla war gerade in der Nachbarschaft. Sie hat nur mal hereingeschaut«, antwortete Nana. »Ist das nicht richtig, Dr. Coles? Keine Probleme, soweit ich weiß. Abgesehen davon, dass du das Abendessen verpasst hast.«

»Na ja, Nana fühlte sich ein bisschen schwach«, erklärte Kayla. »Da wollte ich mal kurz nach ihr sehen. Reine Vorsichtsmaßnahme.«

»Also, übertreiben Sie nicht so schamlos, Kayla. Bitte«, schimpfte Nana wie üblich. »Mir geht's bestens, Schwäche ist jetzt einfach ein Teil meines Lebens.«

Kayla nickte und lächelte. Dann seufzte sie und lehnte sich zurück. »Tut mir Leid. Sagen Sie es ihm, Nana.«

»*Letzte Woche* habe ich mich ein bisschen schwach gefühlt. Du weißt schon, Alex. Keine große Sache. Wenn ich noch für Alex junior sorgen müsste, würde ich mir vielleicht mehr Sorgen machen.«

»Also, ich *mache* mir Sorgen«, erklärte ich.

Kayla lächelte und schüttelte den Kopf. »Richtig. Wie Nana schon sagte, ich war gerade in der Nachbarschaft und habe einen Freundschaftsbesuch gemacht, Alex. Bei der Gelegenheit habe ich ihren Blutdruck gemessen. Alles scheint in Ordnung zu sein. Ich hätte aber gern, dass sie für ein paar Bluttests zu mir kommt.«

»Na schön, ich lasse ein paar Tests machen«, sagte Nana. »Jetzt lasst uns über das Wetter reden.«

Ich schüttelte den Kopf. »Arbeitest *du* immer noch so hart?«, fragte ich Kayla.

»Du musst gerade reden!«, entgegnete sie und lächelte mich strahlend an. Kayla hatte eine ungewöhnlich strahlende Persönlichkeit und konnte damit jeden Raum erleuchten. »Leider gibt es in dieser Gegend viel zu viel zu tun. Ich will gar nicht anfangen, dir die Zahl der Menschen in der Hauptstadt unserer reichen Nation zu nennen, die es sich nicht leisten können, zu einem Arzt zu gehen oder stundenlang im St. Anthony's oder anderen Krankenhäusern zu warten.«

Ich hatte Kayla von jeher gemocht. Merkwürdigerweise machte sie mir ein wenig Angst. *Warum?*, fragte ich mich, während wir uns unterhielten. Mir fiel auf, dass sie abgenommen hatte. Kein Wunder, so viel wie sie herumrannte, in unserer Nachbarschaft und anderswo. Die Wahrheit war, dass sie besser als je zuvor aussah. Beinahe war es mir peinlich, dass es mir aufgefallen war.

»Was stehst du da und glotzt so blöd?«, fragte Nana. »Setz dich zu uns.«

»Ich muss los«, sagte Kayla und stand auf. »Es ist spät, sogar für mich.«

»Ich wollte eure Party doch nicht stören«, protestierte ich. Plötzlich wollte ich nicht, dass Kayla fortging. Ich wollte über etwas anderes als den Wolf und die drohenden Terrorangriffe sprechen.

»Du störst keine Party, Alex. Niemals. Aber ich muss noch zwei Hausbesuche machen.«

Ich schaute auf meine Uhr. »Noch zwei Hausbesuche um diese Zeit? Du bist einfach super. Wahnsinn. Aber dazu bist du verrückt, weißt du das?« Ich grinste.

»Wahrscheinlich bin ich das«, sagte Kayla und zuckte mit den Schultern. Dann küsste sie Nana sehr liebevoll. »Sie passen auf sich auf. Bluttests. Nicht vergessen.«

»Mein *Gedächtnis* funktioniert bestens.«

Nachdem Kayla gegangen war, sagte Nana zu mir: »Kayla Coles ist wirklich eine Klassenfrau, Alex. Und weißt du was? Ich glaube, sie kommt her, um dich zu sehen. Jedenfalls ist das meine Theorie, und davon lasse ich mich nicht abbringen.«

Auch mir war dieser Gedanke schon gekommen. »Aber warum verzieht sie sich so schnell, sobald ich auftauche?«

Nana verzog das Gesicht und hob eine Braue. »Vielleicht, weil du sie nie bittest zu bleiben. Weißt du, sie könnte genau die Richtige für dich sein. Keine Widerrede. Sie jagt dir Angst ein, und das könnte als gutes Zeichen gelten.«

Ich dachte nach, aber mir fiel weiter dazu nichts ein. Es war ein langer Tag gewesen, und mein Verstand arbeitete

nicht mit allen Zylindern. »Also, bei dir ist alles okay?«, fragte ich Nana. »Bist du sicher, dass du dich gut fühlst?«

»Alex, ich bin dreiundachtzig Jahre alt. Mehr oder weniger. Wie okay kann ich sein?« Dann küsste sie mich auf die Wange und ging ins Bett.

»Übrigens wirst du auch nicht jünger, Alex«, rief sie mir über die Schulter zu.

Voll ins Schwarze getroffen, Nana.

38

An diesem Abend ging nicht jeder schon ins Bett. In manchen Stadtteilen war die Nacht noch jung.

Das Wiesel war nie gut gewesen, seine so genannten Urbedürfnisse und sein körperliches Verlangen zu kontrollieren. Diese Tatsache machte ihm zuweilen Angst, weil sie eine offensichtliche Schwäche und Verletzbarkeit war. Aber die Gefahr, der Adrenalinstoß geilte ihn eben auf. Dann fühlte er sich lebendiger als sonst im Leben. Wenn er zu einem Mord aufbrach, fühlte er sich herrlich. So mächtig. Dieses Gefühl beherrschte ihn total, und er verlor sich darin.

Shafer kannte Washington, D.C. sehr gut aus den Zeiten, als er für die britische Botschaft gearbeitet hatte. Und er kannte die ärmeren Stadtteile, weil er dort in der Vergangenheit am häufigsten auf Jagd gegangen war.

Heute Abend war das Wiesel auf der Pirsch. Er fühlte sich quickebendig. Sein Leben hatte einen Sinn.

Er fuhr mit seinem schwarzen Mercura Cougar auf der South Capital dahin. Ein kühler Nieselregen fiel. Nur wenige Huren waren auf der Straße. Aber ein Mädchen war ihm bereits aufgefallen.

Er fuhr mehrmals um den Block und musterte die junge Prostituierte ganz unverhohlen. Er spielte den Freier.

Schließlich hielt er neben der zierlichen Schwarzen, die ihre Reize in der Nähe des heißen Nightclubs Nation zur Schau stellte. Sie trug einen silbernen Top, den passenden Mini und Schuhe mit Plattformabsätzen.

Der größte Spaß war, dass man ihm sogar befohlen hatte, heute in Washington auf Jagd zu gehen. Er befolgte also

nur die Befehle des Wolfs. Er erledigte gewissenhaft seinen Job.

Die kleine Schwarze streckte provozierend die Brust heraus, als er sich aus dem Fenster lehnte, um mit ihr zu reden. Wahrscheinlich dachte sie, ihre hoch aufgerichteten Brustwarzen würden ihr die Kontrolle über die Situation geben. *Diese Begegnung verspricht interessant zu werden*, dachte er. Shafer trug eine Perücke und hatte Gesicht und Hände schwarz gefärbt. In seinem Kopf spielte ein alter Rocksong: »The name of the song is I like it like that.«

»Sind die echt?«, fragte er, als sich das Mädchen nun zu ihm beugte.

»Beim letzten Mal, als ich nachgeschaut habe, waren sie's. Vielleicht solltest du das selber rausfinden. Interessiert, mal zu fühlen? Könnte arrangiert werden. Eine Privattour, nur für dich, Süßer.«

Shafer lächelte freundlich, er spielte gern den Freier, der sich eine Hure von der Straße holt. Wenn das Mädchen verblüfft war, dass er ein schwarz angemaltes Gesicht hatte, ließ sie sich das nicht anmerken. *Die stört anscheinend nichts. Na ja, wir werden sehen.* »Steig ein«, sagte er. »Ich will dich mal ansehen. Von Brust bis Zeh sozusagen.«

»Kostet hundert«, sagte sie und trat unvermittelt einen Schritt zurück. »Okay? Weil, wenn nicht –«

Shafer lächelte weiter. »Wenn die Möpse echt sind, ist hundert okay. Kein Problem.«

Das Mädchen öffnete die Tür und stieg ein. Sie trug viel zu viel Parfüm. »Schau sie dir mal an, Schatz. Bisschen klein, aber soooo hübsch. Und sie gehören ganz dir.«

Shafer lachte. »Weißt du, ich mag dich wirklich. Aber

vergiss nicht, was du gerade gesagt hast. Ich nehme dich
beim Wort.« *Sie gehören ganz mir.*

39

Um Mitternacht war ich wieder im Dienst und hatte das Gefühl, zurück beim Morddezernat zu sein. Ich traf in einer altbekannten Gegend ein.

Hauptsächlich billige weiße Reihenhäuser, viele verlassen, an der New Jersey Avenue im Southeast. Am Tatort hatte sich bereits eine Menschenmenge versammelt, darunter einige örtliche Gangführer. Kleine Kinder auf Fahrrädern waren selbst zu so später Stunde noch auf.

Ein Mann, der einen Hut mit langen Rastalocken trug und hinter dem gelben Plastikband stand, mit dem alles abgesperrt war, brüllte die Polizisten an. »He, he, hört ihr die Musik?« Er hatte eine heisere hohe Stimme. »Gefällt euch die Musik? Das is' der Laden von meinen Leuten.«

Sampson wartete auf mich vor einem der heruntergekommenen Reihenhäuser. Wir gingen gemeinsam hinein.

»Wie in den bösen alten Zeiten«, sagte John und schüttelte den Kopf. »Bist du deshalb hier, Drachentöter? Sehnsucht nach den alten Zeiten? Willst du zurück zur Polizei in Washington?«

Ich nickte und zeigte auf die Umgebung. »Ja, das hat mir gefehlt. Grausige Tatorte mitten in der Nacht.«

»Schon kapiert. Würde mir genauso gehen.«

Das Haus, in dem die Leiche gefunden worden war, war vorne mit Brettern vernagelt. Wir kamen jedoch mühelos hinein. Es gab keine Eingangstür.

»Das ist Alex Cross«, sagte Sampson zu dem Streifenpolizisten, der vor dem offenen Eingang stand. »Haben Sie je von ihm gehört? Das ist *der* Alex Cross, Bruder.«

»Dr. Cross«, grüßte der Mann und trat beiseite, um uns hineingehen zu lassen.

»Weg, doch nicht vergessen«, meinte John Sampson grinsend.

Sobald wir drin waren, war alles traurig vertraut und widerlich. Auf dem Korridor lag Müll. Der Gestank von faulenden Essensresten und Urin war überwältigend. Vielleicht kam mir alles so furchtbar vor, weil ich seit über einem Jahr nicht mehr in einer dieser verlassenen Rattenfallen gewesen war.

Man hatte uns gesagt, die Leiche sei ganz oben, im zweiten Stock. Sampson und ich machten uns auf den Weg.

»Müllkippe«, murmelte er.

»Ja, stimmt. Ich erinnere mich an die übliche Vorgehensweise.«

»Wenigstens müssen wir nicht in den Scheißkeller gehen«, sagte Sampson. »Also, *weshalb* bist du hier? Was hast du gesagt? Ich muss das überhört haben.«

»Ich habe nur vermisst, mit dir rumzuhängen. Keiner nennt mich mehr Süßer.«

»Ach ja. Ihr FBI-ler habt's nicht so mit Spitznamen? Also, *weshalb* bist du hier, *Süßer*?«

Sampson und ich hatten den zweiten Stock erreicht. Dort wimmelte es von uniformierten Polizisten. Jetzt hatte ich wirklich ein *Déjà-vu*. Ich zog Plastikhandschuhe über, Sampson ebenfalls. Ja, ich hatte echt vermisst, mit ihm zu arbeiten. Das hier brachte alles zurück: das Gute und das Schlechte.

Wir blieben vor der zweiten Tür rechts stehen. Gerade kam ein junger schwarzer Polizist heraus. Er hielt sich die

Hand über den Mund. Um die Faust hatte er ein weißes Taschentuch gewickelt. Ich hatte das Gefühl, dass er sich im nächsten Moment übergeben würde. Auch das ändert sich nie.

»Ich hoffe, er hat nicht den ganzen Tatort voll gekotzt«, sagte Sampson. »Diese verdammten Neulinge.«

Dann gingen wir hinein. »O Mann«, murmelte ich. Bei der Mordkommission sieht man so etwas häufig, aber man gewöhnt sich nie daran. Man vergisst auch nicht die Details, die Gerüche, den Geschmack, der im Mund zurückbleibt.

»Er hat es uns als Erste telefonisch mitgeteilt«, sagte ich zu Sampson. »Deshalb bin ich hier.«

»Wer ist *er*?«, fragte John.

»Sag du es mir«, antwortete ich.

Wir gingen näher an die Leiche, die auf dem kahlen Holzboden lag. Eine junge Frau, wahrscheinlich noch ein Teenager. Zierlich, hübsch. Nackt, bis auf den Plattformschuh, der an ihrem linken Fuß hing. Am rechten Fuß ein goldenes Knöchelkettchen. Ihre Hände waren mit einem Plastikkabel auf dem Rücken gefesselt. Aus ihrem Mund ragte eine schwarze Plastiktüte.

Ich hatte derartige Morde früher schon gesehen, genau diese Art. Sampson ebenfalls.

»Prostituierte.« Sampson seufzte. »Streifenpolizisten haben sie bei der South Capitol gesehen. Achtzehn, vielleicht neunzehn Jahre alt – oder jünger. So, und wer ist nun *er*?«

Die Brüste des Mädchens waren abgeschnitten worden. Auch das Gesicht war schwer verletzt. Mir ging eine Liste abartigen Verhaltens durch den Kopf. Schon lang hatte ich nicht mehr an diese Dinge gedacht: ausgesprochene Aggres-

sion (angekreuzt), Sadismus (angekreuzt), Sexualisation (angekreuzt), geplante Gewalttat (angekreuzt). *Kreuzchen, Kreuzchen, Kreuzchen.*

»Es ist Shafer, John. Es ist das Wiesel. Er ist wieder in Washington. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Ich wünschte, es wäre es. Verdammt noch mal.«

40

Wir kannten eine Bar, die um diese Zeit noch offen war. Dorthin gingen Sampson und ich auf ein Bier, nachdem wir das Schlachthaus in der New Jersey Avenue verlassen hatten.

Offiziell hatten wir dienstfrei, aber ich hatte meinen Pieper eingeschaltet. John auch. Es saßen nur noch zwei andere Typen an der Bar, die in der Ginmühle tranken. Wir hatten den Laden mehr oder weniger für uns.

Eigentlich war das unwichtig. Es war schön, einfach mit John zusammen zu sein. Ich musste mit ihm reden. Ich musste *wirklich* mit Sampson reden.

»Bist du sicher, dass es Shafer ist?«, fragte er mich, sobald wir unsere Biere und Nüsse vor uns stehen hatten. Ich erzählte ihm von dem entsetzlichen Videofilm, den ich über Sunrise Valley gesehen hatte. Aber nichts über die anderen Drohungen oder das Lösegeld. Das konnte ich nicht, und das lag mir tonnenschwer im Magen. Ich habe John Sampson nie angelogen, und jetzt hatte ich das Gefühl, als würde ich ihn belügen. »Er ist es. Da besteht gar kein Zweifel.«

»So eine Scheiße«, sagte John. »Das Wiesel. Warum ist er zurück in Washington? Beim letzten Mal wurde er hier bei nahe gefasst.«

»Eventuell gerade deshalb. Der Kitzel, die Herausforderung.«

»Klar, und vielleicht fehlen wir ihm. Ich werde *ihn* dies mal nicht verfehlten. Direkt zwischen die Augen.«

Ich trank einen Schluck Bier. »Solltest du nicht zu Hause bei Billie sein?«, fragte ich.

»Heute Nacht habe ich Dienst. Billie sieht das ganz cool mit meinem Job. Außerdem wohnt ihre Schwester eine Weile bei uns. Die beiden dürften längst schlafen.«

»Wie steht's denn mit dem Eheleben, wenn Billies Schwester bei euch wohnt?«

»Ich mag Trina. Deshalb ist es okay. Komisch, Dinge, von denen ich geglaubt hatte, mich nie an sie zu gewöhnen, sind kein Problem. Ich bin glücklich. Vielleicht zum ersten Mal. Ich schwebt auf einer Wolke, Mann.«

Ich lächelte Sampson an. »Liebe ist schon eine Himmelmacht.«

»Ja, stimmt. Du solltest es mal probieren.«

»Ich bin bereit«, sagte ich grinsend.

»Ach ja? Ich habe da so meine Zweifel. Bist du wirklich bereit?«

»Hör zu, John. Da gibt es etwas, worüber ich unbedingt mit dir reden muss.«

»Das habe ich mir schon gedacht. Etwas über diese Bombenanschläge. Dann der Mord von Thomas Weir. Shafer wieder in der Stadt.« Sampson schaute mir gerade in die Augen. »Also, was ist es?«

»Das ist streng vertraulich, John. Es gibt eine Drohung gegen Washington. Es ist ziemlich ernst. Man hat uns vor einem Anschlag gewarnt. Sie verlangen ein Riesenlösegeld, um ihn abzuwenden.«

»Und das kann nicht gezahlt werden«, stellte Sampson nickend fest. »Die Vereinigten Staaten von Amerika verhandeln nicht mit Terroristen.«

»Ich weiß es nicht. Ich bin nicht sicher, ob irgendjemand es weiß, abgesehen eventuell vom Präsidenten. Ich bin zwar

drin, aber nicht so tief drin. Du weißt jedenfalls nun genau-
so viel wie ich.«

»Und ich sollte dementsprechend handeln.«

»Jawohl, solltest du. Aber du darfst mit niemandem da-
über sprechen. Mit keinem, nicht mal mit Billie.«

Sampson ergriff meine Hand. »Verstanden. Danke.«

41

Auf dem Heimweg früh am Morgen hatte ich ein selten schlechtes Gewissen. Mir war überhaupt nicht wohl, weil ich John Sampson das erzählt hatte, aber ich hatte das Gefühl, mir war keine andere Wahl geblieben. John war meine Familie – so einfach war das. Womöglich war ich aber kurz davor, völlig ausgebrannt zu sein, weil wir täglich achtzehn bis zwanzig Stunden arbeiteten. Vielleicht setzte mir der Stress zu. Hinter den Kulissen wurde eine Menge Pläne geschmiedet, aber niemand, den ich kannte, sagte mir, wo wir bezüglich des Lösegelds standen. Bei allen lagen die Nerven blank, meine eingeschlossen. Bis zum Ultimatum waren bereits zwölf Stunden verstrichen.

Mir brannten noch andere Fragen auf der Seele. Hatte Shafer die Frau, die wir an der New Jersey Avenue gefunden hatten, getötet und verstümmelt? Ich war eigentlich sicher, dass er der Mörder war, und Sampson teilte meine Meinung. Aber warum jetzt diesen abscheulichen Mord begehen? Warum dieses Risiko? Ich bezweifelte abgrundtief, dass es Zufall war, dass die Leiche der jungen Frau keine zwei Meilen von meinem Haus abgeladen worden war.

Es war spät, und ich wollte an etwas anderes denken. An irgendwas, aber ich konnte den Fall nicht aus dem Kopf kriegen. Ich fuhr den alten Porsche schneller über die fast leeren Straßen, als es nötig gewesen wäre, damit ich mich auf das Fahren konzentrieren musste. Aber es klappte nicht.

Nachdem ich in meine Auffahrt gefahren war, blieb ich noch ein paar Minuten sitzen. Ich wollte einen klaren Kopf

haben, ehe ich hineinging. *Dinge erledigen!* Ich musste Jamilla anrufen – an der Westküste war es erst elf Uhr nachts. Ich hatte das Gefühl, als würde mein Kopf gleich explodieren. Ich wusste, wann ich zuletzt dieses Gefühl gehabt hatte: als das Wiesel beim letzten Mal seine Serienmorde beging. Nur diesmal war alles weitaus schlimmer.

Schließlich trottete ich ins Haus, vorbei am alten Klavier im Wintergarten. Ich erwog kurz, mich hinzusetzen und etwas zu spielen. Ein bisschen Blues? Broadway? Um zwei Uhr morgens? Klar, warum nicht. Ich konnte ohnehin nicht schlafen.

Da klingelte das Telefon. Ich rannte hin. *O Gott, wer zum Teufel rief um diese Zeit an?*

Ich nahm den Hörer vom Telefon an der Küchenwand neben dem Kühlschrank ab.

»Hallo, hier Cross.«

Nichts.

Dann wurde aufgelegt.

Sekunden später klingelte das Telefon erneut. Ich nahm sofort ab.

Wieder wurde aufgelegt.

Und noch mal.

Ich nahm das Telefon von der Wand und stellte es auf die Arbeitsplatte unter Nanas Topflappen, um das Klingeln zu ersticken.

Da hörte ich hinter mir ein Geräusch.

Ich zuckte herum.

Nana stand auf der Schwelle, in ihrer ganzen Größe, ein Meter fünfzig und dreiundvierzig Kilo. Ihre braunen Augen funkelten.

»Was ist los, Alex? Wieso bist du noch auf?«, fragte sie.
»Das ist nicht richtig. Wer ruft so spät noch hier an?«

Ich setzte mich an den Küchentisch und erzählte bei einer Tasse Tee Nana alles, was ich ihr sagen konnte.

42

Am nächsten Tag war Monnie Donnelley als meine Partnerin eingeteilt. Das war für uns beide eine gute Neuigkeit. Unsere Aufgabe bestand darin, Informationen über Colonel Shafer und die Söldner zu sammeln, die bei den Anschlägen eingesetzt worden waren. Unser Zeitplan: *schnell*, am besten Lichtgeschwindigkeit.

Wie üblich wusste Monnie schon viel über das Thema. Sie redete wie ein Wasserfall, während sie weitere Daten für den Fall herbeischaffte. Wenn Monnie einmal anfängt, ist es schwierig – fast unmöglich –, sie zu stoppen. Die Frau ist gnadenlos. Sie glaubt daran, dass Fakten der Weg zur Wahrheit sind.

»Söldner, die so genannten ›Hunde des Kriegs‹. Die meisten sind ehemalige Soldaten der Spezialeinheiten: Delta Force, Army Rangers, SEALs, und bei den Briten die SAS. Viele sind völlig legitim, Alex, obwohl sie in einer Art legaler Niemandswelt operieren. Ich meine damit, dass sie nicht dem Verhaltenscodex des US-Militärs unterstehen, ja nicht einmal unseren Gesetzen. Technisch gesehen, müssen sie die Gesetze des Landes befolgen, in welchem sie dienen. Aber einige dieser heißen Orte haben beschissen schlechte Rechtssysteme – wenn sie überhaupt ein System haben.«

»Dann sind sie also ziemlich auf sich selbst gestellt. Das würde Shafer behagen. Und die meisten Söldner arbeiten jetzt für Privatfirmen?«

Monnie nickte. »Ja, tun sie, Grünschnabel. Private Military Companies, PMCs. Verdienen bis zu zwanzigtausend pro Monat. Aber im Schnitt wohl eher drei- oder viertausend.

Manche der größeren PMCs verfügen über eigene Artillerie und Panzer. Sogar Jagdflieger. Kannst du das glauben?«

»Kann ich. Heutzutage glaube ich alles. Zum Teufel, ich glaube sogar an den großen bösen Wolf.«

Monnie wandte sich vom Monitor ab und fixierte mich. Ich spürte, dass eine ihrer berühmten »Fakt-Erklärungen« folgen würde. »Alex, das Verteidigungsministerium hat gegenwärtig in den Vereinigten Staaten über dreitausend Verträge mit PMCs. Die Verträge haben schätzungsweise einen Wert von dreihundert Milliarden Dollar. Können Sie *das* glauben?«

Ich pfiff. »Also das rückt die Forderungen des Wolfs in eine Perspektive, richtig?«

»Zahlt den Mann«, sagte Monnie. »Danach werden wir losziehen und ihn fangen.«

»Das ist nicht meine Entscheidung. Aber ich widerspreche nicht völlig. Zumindest könnte das ein Plan sein.«

Monnie widmete sich wieder ihrem Computer. »Hier ist etwas über das Wiesel. Hat mit einer Organisation zusammengearbeitet, die Mainforce International heißt. Hören Sie sich das an: Büros in London, Washington und Frankfurt.«

Das erweckte mein Interesse. »Drei der Zielstädte. Was haben Sie noch über Mainforce?«

»Mal sehen. Kunden sind unter anderem Finanzinstitutionen, selbstverständlich Öl, Edelsteine.«

»Diamanten?«

»Sind des Söldners beste Freunde. Shafer arbeitete unter dem Namen Timothy Heath. In Guinea hat er einige Minen ›befreit‹, die ›vom Volk‹ besetzt worden waren. Heath/Shafer wurde in Guinea verhaftet. Die Anklage lautete: ›Versuchte

Beamtenbestechung. Bei sich hatte er eine Million in bar, als man ihn festnahm.«

»Wie ist er da rausgekommen?«

»Angeblich entflohen. Hmmmm. Keine Details. Auch keine Nachforschungen. Seltsam.«

»Darin war das Wiesel schon immer gut. Aus einer Klemme herauswieseln. Und damit Erfolg haben. Womöglich wollte der Wolf ihn deshalb für diesen Job.«

»Nein«, widersprach Monnie, drehte sich um und musterte mich. »Der Wolf will ihn, weil Geoffrey Shafer Ihnen unter die Haut gegangen ist. Und weil Sie dem Direktor des FBI nahe stehen.«

43

Um zwei Uhr am selben Nachmittag war ich auf dem Weg nach Cuba, Guantánamo Bay. Gitmo, wie es genannt wurde. Der Direktor sowie der Präsident der Vereinigten Staaten hatten mich auf diese Mission geschickt. In letzter Zeit war unser Stützpunkt in Guantánamo Bay viel in den Nachrichten gewesen, weil dort über siebenhundert »Untersuchungshäftlinge« saßen, die man in Zusammenhang mit dem Krieg gegen den Terror festhielt. Ein interessanter Ort, gelinde gesagt. Ein historischer Ort, egal, ob die Sache gut oder schlecht ausging.

Nach der Landung geleitete man mich zum Camp Delta, wo die meisten Zellenblöcke standen. Um das Gefängnisgebiet war ein messerscharfer Draht gezogen. Außerdem standen da mehrere Wachtürme. Laut eines Gerüchts, das ich auf dem Flug hierher gehört hatte, erhielt eine US-Firma über hundert Millionen Dollar pro Jahr für Dienstleistungen, mit denen sie Guantánamo Bay versorgte.

Der Mann, wegen dem ich hergeflogen war, stammte eigentlich aus Saudi-Arabien. Er saß in der kleinen psychiatrischen Abteilung ein, die sich in einem vom Zellenblock getrennten Bau befand. Man teilte mir seinen Namen nicht mit. Man sagte mir überhaupt nicht viel über ihn, abgesehen davon, dass er wichtige Informationen über den Wolf habe.

Ich traf den Gefangenen in einem »Stillraum«, einer Isolationszelle mit Matratzen an den Wänden und ohne Fenster. Für das Verhör hatte man zwei Stühle in den Raum gebracht.

»Ich habe den anderen schon alles gesagt, was ich weiß«,

erklärte mir der Gefangene in sehr gutem Englisch. »Ich dachte, wir hätten einen Deal über meine Entlassung gemacht. Das hat man mir vor zwei Tagen zugesagt. Hier drinnen lügen alle. Und wer sind *Sie*?«

»Man hat mich aus Washington hergeschickt, um Ihre Geschichte zu hören. Erzählen Sie mir alles noch mal. Das kann Ihnen nur helfen, nicht schaden.«

Der Gefangene nickte. »Nein, mir kann nichts mehr schaden. Das stimmt. Wissen Sie, ich bin hier seit zweihundertsiebenundzwanzig Tagen. Ich habe nichts verbrochen. Nichts, gar nichts. Ich habe an einer Highschool in Newark, New Jersey, unterrichtet. Ich habe noch nie gegen das Gesetz verstoßen. Was halten Sie davon?«

»Ich glaube, Ihnen steht ein Weg offen, von hier weg zu kommen. Sagen Sie einfach alles, was Sie über den Russen wissen, der sich Wolf nennt.«

»Und *warum* sollte ich mit Ihnen reden? Den Teil habe ich offenbar verpasst. Also, wer sind Sie?«

Ich zuckte mit den Schultern. Man hatte mir befohlen, meine Identität dem Gefangenen gegenüber nicht preiszugeben. »Sie haben alles zu gewinnen und nichts zu verlieren. Sie wollen hier raus. Ich kann Ihnen helfen, dieses Ziel zu erreichen.«

»Aber werden Sie das auch tun, Sir?«

»Ich werde Ihnen helfen, so gut ich kann.«

Dann sprach der Mann zu mir. Er redete tatsächlich über anderthalb Stunden. Sein Leben war interessant gewesen. Er hatte im Sicherheitsdienst der königlichen Familie in Saudi-Arabien gearbeitet, war auch öfter mit in die Vereinigten Staaten gereist. Ihm gefiel, was er dort sah, und beschloss zu

bleiben, aber er hatte zu Hause noch Freunde, die im Sicherheitsdienst arbeiteten.

»Sie haben mir von einem Russen erzählt, der mit den Mitgliedern der königlichen Familie, die Dissidenten waren – und davon gibt es eine Menge –, geredet hat. Dieser Russe suchte Kapital, um eine große Operation zu finanzieren, die den Vereinigten Staaten und gewissen Ländern in Europa ernsthaften Schaden zufügen würde. Man diskutierte ein Szenario, das dem Weltuntergang glich. Aber darüber kenne ich keine Details.«

»Kennen Sie den Namen des Russen? Woher stammte der Mann? Welches Land, welche Stadt?«

»Das ist am interessantesten«, fuhr der Gefangene fort. »Der Russe ist – zumindest war das mein Eindruck – eine Frau, kein Mann. Ich bin zuversichtlich, dass meine Information richtig ist. Der Codename war eindeutig Wolf.«

»Und was nun?«, fragte der Gefangene, als er mit seinem Bericht fertig war. »Werden Sie mir helfen?«

»Nein, erst wiederholen Sie Ihre Geschichte«, sagte ich. »Von Anfang an.«

»Es wird dieselbe sein«, erklärte er. »Weil es die Wahrheit ist.«

Ich verließ Gitmo spät am Abend und flog zurück nach Washington. Obwohl es sehr spät war, musste ich über meine Befragung des Gefangenen Bericht erstatten. Ich traf mich mit Direktor Burns und Tony Woods im kleinen Konferenzzimmer des Direktors. Burns wollte wissen, welchen Gesamteindruck ich über die Glaubwürdigkeit des Saudi gewonnen hätte. Hatten wir etwas Nützliches über den Wolf erfahren? War er im Nahen Osten tätig?

»Ich glaube, wir sollten den Gefangenen entlassen«, sagte ich zu Burns.

»Dann glauben Sie ihm also?«

Ich schüttelte den Kopf. »Meiner Meinung nach hat man ihn mit Informationen gefüttert – aus welchem Grund auch immer. Ich glaube nicht, dass die Informationen stimmen. Er auch nicht. Meiner Meinung nach sollten wir ihn anklagen oder frei lassen.«

»Alex, war der Wolf in Saudi-Arabien? Ist es möglich, dass der Wolf eine *Frau* ist?«

Ich wiederholte mich. »Ich glaube, er hat uns gesagt, was man *ihm* gesagt hat. Lassen Sie den Lehrer heim nach Newark.«

»Ich habe Sie beim ersten Mal verstanden«, fuhr Burns mir über den Mund.

Dann seufzte er tief. »Ich habe heute mit dem Präsidenten gesprochen und seinen Beratern. Sie sehen nicht, wie wir mit diesen Dreckskerlen ein Deal machen können. Sie vertreten die Position, dass wir es nicht tun werden.« Burns blickte mich müde an. »Irgendwie müssen wir den Wolf finden. In den nächsten beiden Tagen.«

44

Es ist grauenvoll, auf eine Katastrophe warten zu müssen, ohne in der Lage zu sein, sie verhindern zu können. Ich war bereits um fünf Uhr früh auf und frühstückte dann mit Nana. »Wir müssen über dich und die Kinder reden«, sagte ich, als ich am Küchentisch Platz nahm. Ich trank Kaffee und aß eine Scheibe Zimttoast ohne Butter. »Bist du ausreichend wach?«

»Ich bin hellwach, Alex. Wie steht's mit dir?«, meinte sie. »Bist du bereit, deinen Verstand mit meinem zu messen?«

Ich nickte und biss mir auf die Zunge. Nana hatte mir etwas zu sagen, und ich musste zuhören. Ich habe gelernt, ganz gleich, wie alt man wird: Bis zu einem gewissen Maß bleibt man immer ein Kind in den Augen der Eltern und Großeltern. Das traf mit Sicherheit auf Nana Mama zu.

»Schieß los, ich höre«, sagte ich.

»Gut für dich. Der Grund, weshalb ich nicht aus Washington weziehe, ist ein doppelter«, begann Nana. »Kannst du mir so weit folgen? Gut.

Erstens ist das hier mein Heim seit dreiundachtzig Jahren. Hier wurde Regina Hope geboren, und hier habe ich vor zu sterben. Ich weiß, dass das ein bisschen albern klingt, aber so ist es nun einmal. Ich liebe die Stadt Washington, ich liebe diese Nachbarschaft, und besonders liebe ich dieses alte Haus, in dem ich so viel erlebt habe. Wenn es verschwindet, verschwinde ich auch. Es ist traurig, wirklich traurig, aber die Situation hier in Washington ist jetzt Teil unseres Lebens. So ist die Welt eben, Alex.«

Ich musste über meine Großmutter ein wenig lächeln.

»Weißt du, dass du wieder mit deiner alten Lehrerinnenstimme geredet hast? Ist dir das klar?«

»Möglich, aber spielt das eine Rolle? Es ist ein ernstes Thema«, sagte Nana. »Ich habe fast die ganze Nacht kein Auge zugetan. Ich habe in der Dunkelheit gelegen und habe darüber nachgedacht, was ich dir sagen will. Und jetzt – was hast *du* zu diesem Thema vorzubringen? Du willst, dass wir wegziehen, richtig?«

»Nana, wenn den Kindern etwas zustoßen würde, könnte ich mir das nie verzeihen.«

»Ich auch nicht«, sagte sie. »Das ist doch logisch.« Ihre Augen blieben stahlhart. *Mein Gott, ist sie zäh.*

Nana musterte mich scharf. Ich hoffte, sie würde ihren Entschluss überdenken. »Hier lebe ich, Alex. Ich muss bleiben. Wenn du es für richtig hältst, können die Kinder ja eine Weile bei ihrer Tante Tia leben. Also ... ist das alles, was du essen willst? So eine mickrige Scheibe Toast? Ich werde dir ein ordentliches Frühstück machen. Ich bin sicher, dass du einen langen und schrecklichen Tag vor dir hast.«

45

Der Wolf war im Nahen Osten. Demnach schienen zumindest *einige* der Gerüchte über ihn zu stimmen.

Das Treffen, das der Wolf »eine kleine Wohltätigkeitsveranstaltung« nannte, fand in einer Zeltstadt in der Wüste ungefähr siebzig Meilen südwestlich von Riad in Saudi-Arabien statt. Die Anwesenden waren zur Hälfte Männer aus der arabischen Welt, zur anderen Hälfte Asiaten. Und dann war da der Wolf, der sich selbst als »Weltreisender, Bürger keines bestimmten Landes« bezeichnete.

Aber war diese Person tatsächlich der Wolf? Oder nur ein Repräsentant? Ein Double? Niemand wusste das genau. Sollte der Wolf nicht weiblich sein? Das war eines der gerade umlaufenden Gerüchte.

Aber dieser *Mann* war groß, mit langem braunem Haar und einem Vollbart. Unwillkürlich dachten die anderen Teilnehmer, dass es sehr schwierig sein würde, wenn er sich tarnen wollte. Eigentlich müsste man ihn leicht finden, aber das schien nicht der Fall zu sein. Es bestätigte nur seinen Ruf als mysteriöse Person und offensichtlich wahres Meisterhirn.

Sein Benehmen während der halben Stunde vor Beginn der Besprechung verstärkte diese Ansicht. Während die anderen Whiskey oder Pfefferminztee schlürften und freundschaftlich plauderten, stand der Wolf abseits. Er sprach mit niemandem und winkte die wenigen unwirsch zurück, die sich ihm näherten. Er schien über allem und jeden zu stehen.

Da es sehr schwül war, hatte man beschlossen, die Be-

sprechung im Freien abzuhalten. Die Teilnehmer verließen das Zelt und platzierten sich gemäß ihrer Heimatländer.

Dann wurde die Geschäftsbesprechung eröffnet. Der Wolf übernahm den Vorsitz. Er begrüßte die Versammlung auf Englisch. Er wusste, dass alle diese Sprache beherrschten – oder zumindest ausreichend verstanden.

»Ich bin hier, um zu berichten, dass alles bis jetzt sehr gut gelaufen ist, nach Plan. Wir sollten uns darüber freuen und dankbar sein.«

»Wie wissen wir das, abgesehen von Ihrem Wort?«, fragte einer der wichtigsten Männer. Der Wolf wusste, dass dieser Mann ein Mudschahed, ein Krieger für den Islam, war.

Der Wolf lächelte freundlich. »Wie Sie sagten – Sie haben mein Wort. Und eventuell nicht in diesem Land, aber im größten Teil der Welt gibt es Fernseher, Zeitungen und Radios, die bestätigen, dass wir für die Amerikaner, die Engländer und die Deutschen große Probleme geschaffen haben. Übrigens kann man auch hier CNN sehen – im Zelt –, falls Sie eine Bestätigung meines Wortes haben wollen.«

Die dunklen Augen des Wolfs glitten von dem Mudschahed, der jetzt mit rotem Gesicht dasaß, weiter. Dem Mann war die Konfrontation offensichtlich peinlich, aber er war unübersehbar aufgebracht.

»Der Plan funktioniert, doch jetzt ist es an der Zeit für eine weitere Spende, um alle wichtigen Teile dieses Unternehmens in Bewegung zu halten. Ich werde um den Tisch herumgehen, und Sie können mir ein Zeichen geben, dass Sie mir zustimmen. Sie müssen Geld geben, um Geld zu machen. Eine westliche Idee, aber eine richtige.«

Der Wolf ging von einem zum anderen und empfing Ni-

cken oder erhobene Hände – abgesehen von dem arabischen Unruhestifter, der trotzig mit untergeschlagenen Armen dasaß und forderte: »Ich muss noch mehr hören. Ihr Wort genügt mir nicht.«

»Verstanden«, sagte der Wolf gütig. »Ich habe Ihre Botschaft deutlich empfangen. Und jetzt habe ich eine für Sie, tapferer Krieger.«

In Sekundenbruchteilen hob der Wolf die rechte Hand – eine Pistole schoss hervor. Der bärtige Saudi fiel vom Sessel, tot, leere Augen starrten zum Himmel.

»Möchte noch jemand mehr hören? Oder ist mein Wort gut genug?«, fragte der Wolf seelenruhig. »Können wir jetzt zur nächsten wichtigen Phase unseres Krieges gegen den Westen übergehen?«

Niemand sprach ein Wort.

»Gut, dann wechseln wir zur nächsten Phase«, sagte der Wolf. »Das ist doch aufregend, oder? Vertrauen Sie mir, wir werden siegen. Allah u akbar.« Gott ist groß. *Und ich ebenfalls.*

46

Um Viertel nach sechs Uhr morgens fühlte ich mich relativ wohl, als ich auf der Independence Avenue mit dem Kaffeebecher in der Hand zur Arbeit fuhr. Aus dem Radio sang Jill Scott. Plötzlich klingelte mein Handy, und ich wusste, dass es das Ende meiner relativen Behaglichkeit bedeutete.

Kurt Crawford war dran. Er klang aufgereggt und gab mir keine Chance, ein Wort einzuwerfen. »Alex, Geoffrey Shafer wurde soeben auf einem Überwachungsbild in New York City entdeckt. Er besuchte ein Apartment, das wir observierten, schon ehe diese Sauerei angefangen hat. Wir glauben, wir haben die Terroristenzelle aufgespürt, die womöglich in Manhattan zuschlagen will.

Sie gehören zur Al Kaida, Alex. Was zum Teufel hat das zu bedeuten? Wir wollen Sie heute Morgen hier in New York. Wir haben einen Platz für Sie reserviert, also schwingen Sie sich auf Ihr Ross und reiten Sie raus zur Andrews.«

Ich nahm die »Blase« vom Beifahrersitz und knallte sie aufs Autodach. Ein bisschen fühlte ich mich wie früher bei der Washingtoner Polizei.

Ich raste mit Sirene hinaus zur Andrews Air Force Base. Eine halbe Stunde später war ich an Bord eines pechschwarzen Bell-Hubschraubers und auf dem Weg zum Hubschrauber-Flughafen in Downtown Manhattan am East River. Als wir über New York flogen, stellte ich mir mit einer Gänsehaut die Stadt in totaler Panik vor. Wir standen vor einem echten Problem: Wir konnten unmöglich sämtliche Bewohner der Zielstädte evakuieren. Die Städte waren schlichtweg zu groß. Außerdem hatte man uns gewarnt. Sollten wir eine

Evakuierung versuchen, würde der Wolf sofort zuschlagen. Bis jetzt war die Drohung des Wolfs noch nicht zu den Medien durchgesickert, aber die Anschläge in Nevada, England und Deutschland hatten die gesamte Welt verunsichert.

Sobald ich auf dem Hubschrauberflughafen am East River angekommen war, brachte man mich in die FBI-Büros im unteren Manhattan. Seit dem frühen Morgen fanden hier höchst angespannte Besprechungen statt, seit jemand, der sich die Überwachungsbänder anschaut, Shafer erkannt hatte. Was wollte er jetzt in New York? Und dann ein Treffen mit der Al Kaida? Plötzlich ergaben die Gerüchte über die Reisen des Wolfs in den Nahen Osten Sinn. Aber was war wirklich los?

In der Federal Plaza bekam ich eine kurze, dennoch ziemlich vollständige Erklärung über eine Terroristenzelle, die sich in einem kleinen Backsteinhaus nahe des Holland Tunnels eingenistet hatte. Es war unklar, ob Shafer noch drin war. Er war gestern Abend um neun Uhr hineingegangen, und niemand hatte ihn weggehen sehen.

»Die anderen sind eindeutig Mitglieder von Al Dschihad«, erklärte mir Angela Bell, die Informationsanalytikerin von der Anti-Terroristen-Einheit in New York. Sie sagte, das verkommene, dreigeschossige Haus, in der die Zelle sich traf, sei teilweise von einer koreanischen Import-Export-Firma und einem spanischen Übersetzungsbüro gemietet. Die Terroristenzelle gab sich als Hilfsorganisation aus, die sich »Afghanische Kinderhilfe« nannte.

Aufgrund der uns vorliegenden Überwachungsunterlagen gab es mehrere Indikatoren, dass die Terroristen Aktivitäten in und um New York planten. Chemikalien und

Mischapparate waren in einem Lagerraum in Long Island City gefunden worden. Diesen Raum hatte jemand gemietet, der in der Nähe des Holland Tunnels wohnte. Ein Pick-up, der einem der Mitglieder der Zelle gehörte, war mit Stoßdämpfern umgerüstet worden, um eine besonders schwere Ladung zu transportieren. *Möglicherweise eine Bombe? Was für eine Bombe?*

Während des Vormittags wurden die Pläne für einen Zugriff auf den Lagerraum auf Long Island und auf das Haus beim Holland Tunnel koordiniert.

Gegen vier Uhr nachmittags fuhr man mich ins TriBeCa zum Einsatzkommando.

47

Man hatte uns gewarnt, das nicht zu tun. Aber wie konnten wir gehorchen? Wie konnte irgendjemand von uns erwarten, dass wir gehorchten und nichts taten, wo doch so viele Leben in Gefahr waren? Wir konnten ja behaupten, der Einsatz hätte nur der Al Kaida gegolten und hätte nichts mit dem Wolf zu tun. Verflucht, eventuell hatte er es ja auch nicht.

Die Wohnung, in der sich die Terroristen aufhielten und wo Shafer vielleicht noch war, war relativ leicht zu überwachen. Das rote Backsteingebäude hatte nur einen Vordereingang. Die hinteren Feuerleitern endeten auf einer engen Gasse, wo wir bereits drahtlose Kameras installiert hatten. Auf der einen Seite des Gebäudes war ein Schulbuchverlag angebaut, vor der anderen befand sich ein kleiner Parkplatz.

War das Wiesel noch drin?

Ein Geiselbefreiungsteam, kurz ein GBT, und ein SWAT-Team der New Yorker Polizei hatten das oberste Geschoss einer TriBeCa-Fleischpackfabrik bezogen, die ein paar Blocks vom Holland Tunnel entfernt stand. Dort versammelten wir uns, um den Zugriff genau abzustimmen. Wir warteten auf das Wort von oben, ob der Angriff stattfinden solle oder nicht.

GBT wollte stürmen. Sie drängten auf einen Zugriff zwischen zwei und drei Uhr morgens. Ich wusste nicht, was ich getan hätte, wäre die Entscheidung bei mir gelegen. Wir hatten eine Zelle bekannter Terroristen und möglicherweise Shafer im Visier. Aber man hatte uns wegen der Konsequenzen gewarnt. Es könnte genauso gut eine Falle sein, eine Art Test für uns.

Kurz vor Mitternacht sprach es sich herum, dass GBTs Überwachung auf etwas Interessantes gestoßen war. Gegen ein Uhr morgens rief man mich in ein kleines Büro, wo eigentlich die Buchhaltung untergebracht war, wo wir aber derzeit unser Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Der entscheidende Zeitpunkt, an dem es hieß: »Entweder zuschlagen oder Schnauze halten«, rückte näher.

Michael Ainslie von unserem New Yorker Büro war Einsatzleiter. Er war ein großer, zaundürrer, gut aussehender Mann mit sehr großer Erfahrung im Feld. Allerdings wurde ich den Eindruck nicht los, dass er sich auf einem Tennisplatz sehr viel wohler gefühlt hätte als gerade an diesem verdammt gefährlichen Ort.

»Hier ist, was unsere Observierung bis jetzt ergeben hat«, sagte Ainslie der Gruppe. »Einer der GBT-Scharfschützen hat erst ein paar Schnapschüsse gemacht, anschließend eine ganze Reihe von Fotos. Wir glauben, dass es sich um gute Nachrichten handelt. Hier, schauen Sie selbst.«

Die Bilder waren auf einem Laptop gespeichert und Ainslie spielte sie uns vor. Das Video bestand aus einer Reihe von Fotos, mal mit Weitwinkel, mal mit Tele aufgenommen, welche ein halbes Dutzend Fenster auf der Ostseite des Hauses zeigten.

»Wir haben uns Sorgen gemacht, weil diese Fenster nicht verhängt waren«, erklärte Ainslie. »Diese kleinen Scheißkerle sind doch angeblich so gescheit und vorsichtig, oder? Wie auch immer – wir identifizierten fünf Männer und zwei Frauen im Gebäude. Leider muss ich sagen, dass Colonel Shafer auf keinem der Überwachungsbänder oder auf Fotos auftaucht. Bis jetzt jedenfalls.

Wir haben auch keinen Beweis, dass er das Haus verlassen hat, nur, wie er hineinging. Wir setzten Wärmefotografie ein, um zu sehen, ob wir ihn oder weitere Terroristen übersehen haben.« Die Washingtoner Polizei hatte sich Wärmedetektoren nicht leisten können, aber seit ich beim FBI war, erlebte ich, was man damit tun konnte. Es zeigte Wärmevarianten an, heiße Flecken. Mit diesen Dingern konnte man sozusagen durch Wände hindurchschauen.

Ainslie deutete auf ein Foto auf dem Laptop. »Hier wird's interessant«, sagte er. Zwei Männer saßen an einem kleinen Tisch in der Küche.

»Der links ist Karim al-Lilyas. Er ist Nummer vierzehn auf der Gesuchtenliste vom Heimatschutz. Er gehört eindeutig Al Kaida an. Verdächtigt, an den Bombenanschlägen auf unsere Botschaften in Dar es Salaam und Nairobi 1998 beteiligt gewesen zu sein. Wir wissen nicht, wann er eingereist ist oder weshalb, aber verflucht, jetzt ist er hier.

Der Mann neben al-Lilyas, Ahmed el-Masry, ist die Nummer acht auf der Liste. Er ist heiß. Er ist Ingenieur. Keiner dieser Wichser war auf früheren Überwachungsbändern.

Beide müssen sich in die Stadt eingeschlichen haben. *Aus welchem Grund?* Unter normalen Umständen säßen wir jetzt mit ihnen in der Küche, machten für alle Pfefferminztee und bereiteten uns auf ein nettes langes Plauderstündchen vor.

Sowohl hier als auch in Washington liegen diese Fotos vor. Wir sollten bald etwas hören, so oder so.«

Ainslie ließ den Blick durch den Raum schweifen und lächelte schließlich. »Nun zum Mitschreiben: Ich habe emp-

fohlen, dass wir reingehen, Tee kochen und dieses Plauderstündchen absolvieren.«

Alle im kleinen Zimmer klatschten begeistert. Einen kurzen Moment herrschte beinahe Heiterkeit.

48

Einige der tollkühnen, verwegenen Kerle vom Geiselbefreiungsteam, also fast alle, nennen diese Art einer gefährlichen Operation »Fünf Minuten Panik und Nervenkitzel. Panik *der anderen*, Nervenkitzel für *uns*.« Mein persönlicher Nervenkitzel würde Geoffrey Shafer zur Strecke bringen. Hoffentlich.

GBT und SWAT wollten unbedingt das Gebäude stürmen und scharrten schon mit den Hufen. Zwei Dutzend schwer bewaffnete, mit neuester Ausrüstung versehene Krieger stolzierten auf dem Holzfußboden der Fleischpackfirma umher. Sie waren hochmotiviert und absolut überzeugt, dass sie den Job effizient und schnell erledigen würden. Wenn man sie anschaute – und es war schwierig, das nicht zu tun –, fiel es einem ungemein schwer, sie nicht zu bitten, beim Zugriff mitstürmen zu dürfen.

Das wahre Problem war, dass wir alle verlieren konnten, wenn sie Erfolg hatten. Man hatte uns gewarnt und hatte uns dramatische Lektionen erteilt, was geschehen würde, sollten wir die Anweisungen nicht befolgen, die der Wolf erteilt hatte. Andererseits war es möglich, dass die Männer, die wir beobachteten, sein New Yorker Angriffsteam waren. Was tun?

Ich kannte jede Einzelheit eines solchen Einsatzes. Zum Stürmen des gesamten Gebäudes musste man sämtliche Teams einsetzen, GBT und SWAT. Es gab sechs Sturmtrupps und sechs Scharfschützenteams. GBT glaubte, dass sei zwei zu viel. Sie wollten keine Hilfe von SWAT. Die GBT-Scharfschützenteams hießen X-Ray, Whiskey, Yankee, Zulu.

In jedem waren sieben Leute. Ein FBI-Team war zu jeder Seite des Gebäudes beordert. SWAT half nur vorn und hinten.

Für mich war interessant, dass eindeutig das GBT die Spatensturmtruppe war. Als ich noch bei der Washingtoner Polizei war, hatte ich den gegenteiligen Eindruck gehabt. Die GBT-Scharfschützen waren in »Stadtarnung«-Montur. Sie schleppten Ballen schwarzen Musselins, Seile, dunkle PVC-Röhren und Ähnliches. Jeder Scharfschütze hatte sein eigenes Ziel. Jedes Fenster und die Tür des Hauses waren durch sie gedeckt.

Es blieb jedoch die Frage: Gehen wir rein?

Und: War Shafer noch drin? War das Wiesel jetzt in diesem Haus?

Um halb drei Uhr morgens ging ich zu einem Zweimann-Scharfschützenteam, das in einem Backsteinhaus direkt gegenüber des Ziels wartete. Langsam wurde die Lage äußerst angespannt.

Die Scharfschützen steckten in einem drei mal drei Meter großen Raum. Aus dem schwarzen Musselin hatten sie ein Zelt gebaut, das knapp einen Meter vor dem Fenster stand. Das Fenster war geschlossen. Ein Mann erklärte mir: »Wenn wir das Signal zum Zugriff erhalten, schlagen wir den Fensterrahmen mit einem Bleirohr ein. Ein bisschen primitiv, aber bis jetzt ist noch keinem etwas Besseres eingefallen.«

In dem engen und heißen Raum wurde nicht viel geredet. Die nächste halbe Stunde beobachtete ich durch das Zielfernrohr des Gewehrs eines der Scharfschützen das Zielgebäude. Mein Herzschlag begann sich ziemlich zu beschleu-

nigen. Ich suchte nach Shafer. Was, wenn ich ihn sah? Wie konnte ich dann hier oben bleiben?

Die Sekunden tickten, fast im Einklang mit meinem Herzschlag. Die Sturmtruppe waren die »Augen und Ohren« des Kommandos, aber wir konnten nichts tun, als auf die offiziellen Befehle von oben zu warten.

Losschlagen.

Nicht losschlagen.

Schließlich brach ich das Schweigen in dem kleinen Raum. »Ich gehe nach unten auf die Straße. Ich muss einfach da unten dabei sein.«

49

Dort gefiel es mir schon viel besser.

Ich schloss mich einem GBT-Sturmtrupp um die Ecke des Terroristenverstecks an. Technisch gesprochen durfte ich nicht hier sein – daher war ich es nicht *offiziell* –; aber ich hatte Ned Mahoney angerufen, und er hatte mir den Weg geglättet.

Drei Uhr morgens. Die Minuten tröpfelten dahin, ohne weitere Nachrichten oder Klärung vom Kommando in New York oder dem FBI-Hauptquartier im Hoover Building in Washington. Was dachten die? Wie konnte jemand eine derartig heikle Entscheidung fällen?

Losschlagen?

Nicht losschlagen?

Dem Wolf gehorchen?

Nicht gehorchen und die Konsequenzen auf sich nehmen.

Es wurde halb vier. Dann vier Uhr. Kein Wort von »oben« im Hauptquartier.

Man steckte mich in einen schwarzen Kampfanzug und gab mir eine MP-5. Die Kerle vom GBT wussten alles über Shafer und mein persönliches Interesse an ihm.

Der Leiter des Teams setzte sich neben mich auf den Boden. »Alles okay?«

»Ich war beim Morddezernat in Washington. Ich bin ziemlich weit rumgekommen und habe schon Etliches gesehen.«

»Das weiß ich. Wenn Shafer da drin ist, werden wir ihn kriegen. Vielleicht erwischen Sie ihn ja.« *Bestens, diesen elenden Mistkerl zu erledigen wäre eine gerechte Belohnung für mich!*

Und dann – welch Wunder! – erhielten wir den Befehl loszuschlagen. Grünes Licht! Fünf Minuten Panik und Nervenkitzel.

Als Erstes hörte ich, wie die Scharfschützen gegenüber die Fenster einschlugen.

Dann rannten wir zum konspirativen Haus. Alle trugen schwarze Kampfanzüge und waren bis an die Zähne bewaffnet.

Unvermittelt tauchten zwei Acht-Passagier-Bell-Hubschrauber auf und steuerten das Dach des Backsteinhauses an. Sie schwebten, und Spezialisten ließen sich an Seilen herab.

Ein Team, das aus vier Männern bestand, kletterte die eine Gebäudeseite hinauf. Ein verblüffender Anblick.

Ein anderer Anfeuerungsruf des GBTs schoss mir durch den Kopf: *Schnelligkeit, Spannung und entschlossenes Handeln*. Das spielte sich gerade vor meinen Augen ab.

Ich hörte drei oder vier Explosionen innerhalb von Sekunden. Das war das Team, das die Türen aufsprengte. Bei diesem Zugriff würde es keine Verhandlungen geben.

Wir waren drin. Hervorragend – *ich* war drin.

Gewehrschüsse hallten durch die dunklen Korridore des Hauses. Dann irgendwo über mir Maschinenpistolenfeuer.

Ich rannte in den ersten Stock. Ein Mann mit wildem buschigem Haar kam aus einem Gang. Er hielt ein Gewehr.

»Hände hoch!«, brüllte ich ihn an. »Hände hoch. Ganz hoch!«

Er verstand Englisch. Er hob die Hände und ließ das Gewehr fallen.

»Wo ist Colonel Shafer? Wo ist Shafer?«, schrie ich.

Der Mann schüttelte nur heftig den Kopf und blickte mich verwirrt, wie benommen an.

Ich überließ den Gefangenen zwei Männern vom GBT und hastete in den zweiten Stock. Jetzt wollte ich unbedingt das Wiesel. Steckte er hier irgendwo?

Plötzlich rannte eine Frau in Schwarz durch einen großen Wohnbereich am Ende der Treppe nach oben.

»Halt!«, schrie ich. »Hallo, Sie! Halt!«

Doch sie blieb nicht stehen – sondern sprang durch ein offenes Fenster im Wohnbereich hinaus. Ich hörte ihren Schrei – dann nichts mehr. Mir wurde übel.

Schließlich hörte ich: »Alles sicher. Das Gebäude ist sicher! Alle Etagen sicher!«

Aber nichts über Geoffrey Shafer, nichts über das Wiesel.

50

Die GBTs und die SWAT-Teams der New Yorker Polizei schwärmt durchs gesamte Haus. Alle Türen waren aus den Angeln gesprengt. Etliche Fenster waren zu Bruch gegangen. So viel zum Protokoll: »Anklopfen und sich identifizieren!« Aber der Plan schien gut funktioniert zu haben – jedenfalls soweit ich es abschätzen konnte. Abgesehen davon, dass wir Shafer nicht gefunden hatten. Wo steckte dieser Mistkerl? So wie heute war er mir schon ein paar Mal durch die Lappen gegangen.

Die Frau, die aus dem Fenster im obersten Stockwerk gesprungen war, war tot. Das passiert nun mal, wenn man kopfüber drei Geschosse nach unten auf den Bürgersteig fällt. Ich gratulierte einigen Männern vom GBT, als ich das oberste Stockwerk durchstreifte. Sie gratulierten mir ebenso.

Auf der Treppe traf ich Michael Ainslie. »Washington will, dass Sie bei den Ermittlungen einbezogen werden«, teilte er mir mit. Er schien darüber nicht gerade begeistert zu sein. »Es sind sechs. Wie wollen Sie vorgehen?«

»Shafer?«, fragte ich Ainslie. »Irgendwas über ihn?«

»Sie behaupten, er sei nicht hier. Sicher sind wir nicht. Wir suchen noch nach ihm.«

Ich konnte mich nicht gegen das Gefühl wehren, mich vorm Wiesel blamiert zu haben. Grimmig schluckte ich das runter. Ich betrat einen Arbeitsraum, der in ein Schlafzimmer umfunktioniert worden war. Schlafsäcke und ein paar fleckige Matratzen lagen auf dem kahlen Holzfußboden. Fünf Männer und ein Frau saßen, mit Handschellen anein-

ander gekettet wie Kriegsgefangene da. Was sie wohl auch waren.

Anfangs musterte ich sie nur, ohne ein Wort zu sagen.

Dann deutete ich auf den Gefangenen, der am jüngsten aussah: klein, dünn, Brille mit Drahtgestell, selbstverständlich spärlicher Bart. »*Ihn!*«, befahl ich und schickte mich an, den Raum zu verlassen. »Den will ich. Führt ihn ab, jetzt!«

Nachdem der junge Mann in ein daneben liegendes kleines Schlafzimmer gebracht worden war, schaute ich mich noch mal um.

Ich deutete auf einen anderen jungen Mann mit langem lockigem Haar und Vollbart. »Den auch«, sagte ich. Er wurde hinausgebracht. Keine Erklärung.

Als Nächstes stellte man mir einen FBI-Dolmetscher vor, einen Mann namens Wasid, der Arabisch, Farsi und Paschto sprach. Gemeinsam betraten wir das kleine Schlafzimmer.

»Wahrscheinlich ist er ein Saudi, möglicherweise sind das alle«, erklärte mir der Dolmetscher unterwegs. Der kleine dünne Mann wirkte äußerst nervös. Manchmal ist für islamische Terroristen die Vorstellung zu sterben tröstlicher, als in Gefangenschaft zu geraten und vom Teufel verhört zu werden. Das war hier meine Rolle: *Ich war der Teufel.*

Ich bat den Dolmetscher, den mutmaßlichen Terroristen in ein harmloses Gespräch über seine Heimatstadt und die Schwierigkeiten beim neuen Leben in New York, in der Höhle des Teufels zu verwickeln. Ich bat ihn ferner, einfließen zu lassen, dass ich ein ziemlich guter Mann und einer der wenigen FBI-Agenten sei, der nicht abgrundtief schlecht sei. »Sagen Sie ihm, ich läse den Koran. Ein wunderbares Buch.«

Ich setzte mich und bemühte mich, das Verhalten des Terroristen nachzuahmen, ohne dass es zu sehr auffiel. Er saß auf der Stuhlkante. Ich ebenfalls. Wenn ich der erste Amerikaner werden konnte, dem er vertraute, wenngleich auch wenig, verplapperte er sich womöglich.

Anfangs klappte das nicht besonders. Dann aber beantwortete er einige Fragen über seine Heimatstadt. Er behauptete, mit einem Studentenvisum nach Amerika eingereist zu sein, aber ich wusste, dass er keinen Pass hatte. Er kannte außerdem nicht eine Adresse einer Universität in New York, nicht einmal die der NYU.

Schließlich sprang ich auf und stapfte wütend aus dem Raum. Ich ging zum zweiten Verdächtigen und wiederholte die Prozedur.

Dann ging ich zurück zum ersten Gefangenen. Ich trug einen Stapel Berichte und knallte sie auf den Boden. Bei dem Knall sprang er tatsächlich hoch.

»Sagen Sie ihm, dass er mich belogen hat!«, brüllte ich den Dolmetscher an. »Sagen Sie ihm, dass ich ihm vertraut hatte. Sagen Sie ihm, im FBI und in der CIA sitzen nicht nur Schwachköpfe, selbst wenn man ihm das in seiner Heimat erzählt hat. Reden Sie mit ihm. Brüllen ist noch besser. Lassen Sie ihn nicht zu Wort kommen, bis er uns wirklich etwas zu sagen hat. Dann brüllen Sie mir zu, was er gesagt hat. Sagen Sie ihm, er würde sterben und wir würden seine gesamte Familie in Saudi-Arabien aufspüren!«

Die nächsten Stunden wanderte ich zwischen den beiden Räumen hin und her. Meine Jahre als Therapeut halfen mir, Menschen gut zu durchschauen, besonders wenn sie sich in einem Ausnahmezustand befanden. Ich holte mir noch ei-

nen dritten Terroristen, die einzige Frau, und fügte sie der Mischung bei. CIA-Beamte verhörten die Verdächtigen jedes Mal weiter, wenn ich den Raum verließ. Keine Folter, aber ständiges Kreuzfeuer.

In den Trainingssitzungen des FBI in Quantico erzählte man uns von den Prinzipien eines Verhörs, den RPMs: Rationalisierung, Projektion und Minimalisierung. Ich *rationalisierte* wie ein Irrer: »Sie sind ein guter Mensch, Ahmed. Sie glauben an das Richtige. Ich wünschte, ich hätte Ihren starken Glauben.« Ich *projizierte* Schuld: »Es ist nicht Ihre Schuld. Sie sind einfach ein junger Mann. Zuweilen *kann* die Regierung der Vereinigten Staaten böse sein. Manchmal glaube ich selbst, dass wir verdienen, bestraft zu werden.« Ich *minimalisierte* die Konsequenzen: »Bis jetzt haben Sie hier in Amerika noch kein richtiges Verbrechen begangen. Unsere schwachen Gesetze und unser Rechtssystem können Sie schützen.« *Dann kam ich zum Punkt:* »Erzählen Sie mir etwas über den Engländer. Wir wissen, dass er Geoffrey Shafer heißt. Er wird das Wiesel genannt. Gestern war er hier. Wir haben Videobänder und Fotos. Wir wissen, dass er hier war. Wo ist er jetzt? Er ist der Mann, hinter dem wir wirklich her sind.«

Ich ließ nicht locker. Ständig wiederholte ich meine Fragen. »Was wollte der Engländer? Was sollten Sie für ihn tun? Er ist der Schuldige, nicht Sie oder Ihre Freunde. Das wissen wir bereits. Sie müssen nur noch ein paar Lücken für uns ausfüllen. Dann können Sie zurück in die Heimat.«

Danach wiederholte ich die gleichen Fragen über den Wolf.

Aber bei keinem Terroristen hatte ich Glück, nicht mal

bei den ganz jungen. Sie waren zäh und viel disziplinierter und erfahrener, als sie nach außen hin wirkten. Sie waren gescheit und offensichtlich hochmotiviert.

Warum nicht? Sie *glaubten* an etwas. Das könnte man von ihnen lernen.

51

Der nächste Terrorist, den ich auswählte, war ein älterer, relativ gut aussehender Mann mit buschigem Schnurrbart und weißen, nahezu perfekten Zähnen. Er sprach Englisch und erzählte mir mit gewissem Stolz, dass er in Berkeley und Oxford studiert habe.

»Biochemie und Elektrotechnik. Überrascht Sie das?« Er hieß Ahmed el-Masry und war Nummer acht auf der Liste des Heimatschutzes.

Er war mehr als bereit, über Geoffrey Shafer zu sprechen.

»Ja, der Engländer ist zu uns gekommen. Selbstverständlich haben Sie da Recht. Videobänder lügen für gewöhnlich nicht. Er behauptete, etwas Interessantes zu haben, worüber er mit uns sprechen wolle.«

»Und hatte er?«

El-Masry runzelte die Stirn. »Nein, eigentlich nicht. Wir dachten, er sei einer Ihrer Agenten.«

»Und weshalb kam er zu Ihnen?«, fragte ich. »Warum haben Sie sich bereit erklärt, mit ihm zu sprechen?«

El-Masry dachte kurz nach. »Neugier. Er behauptete, Zugang zu taktischen atomaren Geräten zu haben.«

Ich zuckte zusammen, und mein Herz schlug sehr viel schneller. Atomare Geräte in New York? »Hatte er Waffen?«

»Wir haben beschlossen, mit ihm zu reden. Wir glaubten, er meinte Atombomben, die in einen Koffer passten. Schwierig zu beschaffen, aber nicht unmöglich. Wie Sie wohl wissen, hat die Sowjetunion sie während des Kalten Kriegs gebaut. Keiner weiß, wie viele oder was daraus geworden ist. In den letzten Jahren hat die russische Mafia versucht, sie zu

verkaufen. Jedenfalls gibt es darüber Gerüchte. Genau weiß ich es nicht. Ich bin in diesem Land, um Hochschullehrer zu werden, verstehen Sie? Um mir Arbeit zu suchen.«

Mich schauderte es. Im Gegensatz zu konventionellen Sprengköpfen waren die Kofferatombomben so gebaut, dass sie am Boden explodieren konnten. Sie waren ungefähr so groß wie ein großer Koffer und konnten locker von einem Infanteristen bedient werden.

Sie konnten fast überall versteckt werden, sogar zu Fuß durch New York, Washington, London oder Frankfurt getragen werden.

»Und – hatte er Zugang zu diesen atomaren Koffern?«, fragte ich el-Masry.

Er zuckte mit den Schultern. »Wir sind nur Studenten und Lehrer. Warum sollte uns an Atomwaffen gelegen sein?«

Ich glaubte zu verstehen, was er jetzt tat: Er wollte für sich und seine Leute möglichst viel herausschlagen.

»Warum hat eine Ihrer *Studentinnen* sich umgebracht, indem sie aus dem Fenster gesprungen ist?«, fragte ich.

El-Masrys Augen verengten sich vor Schmerz. »Sie hatte die ganze Zeit Angst in New York. Sie war Waise, ihre Eltern wurden von Amerikanern in einem ungerechten Krieg getötet.«

Ich nickte langsam, als würde ich das verstehen und nachfühlen, was er mir erzählte. »Also gut, Sie haben hier keine Verbrechen begangen. Wir haben Sie wochenlang observiert«, sagte ich. »Aber für mich ist die eigentliche Frage: Hatte Colonel Shafer Zugang zu Atomwaffen? Die Antwort ist für Sie und Ihre Leute wichtig. Können Sie mir folgen?«

»Ich glaube schon. Wollen Sie sagen, dass wir deportiert werden, wenn wir kooperieren? Nach Hause geschickt? Weil

wir keine Verbrechen begangen haben?«, fragte el-Masry. Er versuchte, den Deal festzuklopfen.

Ich schlug sofort zurück. »Einige von Ihnen haben in der Vergangenheit schwere Verbrechen begangen. Morde. Die anderen Ihrer Gruppe werden befragt und dann nach Hause geschickt.«

Er nickte. »Nun gut. Ich hatte nicht den Eindruck, dass Mr. Shafer taktische Atomwaffen in seinem Besitz hatte. Sie sagen, Sie hätten uns observiert? Vielleicht wusste er das. Ergibt das für Sie Sinn? *Hat er Sie womöglich übertölpelt?* Ich gebe nicht vor, es zu verstehen. Aber diese Gedanken schwirren mir durch den Kopf, während ich hier sitze und mit Ihnen spreche.«

Unglücklicherweise ergab das, was er mir sagte, durchaus Sinn. Ich befürchtete, dass genau das passiert war. Eine Falle, ein Test. Bisher war das das Verhaltensmuster des Wolfs.

»Wie ist Shafer hier rausgekommen, ohne dass wir ihn gesehen haben?«, fragte ich.

»Es gibt im Keller eine Verbindung, die nach Süden zu einem Gebäude führt. Das wusste Colonel Shafer. Er schien überhaupt viel über uns zu wissen.«

Als ich das Gebäude endlich verließ, war es neun Uhr morgens geworden. Ich war erschöpft. Ich hätte mich auf der Stelle im nächsten Hinterhof hinlegen und schlafen können. Bald würden die Verdächtigen weggeschafft und die gesamte Gegend abgesperrt sein, selbst der Holland Tunnel, weil wir befürchteten, er könne ein Ziel sein, das plötzlich in die Luft gejagt würde.

War alles ein Test gewesen, eine Falle?

52

Doch damit waren die verrückten Ereignisse dieses Tages noch nicht vorbei.

Außerhalb des Hauses hatte sich eine Menschenmenge versammelt.

Als ich mir einen Weg durch die Menge bahnte, rief jemand:
»Dr. Cross.«

Dr. Cross? Wer rief mich?

Ein junger Bursche in einer hellbraun und karmesinroten Windjacke winkte wie ein Wahnsinniger. Er war nicht zu übersehen.

»Dr. Cross, hier drüben! *Dr. Alex Cross!* Ich muss mit Ihnen reden, Mann.«

Ich ging zu dem jungen Mann, der wohl noch nicht ganz zwanzig war. Ich stellte mich dicht neben ihn. »Woher kennen Sie meinen Namen?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf und trat einen Schritt zurück. »Man hat Sie *gewarnt*, Mann«, sagte er. »Der Wolf hat Sie gewarnt!« Kaum waren die Worte heraus, hatte ich ihn schon an den Haaren und an der Jacke gepackt. Blitzschnell hatte ich ihn zu Boden geworfen und hielt ihn mit einem Nelson fest. Ich lag mit meinem gesamten Gewicht auf ihm.

Sein Gesicht war hochrot, sein dünner Körper verrenkt. Er schrie mich an: »*He, Mann.* Man hat mich *bezahlt*, um Ihnen diese Nachricht zu geben. Verdammter, runter von mir, du Wichser! Der Typ hat mir hundert Dollar gegeben. Ich bin nur ein Bote, Mann. Der Engländer hat mir gesagt, dass Sie Dr. Alex Cross sind.«

Der junge Bursche, der *Bote*, fixierte mich. »Sie sehen gar nicht wie ein Doktor aus.«

53

Der Wolf war in New York. Nicht für alles Geld der Welt konnte er das Ultimatum verpassen.

Die Verhandlungen wurden wirklich heißer. Der Präsident der Vereinigten Staaten, der britische Premierminister, der deutsche Kanzler – selbstverständlich wollten sie sich nicht auf einen Deal einlassen und als die erbärmlichen Feiglinge dastehen, die sie waren. *Man konnte doch mit Terroristen nicht verhandeln, oder? Was für ein Beispiel würde das abgeben?* Sie brauchten noch mehr Druck, mehr Stress, mehr Überzeugungsarbeit, ehe sie zusammenbrachen.

Teufel auch, das konnte er leicht herbeiführen. Nur allzu gern würde er diesen Schwachköpfen den Gefallen tun und sie foltern. Das Ganze war so voraussehbar – jedenfalls für ihn.

Er machte einen langen Spaziergang an der East Side von Manhattan. Alles für die Gesundheit. Er fühlte sich großartig, weil er alle Fäden dieses Spiels in der Hand hielt. Wie konnten sich die Regierungen dieser Welt mit ihm messen? Er hatte jeden erdenkbaren Vorteil. Keine Politik, keine Medien, Bürokraten, Gesetze oder Ethik waren ihm im Weg. Wer konnte das toppen?

Er ging in eines der vielen Apartments zurück, welche er in der ganzen Welt besaß. Dieses hier war ein prächtiges Penthouse, hoch über dem East River. Er telefonierte. Während er leicht seinen Gummiball drückte, sprach er mit einem hohen Tier aus dem New Yorker FBI-Büro. Eine Topkraft und eine Frau. Diese Agentin berichtete ihm alles, was das FBI bisher wusste und was es unternahm, um ihn aufzu-

spüren. Alles völlig belanglos. Das FBI hätte eher Bin Laden gefunden als ihn.

Der Wolf brüllte ins Telefon. »Soll ich für diese Scheiße etwa bezahlen? Für etwas, was ich bereits wusste? Stattdessen sollte ich Sie umbringen.«

Doch dann lachte der Russe. »Nur ein schlechter Scherz, Teuerste. Sie bringen mir gute Neuigkeiten. Und ich habe auch für Sie Neuigkeiten: Schon sehr bald wird es in New York zu einem Zwischenfall kommen. Halten Sie sich von Brücken fern. Brücken sind sehr gefährliche Orte. Das weiß ich aus eigener Erfahrung.«

54

Bill Capistran war der Mann mit dem Plan und gleichzeitig einer sehr üblichen und gefährlichen Einstellung – milde gesagt: Er hatte ernste Probleme, seine Wut zu kontrollieren.

Doch schon bald würde er der Mann mit zweihundertfünfzigtausend Dollar auf seinem Konto auf den Cayman-Inseln sein. Er musste lediglich diesen Job durchziehen. Seine Aufgabe dabei war nicht besonders schwierig. *Ich kann das, null problemo.*

Capistran war neunundzwanzig Jahre alt, schlank und sehnig und stammte aus Raleigh, North Carolina. Er hatte für ein Jahr an der North Carolina State Lacrosse gespielt, dann war er zur Marineinfanterie gegangen. Nach drei Jahren Dienstzeit hatte ihn eine Firma aus Washington als Söldner fürs Ausland angeworben. Vor zwei Wochen hatte ihn ein Typ angesprochen, den er aus Washington kannte, Geoffrey Shafer, und Capistran hatte zugestimmt, den größten Job seiner Karriere durchzuführen. Für zweihundertfünfzigtausend Dollar. Und an diesem Job arbeitete er jetzt. Um sieben Uhr morgens fuhr er einen schwarzen Ford-Van nach Osten über die Fiftyseventh Street in Manhattan, dann – bei der First Avenue – nach Norden. Schließlich parkte er nahe der Fiftyninth-Street-Brücke, die auch Queensboro heißt.

Er und zwei Männer in weißen Overalls, wie Maler, kletterten aus dem Van und holten ihre Sachen aus dem Laderaum. Keine Farbe, Abdeckplanen oder Aluminiumleitern. Sprengstoff. Eine Kombination von C4 und Nitrat, das an einem strategischen Punkt, nahe der Manhattanseite des Flusses, ins Fachwerk angebracht werden sollte.

Capistran kannte inzwischen die Queensboro in- und auswendig. Er blickte zu der fünfundneunzig Jahre alten Brücke hinauf. Eine Auslegerbrücke mit Stahltragwerk und zwei Decks. Die einzige der vier East-River-Brücken, die keine Hängebrücke war. Das hieß, dass man dafür eine spezielle Bombe brauchte, eine, wie er sie rein zufällig hinten im Van hatte.

Da ist noch etwas, dachte Capistran unwillkürlich, als er mit seinen Compadres die Ausrüstung zur Brücke schleppste. New York City. Die East Side. All diese aufgeblasenen Big-Business-Wichser, diese blonden Prinzessinnen, die herumstolzierten, als gehöre ihnen die Welt. Plötzlich pfiff er einen Song, der ihm ziemlich komisch vorkam. »The 59th Street Bridge Song (Feelin' Groovy)« von Simon und Garfunkel. Die beiden hielt er ebenfalls für typische New-York-City-Arschlöcher.

Die letzten Tage hatte Capistran bis in die frühen Morgenstunden geschuftet, zusammen mit zwei Gesinnungsge-
nossen, Studenten an der Stony Brook University, draußen auf Long Island, und angehende Ingenieure. Der eine war ein blitzgescheiter Junge aus dem Iran, der andere kam aus Afghanistan. Sie geilten sich an der Ironie der Situation auf: Studenten, die in New York studierten, halfen, New York in die Luft zu jagen. *Land der beschissen Freiheit, richtig?* Sie nannten ihr Team das Manhattan Project. Noch ein Insider-Scherz.

Anfangs hatten sie an eine ANFO gedacht, ein Bombentyp, der mit Sicherheit einen Krater in eine Straße riss, aber es war unwahrscheinlich, dass man damit eine so große Brücke wie die Queensboro in die Luft jagen könnte. Die

jungen Uni-Genies erklärten Capistran, er könne selbst sehen, welchen Schaden eine ANFO anrichten konnte, wenn er einen Feuerwerkskracher auf die Straße warf. Oder sich das vorstellte. Die Explosion wurde charakterisiert als »feige Kräfte, welche sich immer den Weg des geringsten Widerstands suchten«. In anderen Worten, diese Bombe würde ein Loch in die Straße reißen, aber die wahre destruktive Kraft würde nach oben und seitlich in der Luft verpuffen.

Heute würde das nicht genügen. Viel zu harmlos. Nicht mal annähernd das, was gewünscht wurde.

Dann kamen die teuflisch cleveren Studenten auf eine viel bessere Idee, die Brücke zu sprengen. Sie erklärten Capistran, wie und wo man mehrere kleinere Sprengladungen an unterschiedlichen Punkten des Fundaments anbringen müsse. Das Ganze ähnelte dem Vorgehen von Abrissfirmen, die alte Gebäude zum Einsturz brachten. Diese Methode funktionierte fantastisch.

Da Capistran absolut kein Interesse daran hatte, erwischt zu werden, hatte er überlegt, Taucher in den East River zu schicken, um die Sprengladungen am Tragwerk zu befestigen. Er selbst hatte die Brücke mehrmals besichtigt. Zu seiner Überraschung gab es praktisch keine Sicherheitsmaßnahmen.

Und genauso war es an diesem Morgen. Capistran ging mit seinen beiden Helfern auf den unteren Streben der Queensboro Bridge dahin, und niemand sagte auch nur Buh zu ihnen.

Aus der Entfernung ließ das reich geschmückte, silbrig gestrichene Tragwerk aus Stahl, die Kreuzblumen der alten Brücke diese fast filigran wirken. Aus der Nähe sah man die

kraftvolle Struktur. Die Nieten im massiven Tragwerk waren so groß wie die Kniescheiben eines Mannes.

Es klang verrückt, aber es würde klappen – sein Stück würde funktionieren.

Zuweilen fragte er sich, weshalb er auf alles so sauer geworden war, so bitter und hasserfüllt. Zum Teufel, vor Jahren war er in der Marineinfanterie Teil einer Rettungsmannschaft gewesen, die abgeschossene Piloten wie Scott O’Grady in Bosnien rausgeholt hatte. Na schön, jetzt war er kein Held mehr. Er war nur irgendein Kapitalist, der in diesem System arbeitete. Diese Erklärung war ehrlicher, als die meisten Menschen glauben würden.

Als Capistran hinaus auf das Tragwerk ging, summte er unwillkürlich vor sich. Dann sang er die Worte: »Groovy. Feeling very groovy.«

55

Es geschah etwas ausgesprochen Selt-
sames, Rätselhaftes.

Das Ultimatum verstrich – und
nichts passierte.

Keine Nachricht vom Wolf, keine
Anschläge. Nichts. Schweigen. Es war unheimlich und
zugleich Angst einjagend.

Einzig allein der Wolf wusste, was jetzt vor sich ging –
nun, möglicherweise abgesehen vom Wolf, dem Präsidenten
und ein paar anderen Weltführern. Einem Gerücht zufolge
hatte man den Präsidenten, den Vizepräsidenten und das
Kabinett bereits aus Washington herausgebracht.

Dieses Ding hörte einfach nicht auf. Jedenfalls nicht die
Berichte in den Medien. Die *Post*, die *New York Times*, *USA Today*, *CNN* und andere Sender hatten Wind von den Dro-
hungen gegen irgendwelche Großstädte bekommen. Keiner
wusste, welche Städte oder von wem die Bedrohung ausging.
Nach Jahren der Alarmstufen Gelb und Orange vom Hei-
matschutz schien niemand die Bedrohung und die Gerüchte
allzu ernst zu nehmen.

Die Ungewissheit, der Nervenkrieg gehörten mit Sicher-
heit zum Plan des Wolfs. Ich war am letzten Wochenende
im Mai, dem Memorial Weekend, in Washington und
schlief fest, als ich den Anruf erhielt, sofort ins Hoover Buil-
ding zu kommen.

Ich schaute auf den Wecker. Viertel nach drei Uhr morgens. *Hatte es Repressalien gegeben?* Wenn ja, sagte man es
mir nicht am Telefon.

»Bin schon unterwegs«, sagte ich und verließ leise flu-
chend das Bett. Ich duschte, erst heiß, dann eine oder zwei

Minuten kalt, trocknete mich ab, zog mich an, stieg in den Porsche und fuhr wie in einem Albtraum durch Washington. Ich wusste nur, dass der Wolf in dreißig Minuten anrufen würde.

Um kurz vor vier morgens, nach einem langen Wochenende, mit dem ausgelaufenen Ultimatum über unseren Häuptern! Er wollte nicht nur die Kontrolle, er war schlichtweg sadistisch.

Als ich den Krisenraum im vierten Stock betrat, war bereits über ein Dutzend Agenten dort. Wir begrüßten uns wie alte Freunde bei einer Totenwache. In den nächsten Minuten schoben sich weitere Agenten mit verquollenen Augen herein. Keiner schien völlig wach zu sein. Als die ersten Kannen mit dem Kaffee kamen, bildete sich am Tisch eine Schlange. Alle wirkten sehr nervös.

»Kein Gebäck?«, fragte ein Agent. »Wo ist die Liebe?« Aber keiner lächelte über seinen Scherz.

Direktor Burns kam kurz nach halb vier. Er trug einen dunklen Anzug und Krawatte, ziemlich formell für ihn, besonders um diese Tageszeit. Ich hatte das Gefühl, dass er genauso wenig Ahnung hatte, was sich tat. Der Wolf führte das Kommando, keiner von uns.

»Und Sie dachten, ich sei ein knallharter Boss«, meinte Direktor Burns nach etlichen Minuten des Schweigens. Endlich ein Hauch von Gelächter. »Danke, dass Sie hier sind.«

Der Wolf meldete sich um drei Uhr dreiundvierzig. Die verfremdete Stimme. Die charakteristische Selbstgefälligkeit und Verachtung.

»Wahrscheinlich fragen Sie sich, weshalb ich eine Bespre-

chung mitten in der Nacht angesetzt habe«, begann er. »Weil ich das kann. Wie gefällt Ihnen das? *Weil ich das kann.*

Falls es Ihnen noch nicht aufgefallen ist, Leute: Ich mag euch nicht besonders. Eigentlich überhaupt nicht. Dafür habe ich Gründe, gute Gründe. Ich hasse alles, wofür Amerika steht. Vielleicht ist das Teil einer Rache? Vielleicht habt ihr mir Unrecht getan, irgendwann in der Vergangenheit? Vielleicht habt ihr meiner Familie etwas angetan? Das gehört alles zum Puzzle. Rache ist für mich ein süßer Bonus.

Aber lassen Sie mich über die Gegenwart sprechen. Korrigieren Sie mich, wenn ich etwas Falsches sage, aber ich glaube, ich gab Ihnen die Anweisung, keinerlei weitere Ermittlungen bezüglich meines Aufenthalts durchzuführen.

Aber was tun Sie? Sie buchten sechs arme Schweine in Manhattan ein, weil Sie sie verdächtigen, für mich zu arbeiten. Das eine arme Mädel war so verzweifelt, dass sie aus dem Fenster gesprungen ist. Ich habe sie fallen sehen! Ich nehme an, Sie haben geglaubt, dass New York sicher sei, nachdem Sie mich dort ausgeschaltet haben.

Ach, tut mir Leid, das hätte ich fast vergessen. Da ist noch die Kleinigkeit des Ultimatums, das Sie haben verstreichen lassen.

Dachten Sie, ich hätte das vergessen? O nein, ich habe das Ultimatum keineswegs vergessen. Auch nicht die Beleidigung von Ihrer Seite. Und jetzt schauen Sie mal, was ich tun kann.«

56

Um zwanzig vor vier morgens bezog das Wiesel, genau laut Anweisung, seine Position auf einer Bank im Park am Fluss an Sutton Place und Fifty-seventh Street. Inzwischen lag ihm sehr viel bei diesem Job vorm Magen, aber die Probleme wurden durch zwei große positive Punkte aufgewogen: Man zahlte ihm eine Menge Geld, und er war wieder mitten im Kampfgetümmel. O Mann, ich bin immer mitten in der Scheiße.

Er starrte hinab auf die dunklen, schnell dahinfließenden Wellen des East River. Ein roter Schlepper mit der Aufschrift MACALLISTER BROTHERS zog ein Containerschiff hinaus. *Die Stadt, die nie schläft.* Die Bars an First und Second Avenue nahmen gerade die letzten Bestellungen an. Kurz zuvor war er an einer Tierklinik vorbeigekommen, die fast die ganze Nacht für tierische Notfälle geöffnet war. *Tierische Notfälle?* Du lieber Gott, was für eine Stadt, was für ein beschissenes Land war Amerika geworden.

Schon bald würden eine Menge New Yorker hellwach sein und es extrem schwierig finden, wieder einzuschlafen. Weinen und Zähneknirschen würde es geben. Dafür würde der Wolf in etwa einer Minute sorgen.

Shafer beobachtete, wie die Zeiger auf seiner Uhr drei Uhr dreiundvierzig erreichten, gleichzeitig behielt er den Fluss und die Queensboro Bridge im Auge.

Autos, Taxis und gar nicht wenig Laster rumpelten da oben selbst um diese Uhrzeit dahin. Zurzeit befuhren locker hundert Fahrzeuge die Brücke, wahrscheinlich noch mehr. Die armen Schweine!

Um drei Uhr dreiundvierzig drückte Shafer auf einen Knopf seines Handys.

Damit gab er ein einfach codiertes Signal an eine kleine Antenne an der Manhattan-Seite der Brücke. Ein Stromkreis begann sich zu schließen ...

Ein Zünder ging los ...

Mikrosekunden später wurde den Menschen von New York City – und dem Rest der Welt – eine Botschaft direkt aus der Hölle geschickt.

Eine symbolische Botschaft.

Ein weiterer Weckruf.

Eine gewaltige Explosion erschütterte das Tragwerk der Fifty-ninth-Street-Brücke. Die Verbindungsstellen brachen sofort. Die alte Stahlstruktur zerbröckelte wie Mürbekekse. Riesige Nieten sprangen heraus und stürzten in den East River. Der Straßenbelag war zerfetzt. Stahlbeton wurde wie Papier im Reißwolf zerrissen.

Das obere Deck teilte sich in der Mitte. Enorme Brocken fielen wie Bomben auf das untere Deck, welches ebenfalls brach und dessen Teile sich um die eigene Achse drehend dem Fluss entgegenstürzten.

Autos fielen ins Wasser. Ein Lastwagen, bis oben hin mit Zeitungen aus Queens beladen, rollte rücklings eine Betonplatte hinunter und wirbelte in Pirouetten in die Tiefe. Ihm folgten weitere Laster und Autos. Wie Bleigewichte plumpssten sie hinab. Elektrische Leitungen senkten sich und versprühten auf der gesamten Länge der Brücke Funken. Dutzende von Fahrzeugen stürzten von der Brücke, krachten in den Fluss und verschwanden unter der Wasseroberfläche.

Einigen Menschen gelang die Flucht aus ihren Fahrzeu-

gen, doch auch sie sprangen in den sicheren Tod im Fluss. Shafer konnte ihre entsetzlichen Schreie über den Fluss hereinüber hören.

In jedem Block gingen die Lichter an, dann die Fernseher und Computer, als die Bewohner New Yorks die ersten Berichte über ein grauenvollen Unglück hörten, das man kaum glauben konnte. Ja, noch vor wenigen Jahren wäre so eine Katastrophe undenkbar gewesen.

Nachdem Geoffrey Shafer sein Werk für diese Nacht vollbracht hatte, stand er von der Bank auf und fuhr heim, um zu schlafen. Falls er schlafen konnte. Eins hatte er begriffen: Die Dinge hatten gerade erst begonnen. Er war auf dem Weg nach London.

London Bridge, dachte er. Alle Brücken in der Welt werden zusammenbrechen und einstürzen. Die moderne Gesellschaft fällt an den Nähten auseinander. Der Wolf war vielleicht ein Irrer, aber er war einfach brillant böse. Ein verflucht brillanter Irrer.

Teil Drei

Wolfsfährte

57

Der Wolf verlangsamte seinen schweren schwarzen Lotus auf knapp hundert Meilen pro Stunde, während er am Handy sprach. Davon hatte er sechs im Auto. Er fuhr nach Montauk auf der Spitze von Long Island. Allerdings musste er unterwegs noch etwas Wichtiges erledigen, selbst um ein Uhr morgens. Er hatte den amerikanischen Präsidenten, den deutschen Kanzler und den britischen Premierminister an der Strippe. *Von Spitze zu Spitze*. Wer konnte das schlagen?

»Dieser Anruf kann nicht zurückverfolgt werden, also verschwenden Sie nicht Ihre Zeit. Meine Techniker sind besser als Ihre«, teilte er ihnen mit. »Also, was denkt so jeder? Wir sind acht Stunden nach dem Ultimatum. Und?«

»Wir brauchen mehr Zeit.« Der britische Premierminister sprach für die ganze Gruppe. Gut für ihn. War er der wahre Führer der drei? Das wäre eine Überraschung. Der Wolf hatte ihn immer eher als Mitläufer betrachtet.

»Sie wissen ja gar nicht –«, meldete sich der amerikanische Präsident, doch der Wolf schnitt ihm das Wort ab. Dabei grinste er und genoss seine Missachtung dem mächtigsten Mann der Welt gegenüber.

»Maul halten! Ich will keine Lügen mehr hören!«, brüllte er ins Telefon.

»Sie müssen sich anhören, was wir Ihnen zu sagen haben«, warf der deutsche Kanzler ein. »Geben Sie uns Gelegenheit –«

Der Wolf brach sofort das Gespräch ab. Er steckte sich ei-

ne Siegeszigarre an, tat einige befriedigende Züge und legte sie in den Aschenbecher. Mit dem zweiten Handy rief er erneut an.

Sie waren alle noch da und warteten auf seinen Rückruf. Er unterschätzte diese mächtigen Männer keineswegs, doch welche Wahl blieb ihnen, als auf seinen Anruf zu warten?

»Soll ich alle vier Städte angreifen? Muss ich das tun, um zu beweisen, wie ernst ich es meine? Das kann ich blitzschnell tun. Ich kann sofort, in diesem Moment, den Befehl geben. Ermüden Sie mich nicht mit diesem blödsinnigen ›Sie brauchen mehr Zeit‹. Brauchen Sie nämlich nicht! Die Länder, die die Gefangenen festhalten, sind Ihre Marionetten. Das weiß doch jeder.

Das wahre Problem ist, dass Sie sich nicht bloßstellen wollen, nicht zeigen wollen, wer Sie wirklich sind. Sie können sich der Welt nicht als schwach und machtlos zeigen. Aber das sind Sie! Wieso haben Sie zugelassen, dass das so gekommen ist? Wer hat Männer wie Sie in die Machtpositionen gebracht? Wer hat Sie gewählt? Das Geld *und* die politischen Gefangenen! Wiedersehen.«

Der Premierminister ergriff das Wort, ehe der Wolf auflegen konnte. »Das sehen Sie völlig falsch! *Sie* müssen eine Wahl treffen, nicht wir. In Bezug auf die Stärke Ihrer Position im Vergleich zu unserer haben Sie Recht. Aber wir können dieses Paket nicht so schnell fertig schnüren. Selbstverständlich wollen wir keinen Deal mit Ihnen machen, wir werden alles tun, was Sie verlangen. Wir brauchen aber mehr Zeit, um alles zu beschaffen. Wir werden es tun. Das versprechen wir Ihnen.«

Der Wolf zuckte mit den Schultern. Der britische Pre-

mierminister überraschte ihn tatsächlich. Er sprach kurz und prägnant und zeigte zumindest ein bisschen Mut.

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte der Wolf und beendete den Anruf. Er nahm die Zigarre wieder in die Hand und genoss folgende Idee: Zum jetzigen Zeitpunkt war er der mächtigste Mensch der Welt. Und im Gegensatz zu allen anderen war er der richtige Mann für diesen Job.

58

Ein Passagier in der Business-Class, der sich Randolph Wohler nannte, verließ den Flug der British Airways von York um fünf nach sechs Uhr morgens. Sein Pass und andere Dokumente bestätigten seine Identität. *Wie schön, wieder zu Hause zu sein*, dachte Wohler, der in Wahrheit Geoffrey Shafer war. *Und es wird noch viel schöner, wenn ich erst London von der Karte wegpuste.*

Der Gentleman, der ungefähr wie siebzig Jahre alt aussah, passierte den Zoll problemlos. Er war in Gedanken schon bei seinem nächsten Schritt: ein Besuch bei seinen Kindern. Das war sein Stück. Seltsam und eigenartig. Aber schon lange stellte er die Anordnungen des Wolfs nicht mehr in Frage. Außerdem wollte er seinen Nachwuchs gern sehen.

Er musste eine Rolle verkörpern, eine neue Mission, ein weiteres Stück des Puzzles. Die Gören lebten mit der Schwester seiner verstorbenen Frau in einem kleinen Haus in der Nähe des Hyde Parks. Er erinnerte sich an das Haus, als er mit seinem gemieteten Jaguar S-Klasse davor hielt. An seine Frau hatte er nur unangenehme Erinnerungen. Lucy Rhys-Cousins war eine labile, kleinkariert denkende Frau gewesen. Er hatte sie in einem Safeway-Supermarkt direkt vor den Augen der Zwillinge umgebracht. Diese wahrlich gnädige Tat hatte seine Zwillingstöchter, Tricia und Erica, jetzt ungefähr sechs oder sieben, sowie seinen Sohn Robert, der jetzt wohl fünfzehn war, zu Waisen gemacht. Shafer glaubte, dass die Kinder ohne ihre ständig jammernde und schniefende Mutter besser dran waren.

Er klopfte an die Eingangstür und stellte fest, dass diese

unverschlossen war. Da trat er ohne weitere Ankündigung einfach ein.

Im Wohnzimmer saß die jüngere Schwester seiner Frau, Judi, auf dem Fußboden und spielte mit den Zwillingen Monopoly. Er war sicher, dass alle nur *verlieren* würden – in dieser Gruppe war kein Gewinner.

»Daddy ist wieder zu Hause«, verkündete er. Auf seinem Gesicht lag ein einfach grauenvolles Lächeln. Dann richtete er die Beretta auf die Brust der lieben Tante Judi.

»Keinen Mucks, Judi. Gib mir keinen Grund, auf den Abzug zu drücken. Es wäre ein Kinderspiel und ein ausgesprochenes Vergnügen. Ach ja, ich hasse dich ebenfalls abgrundtief. Du erinnerst mich an eine fette Version deiner geliebten Schwester.

Hallo, Kinder! Sagt hallo zu eurem lieben alten Dad. Ich bin von weit her gekommen, um euch zu sehen. Bis aus Amerika.«

Seine Zwillinge, seine süßen Töchter, begannen zu weinen. Shafer tat das Einzige, was ihm einfiel, um die Ordnung wiederherzustellen. Er richtete die Waffe direkt auf Judis Tränenüberströmtes Gesicht und ging auf sie zu. »Sorge dafür, dass sie sofort aufhören zu plärren. Sofort! Beweise mir, dass du es verdienst, ihre Hüterin zu sein.«

Die Tante beugte sich herab und presste die kleinen Mädchen an die Brust. Sie hörten zwar nicht auf zu weinen, aber zumindest klang es unterdrückt.

»Judi, hör mir jetzt genau zu«, sagte Shafer und stellte sich hinter sie. Die Beretta drückte er gegen ihren Hinterkopf. »Obwohl ich es gern täte, bin ich nicht hergekommen, um dich zu ficken oder zu ermorden. Ich habe eine Bot-

schaft für dich, die du an den Heimatschutz weitergeben sollst. Es ist leider eine traurige und ironische Schicksalsfügung, dass dein erbärmliches Leben nun tatsächlich eine Rolle spielt. Kannst du das glauben? Ich nicht.«

Tante Judi schien verwirrt zu sein, was allerdings ihr natürlicher Zustand zu sein schien. Jedenfalls hatte Shafer diesen Eindruck. »Aber wie kann ich das?«, stammelte Judi.

»*Ruf einfach die Scheißbullen an!* Und jetzt halt die Klappe und hör mir genau zu. Du erzählst der Polizei, dass ich euch gesucht habe und dass ich euch erklärt habe, dass niemand mehr sicher sei. Nicht die Polizei, nicht ihre Familien. Wir können jederzeit in ihre Häuser gehen, genauso wie ich heute in dein Haus gekommen bin.«

Um sicher zu sein, dass sie alles begriffen hatte, wiederholte Shafer die Botschaft noch zweimal. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder Tricia und Erica zu, die ihn so viel interessierten wie die albernen Porzellanfigürchen auf dem Kaminsims im Zimmer. Er hasste diese kitschigen Porzellandinger, die seiner Frau gehört hatten und an denen sie gehangen hatte, als seien sie lebendig gewesen.

»Wie geht's Robert?«, fragte er die Zwillinge. Keine Reaktion.

Was war das? Die Mädchen beherrschten bereits den hoffnungslos verlorenen und verwirrten Ausdruck ihrer Mutter und ihrer stammelnden Tante. Sie sagten kein Wort.

»Robert ist euer *Bruder!*«, brüllte Shafer. Sofort begannen die Mädchen wieder laut loszuheulen. »Wie geht es ihm? Wie geht es meinem Sohn? Erzählt mir etwas über euren Bruder! Ist er zwei Köpfe größer geworden? Irgendwas!«

»Ihm geht's gut«, flüsterte Tricia unter Tränen.

»Ja, ihm geht's gut«, wiederholte Erica.

»Es geht ihm gut, ach ja? Na, das ist schön«, sagte Shafer mit totaler Verachtung dieser Klone ihrer Mutter.

Aber dann stellte er fest, dass er Robert tatsächlich vermisste. Manchmal mochte er den nur leicht gestörten Kerl direkt. »Gut, gebt eurem Vater einen Kuss«, verlangte er. »Ich bin euer Vater, ihr armseligen Kretins«, fügte er obendrein hinzu. »Falls ihr das vergessen habt.«

Die Mädchen wollten ihn nicht küssen. Er durfte sie aber nicht töten, deshalb verließ er das schreckliche Haus. Auf dem Weg nach draußen wischte er die Porzellanpuppen vom Kaminsims, so dass sie auf den Boden knallten.

»Als Erinnerung an eure Mutter!«, rief er über die Schulter zurück.

59

Die üblichste Beschwerde der Soldaten, die im Irak dienten, war, dass sie das Gefühl hätten, alles um sie herum sei absurd und ergäbe keinen Sinn. Moderne Kriegsführung bewirkt das verstärkt. Ich hatte das gleiche Gefühl.

Wir hatten das Ultimatum überschritten, und uns wurde die Zeit knapp. Jedenfalls schien es so zu sein. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich seit Tagen nicht mehr richtig durchgeatmet. Ich war mit zwei Agenten unserer Internationalen Terror Section auf dem Weg nach London.

Geoffrey Shafer war in England. Noch verrückter war, dass er wollte, dass wir das wussten. Er oder ein anderer.

Wir landeten auf Heathrow Airport kurz vor sechs Uhr morgens. Ich begab mich unverzüglich in ein Hotel bei der Victoria Street und schlief bis zehn. Nach dieser kurzen Ruhezeit marschierte ich zu New Scotland Yard, gleich um die Ecke, am Broadway. Es war prima, so nahe beim Buckingham Palace, Westminster und den Houses of Parliament zu sein.

Sofort wurde ich zum Büro von Detective Superintendent Martin Lodge von der Met geführt. Lodge erklärte mir sehr bescheiden, dass er eine Anti-Terroristen-Einheit habe, SO 13 genannt. Bei dieser Truppe gäbe es keinerlei Schwierigkeiten. Auf dem Weg zu Morgenbesprechung erzählte er mir seine Biografie in Kurzform.

»Wie Sie habe ich mich vom Polizisten hochgedient. Elf Jahre bei der Met nach einem kurzen Einsatz mit dem SIS in Europa. Davor trainierte ich in Hendon, dann Constable auf Streife. Ich entschied mich für die Karriere bei der Krimi-

nalpolizei und wurde zum SO 13 versetzt, da ich etliche Sprachen beherrsche.«

Er machte eine Pause. Die nutzte ich, um ihn zu unterbrechen. »Ich habe von Ihrer Anti-Terror-Truppe gehört – die beste in Europa, wie alle sagen. Jahrelange Übung mit der IRA.«

Lochte schenkte mir ein schmales Lächeln, das Lächeln eines Kriegsveteranen. »Manchmal lernt man am besten aus Fehlern. In Irland haben wir etliche gemacht. So, Alex, wir sind jetzt da. Man wartet schon auf Sie. Sie wollen Sie unbedingt kennen lernen. Bereiten Sie sich aber auf Unmengen unglaublichen Blödsinns vor. MI5 und MI6 werden beide da sein. Sie streiten über alles. Kümmern Sie sich nicht darum. Am Ende ist alles wieder Friede, Freude, Eierkuchen. Meistens jedenfalls.«

Ich nickte. »Wie daheim FBI und CIA. Ich bin sicher, dass ich das alles schon erlebt habe.«

Wie sich herausstellte, hatte Detective Superintendent Lochte wegen der Grabenkriege Recht gehabt. Meiner Meinung nach behinderte diese Fehde den Fortschritt in London, vor allem in der jetzigen Krise. Im Raum waren auch einige Männer und Frauen der Spezialeinheit. Der Stabsminister des Premierministers. Dazu noch die übliche Meute von Londons Notfalldiensten.

Ich setzte mich und stöhnte innerlich – wieder so eine gottverdammte Besprechung. Genau das fehlte mir so dringend wie ein Kropf. *Wir haben das Ultimatum verstreichen lassen – sie jagen alles in die Luft!*, hätte ich am liebsten gebrüllt.

60

Die große Strandvilla außerhalb von Montauk, Long Island, gehörte dem Wolf nicht. Sie war gemietet und kostete vierzigtausend pro Woche, selbst in der Nebensaison. *Totaler Nepp*. Das war dem Wolf bewusst, aber ziemlich egal. Zumindest heute.

Die Villa war sehr beeindruckend. Georgianischer Stil, drei Stockwerke, hoch über dem Strand, ein riesiger Swimmingpool, der durch das Haus windgeschützt wurde, eine mit Kies bestreute Auffahrt, auf welcher eine Autoschlange stand. Es waren hauptsächlich Limousinen. Muskulöse Chauffeure in dunklen Anzügen scharten sich darum.

All das hier habe ich mit meinem Geld bezahlt, mit meinem Schweiß und meinen Ideen!, dachte der Wolf leicht verbittert.

Auf ihn warteten einige seiner Partner aus der Russenmafia. Sie hatten sich in einem Wohnraum mit Bibliothek versammelt, von dem aus man einen herrlichen Blick auf den verlassenen Strand und den Atlantik hatte.

Als er den Raum betrat, taten alle so, als seien sie seine besten und engsten Freunde. Sie schüttelten ihm die Hand und schlugen ihm auf Rücken und Schultern. Dabei murmelten sie mühelos die Lüge, wie sehr sie sich freuten, ihn zu sehen. *Das sind die Wenigen, die wissen, wie ich aussehe. Der innere Kreis, diejenigen, denen ich am meisten traue.*

Vor seiner Ankunft hatte man bereits den Lunch serviert. Danach hatte man das gesamte Hauspersonal weggeschickt. Er hatte hinter der Villa geparkt und war durch die Küche

hineingegangen. Niemand hatte ihn bemerkt, nur die Männer in diesem Raum, diese neun, durften ihm zur Seite stehen.

Er baute sich vor sie auf und zündete eine Zigarre an. *Auf den Sieg!*

»Sie haben um eine Erweiterung des Ultimatums gebeten. Könnt ihr das glauben?«, sagte der Wolf zwischen genüsslichen Zügen.

Die Russen am Tisch lachten. Sie teilten die Verachtung des Wolfs für die gegenwärtigen Regierungen und politischen Führer auf der Welt. Politiker waren von Natur aus schwach und die wenigen starken, die es auf wunderbare Weise zu einem Spitzenamt gebracht hatten, wurden durch den Prozess der Regierung bald geschwächt. So war es schon immer gewesen.

»Lass den Hammer fallen!«, rief einer der Männer.

Der Wolf lächelte. »Ja, das sollte ich. Aber sie haben in einem Punkt Recht: Wenn wir jetzt handeln, verlieren wir auch. Ich werde sie ans Telefon holen. Sie erwarten eine Antwort. Interessant, oder? Wir *verhandeln* mit den Vereinigten Staaten, England und Deutschland. Als wären wir eine weitere Weltmacht.«

Der Wolf hob den Zeigefinger, als es am anderen Ende klingelte. »Sie erwarten, von mir zu hören ...«

»Sind Sie alle da und hören mich?«, fragte er ins Telefon.
Sie waren.

»Diesmal kein müßiges Geschwätz. Die Zeit dafür ist vorbei. Hier ist meine Entscheidung. Sie haben zusätzliche zwei Tage, bis sieben Uhr, Ostküsten-Standardzeit, aber ...

Der Preis hat sich gerade verdoppelt!«

Er legte auf. Dann musterte er seine Leute der Reihe nach.

»Was ist los? Gebt ihr mir Recht, oder was? Habt ihr kapiert, wie viel Geld ich gerade für euch verdient habe?«

Jetzt fingen alle an zu klatschen und zu jubeln.

Der Wolf blieb den Rest des Nachmittags bei ihnen. Er erduldete die verlogenen Komplimente und die Bitten, welche kaum verschleiert unter Vorschlägen vorgebracht wurden. Doch dann hatte er in New York City noch andere wichtige Termine und überließ seinen Gästen die Strandvilla, um sich dort zu vergnügen.

»Die Ladys werden bald eintreffen«, versprach er. »Models und Schönheitsköniginnen aus New York. Angeblich mit den schönsten Muschis der Welt. Amüsiert euch.« *Für mein Geld, meinen Schweiß und meine Brillanz.*

Dann stieg er wieder in seinen Lotus und fuhr zum Long Island Expressway. Er presste den schwarzen Gummiball. Doch dann legte er ihn weg und griff wieder zu einem Handy. Er drückte auf einige Ziffern. Ein Code wurde gesendet. Ein geschlossener Kreis. Ein Zünder ging los.

Selbst aus dieser Entfernung hörte er, wie die Strandvilla explodierte. Er brauchte diese Männer nicht mehr. Er brauchte überhaupt niemanden mehr.

Rache. Was für eine wunderschöne Sache.

61

Als wir in London die Nachricht erhielten, dass das Ultimatum um achtundvierzig Stunden verlängert sei, waren wir – allerdings nur vorübergehend – äußerst erleichtert. In der nächsten Stunde hörten wir von einem Bombenattentat auf Long Island. Mehrere Bosse der Russenmafia wurden als tot gemeldet. Was hatte das zu bedeuten? Hatte der Wolf wieder zugeschlagen? Das waren doch seine eigenen Leute?

Nach der langen Besprechung bei Scotland Yard konnte ich nicht mehr viel ausrichten. Gegen zehn Uhr abends traf ich mich mit einer Freundin von Interpol in einem chinesischen Restaurant, dem Cinnamon Club, der dort stand, wo früher das Old Westminster Library an der Great Smith Street gestanden hatte.

Ich war nicht mehr erschöpft. Ja, tatsächlich, ich atmete wieder ruhiger. Außerdem freute ich mich auf den Abend mit Sandy Greenberg, die wohl die scharfsinnigste Polizistin war, mit der ich je zusammengearbeitet habe. Vielleicht hatte sie eine neue Idee über den Wolf. Oder das Wiesel. Auf alle Fälle konnte niemand die europäische Unterwelt besser als sie.

Sandy ist für alle, abgesehen von ihren engsten Freunden, Sondra. Ich hatte das Glück zu diesen Freunden zu gehören. Sie ist hoch gewachsen, attraktiv, schick, witzig und sehr komisch. Sie umarmte mich und küsste mich auf beide Wangen.

»Ist das der einzige Weg, dich zu sehen, Alex? Eine Art von internationalem Notfall? Wo bleibt da die Liebe?«

»Du kannst *mirch* jederzeit in Washington besuchen«, lachte ich. »Übrigens, du siehst schlichtweg fantastisch aus.«

»Ach ja?«, sagte Sandy. »Komm, wir haben da hinten einen Tisch. Ich habe dich schrecklich vermisst. Mein Gott, freue ich mich, dich zu sehen. Du siehst selbst trotz aller Umstände prima aus. Wie schaffst du das bloß?«

Das Abendessen war eine Mischung aus indischen und europäischen Speisen, die man in den Vereinigten Staaten nicht findet, zumindest nicht in oder um Washington. Sandy und ich sprachen über eine Stunde über den Fall. Aber beim Kaffee wurden wir etwas persönlicher. Ich bemerkte einen goldenen Siegelring und ein Trinityband, das sie am kleinen Finger trug.

»Wunderschön«, sagte ich.

»Von Katherine«, sagte sie und lächelte. Sandy und Katherine Grant lebten seit ungefähr zehn Jahren zusammen und waren eines der glücklichsten Paare, denen ich je begegnet war. Eine Lektion zum Lernen, aber wer weiß schon, wie das Leben so spielt? Ich nicht. Ich vermochte nicht einmal mein eigenes Leben zu meistern.

»Ich sehe, dass *du* immer noch nicht verheiratet bist«, meinte sie.

»Ach, das ist dir aufgefallen?«

Sandy grinste. »Detective, du weißt schon. Kriminalistischer Spürsinn par excellence. Erzähl mir alles, Alex.«

»Da gibt's nicht viel zu erzählen«, sagte ich und fand meine Wortwahl eigenartig. »Ich gehe mit jemand aus, die ich sehr mag -«

Sandy unterbrach mich. »Ach, zum Teufel, du magst doch *jeden*. So bist du nun mal, Alex. Du hast sogar Kyle Craig gemocht. Du siehst doch noch im letzten abartigen Drecks-kerl was Gutes.«

»Im Allgemeinen könntest du Recht haben. Aber über Kyle bin ich hinweg. Und an Colonel Geoffrey Shafer mag ich überhaupt nichts. Auch nicht bei dem Russen, der sich Wolf nennt.«

»Ich habe Recht, lieber Freund. Also, wer ist diese unglaubliche Frau, die du sehr *magst* und deren Herz du brechen wirst, sonst wird sie deins brechen – so oder so. Da bin ich jetzt schon sicher. Warum quälst du dich derart?«

Unwillkürlich musste ich grinsen. »Auch Detective – na ja, eigentlich Inspector. Sie lebt in San Francisco.«

»Wie günstig. Das ist brillant, Alex. Das sind doch an die zweitausend Meilen von Washington entfernt, oder? Und ihr trefft euch dann so alle zwei Monate oder wie?«

Ich lachte. »Deine Zunge ist so scharf wie immer.«

»Übung, reine Übung. Also hast du nach wie vor nicht die richtige Frau gefunden. Schade. Wirklich eine Schande. Ich habe ein paar Freundinnen. Ach, Blödsinn, vertiefen wir das nicht. Aber ich möchte dir eine persönliche Frage stellen. Meinst du, dass du wirklich über Maria hinweg bist?«

Sandys Spezialität ist, dass sie als Ermittlerin regelmäßig Gedanken hat, auf die kein anderer verfällt. Sie steigt in Regionen ein, die oft ignoriert werden. Meine Frau Maria wurde vor über zehn Jahren von einem Schützen aus einem vorbeifahrenden Auto ermordet. Ich habe diesen Fall nie lösen können. Vielleicht war ich noch *nicht* über Maria hinweg. Vielleicht konnte ich keinen Schlussstrich ziehen, bis ich ihren Mord gelöst hatte. Dieser Gedanke zehrte schon jahrelang an mir und tat jedes Mal weh, wenn er mir in den Kopf kam.

»Ich bin in Jamilla Hughes wirklich sehr verliebt«, sagte

ich. »Das ist alles, was ich zur Zeit weiß. Wir sind gern zusammen. Warum? Ist das schlecht?«

Sandy lächelte. »Ich habe dich schon beim ersten Mal verstanden, Alex. Du magst sie sehr. Aber du hast mir nicht gesagt, dass du sie wahnsinnig liebst. Und du bist nicht der Mann, der sich mit *verliebt* zufrieden gibt. Richtig? Natürlich habe ich Recht. Ich habe immer Recht.«

»Ich liebe *dich*«, sagte ich.

Sandy lachte. »Also, damit ist die Sache geklärt. Du bleibst heute Nacht bei *mir*.«

»In Ordnung. Großartig«, stimmte ich zu.

Wir lachten beide, und eine halbe Stunde später setzte Sandy mich im Taxi vor meinem Hotel bei der Victoria Street ab.

»Hast du irgendeinen klugen Gedanken?«, fragte ich sie, als ich ausstieg.

»Ich bleibe am Ball«, versprach Sandy. Ich wusste, dass sie ihr Wort halten würde. Ich brauchte alle Hilfe, die ich in Europa bekommen konnte.

62

Henry Seymour lebte nicht sehr weit vom Unterschlupf des Wiesels entfernt. An der Edgeware Road in der Gegend zwischen Marble Arch und Paddington, die manchmal Klein Libanon genannt wird. Colonel Shafer ging an diesem Morgen zu der Wohnung des ehemaligen Mitglieds der SAS. Unterwegs fragte er sich, was mit dieser Stadt, *seiner* Stadt, ja, eigentlich mit dem ganzen beschissenen Land geschehen war.

Die Straßen säumten Cafés, Restaurants und Lebensmitteläden, wie es sie eigentlich nur im Nahen Osten gab. Die Düfte der multikulturellen Küche waren schon um acht Uhr morgens überall zu riechen: Tabbouleh, Linsensuppe, B'steeya. Vor einem Papiergeschäft rauchten zwei ältere Männer eine Wasserpfeife. *Verfluchte Scheiße! Was zum Henker ist mit meinem Land passiert?*

Henry Seymours Wohnung lag über einem Herrenoberbekleidungsgeschäft. Das Wiesel stieg schnurstracks in den zweiten Stock. Er klopfte einmal, und Seymour öffnete ihm.

Sobald Shafer Henry sah, war er bestürzt. Der Mann hatte seit ihrer letzten Begegnung fünfzehn oder zwanzig Kilo verloren. Und das war vor wenigen Monaten gewesen. Sein volles schwarzes lockiges Haar war fast ganz ausgefallen. Nur wenige graue und weiße Büschel standen noch da.

Shafer hatte tatsächlich Mühe, diesen Mann mit seinem ehemaligen Armeekameraden in Verbindung zu bringen, einem der besten Sprengstoffexperten, den er je gekannt hatte. Sie hatten Seite an Seite im Desert Storm gekämpft und danach als Söldner in Sierra Leone. Im Desert Storm

hatten Shafer und Seymour zum mobilen Zweiundzwanzigsten SAS-Regiment gehört. Hauptaufgabe dieses Regiments war, hinter den feindlichen Linien Chaos zu stiften. Darin war niemand besser als Shafer und Henry.

Der arme Henry sah jetzt nicht so aus, als sei er zu viel Chaos fähig, aber das Äußere konnte täuschen. Jedenfalls bestand Hoffnung.

»Bist du bereit für einen Job, eine wichtige Mission?«, fragte Shafer.

Henry Seymour lächelte. Ihm fehlten ein paar Vorderzähne. »Selbstmord, hoffe ich«, sagte er.

»Also eigentlich ist das eine ausgesprochen nette Idee«, meinte das Wiesel.

Er setzte sich Henry gegenüber und erklärte ihm, welches Stück für ihn gedacht sei. Sein alter Freund applaudierte, nachdem er den Plan gehört hatte.

»Ich wollte schon immer London in die Luft jagen«, jubelte er. »Ich bin genau der Richtige für diesen Job.«

»Ich weiß«, sagte das Wiesel.

63

Dr. Stanley S. Bergen von Scotland Yard sprach zu einigen Hundert von uns. Der Konferenzraum war bis in den letzten Winkel mit Polizei und anderen Regierungsbeamten gefüllt.

Dr. Bergen war keine ein Meter sechzig groß und wog knapp hundert Kilo. Er war mindestens sechzig Jahre alt. Dennoch war er eine beeindruckende Gestalt.

Er sprach frei, und keiner von uns konnte während seiner Rede die Augen von ihm wenden. Uns lief die Zeit davon, was alle im Raum nur allzu gut wussten.

»Wir sind an einem kritischen Punkt angelangt, an dem wir unsere Pläne für alle Fälle für London durchführen müssen«, sagte Dr. Bergen. »Die Verantwortung liegt beim London Resilience Forum, welches mein vollstes Vertrauen genießt. Auch Sie sollten dieses Vertrauen haben.

Also gut, so werden wir in London reagieren. Sollten wir *irgendeine* Warnung erhalten, dass eine Katastrophe bevorsteht, wird verlangt, dass uns sämtliche Rundfunkanstalten zur Verfügung stehen. Textwarnungen an Handys und Pieper werden ebenfalls ausgesandt. Andere, weniger effektive Maßnahmen sind Lautsprecherdurchsagen an die Öffentlichkeit et cetera.

Unnötig zu sagen, dass die Menschen *wissen werden*, dass ein Angriff unmittelbar bevorsteht, sofern wir es rechtzeitig erfahren. Der Police Commissioner der Met oder das Innenministerium werden mit der Meldung ins Fernsehen gehen.

Sollte es ein Bombenanschlag oder ein chemischer Angriff sein, werden Polizei und Feuerwehren sofort in die

Gegend einrücken. Sobald klar ist, was geschehen ist, wird die betroffene Gegend so gut wie möglich abgeriegelt. Feuerwehr und Polizei werden am Tatort drei Zonen klarieren: *heiß, warm und kalt.*

Die in der heißen Zone – falls sie noch leben – werden dort festgehalten, bis sie dekontaminiert sind, wenn das möglich ist.

Feuerwehr, Krankenwagen und Notarztteams werden in der warmen Zone postiert. Ebenso Duschen für die Dekontamination.

Die kalte Zone wird für Ermittlungen genutzt. Dort parken die Einsatzwagen und werden die Krankenwagen beladen.«

Dr. Bergen schwieg und schaute uns an. Sein Gesicht zeigte Besorgnis und gleichzeitig das Mitgefühl, das er für seine Stadt und ihre Bewohner empfand. »Einige von Ihnen haben vielleicht bemerkt, dass ich das Wort ›Evakuierung‹ nicht ausgesprochen habe. Der Grund dafür ist, dass eine Evakuierung Londons nicht möglich ist, es sei denn, wir fangen sofort damit an. Aber der skrupellose Wolf hat versprochen, dass er sofort zuschlagen würde, sollten wir das tun.«

Es wurden Karten und Notmaterialien verteilt. Ich hatte den Eindruck, dass die Stimmung auf dem absoluten Tiefpunkt gelandet war.

Während ich mir die Papiere durchsah, kam Martin Lodge zu mir. »Wir hatten einen Anruf vom Wolf«, flüsterte er. »Das wird Sie begeistern. Er sagte, er mag unseren Plan sehr. Und er stimmt uns zu, dass jeder Versuch, London zu evakuieren, hoffnungslos sei –«

Plötzlich erschütterte eine gewaltige Explosion das Gebäude.

64

Als ich es nach unten zum Schauplatz des Bombenanschlags geschafft hatte, verschlug es mir beim Anblick des Chaos' und der Verwirrung die Sprache. Das weltberühmte Scotland-Yard-Schild an der Fassade war völlig herausgerissen. Wo der Eingang vom Broadway gewesen war, gähnte jetzt ein rauchender Krater. Überall lagen Trümmer. Auf dem Gehweg verteilten sich die Reste eines schwarzen Vans.

Die Entscheidung, das Gebäude nicht zu verlassen, sondern auszuhalten, war bereits gefallen. Ich hielt das für klug, zumindest für mutig. Zwei Dutzend Männer und Frauen sahen sich bereits im halbdunklen Raum Videobänder an, als ich im Krisenzentrum eintraf. Einer von ihnen war Martin Lodge.

Ich setzte mich hinten hin und schaute zu. Ich merkte, dass meine Hände zitterten.

Auf dem Film wurde gerade der Teil über den Broadway heute Morgen gezeigt. Vor dem großen eindrucksvollen Gebäude standen die üblichen bewaffneten Polizisten. Ein schwarzer Van tauchte auf, fuhr mit atemberaubender Geschwindigkeit in der falschen Richtung die Caxton Street hinab, gerade gegenüber von Scotland Yard. Er raste über den Broadway auf Scotland Yard zu und durchbrach die Barriere am Eingang. Fast gleichzeitig kam es zu einer gewaltigen Explosion. Eine Feuergarbe. Auf dem Film war kein Ton. Das gesamte Gebäude war illuminiert.

Ich hörte vorn im Raum jemand sprechen. Martin Lodge hatte das Wort ergriffen. »Unser Feind ist tatsächlich ein Terrorist und offensichtlich nur auf eins aus: Er will uns wis-

sen lassen, dass wir verletzbar sind. Ich glaube, inzwischen haben wir die Botschaft kapiert, oder? Interessant ist, dass – abgesehen vom Fahrer des Vans – niemand getötet wurde. Vielleicht hat der Wolf doch ein Herz.«

Eine Stimme ertönte von hinten. »Er hat *kein* Herz. Er hat einen Plan.« Die Stimme, die ich kaum erkannte, war meine eigene.

65

Ich arbeitete den Rest des Tages im Scotland Yard und schließ dort auf einer Pritsche.

Um drei Uhr morgens wachte ich auf und machte mich sofort wieder an die Arbeit. Das zweite Ultimatum lief um Mitternacht aus. Niemand wollte sich vorstellen, was danach geschehen würde.

Um sieben Uhr saß ich äußerst beengt in einem Zivilfahrzeug. Wir fuhren an diesem Morgen zu einem Haus in Feltham, draußen beim Heathrow Airport. Ich saß mit Martin Lodge und drei seiner Detectives von der Met im Van. Man hatte uns die Sondererlaubnis gegeben, bei diesem Einsatz Waffen zu tragen. Damit fühlte ich mich besser.

Lodge erklärte die Situation während der Fahrt. »Unsere Leute, zusammen mit der Spezialeinheit, haben ganz Heathrow und Umgebung besetzt. Wir arbeiten gleichzeitig mit der Flugpolizei zusammen. Einer unserer Leute hat auf dem Dach eines Privathauses einen Verdächtigen mit einem Raketenwerfer entdeckt. Wir haben unser Observierungsteam dort postiert. Aus offensichtlichen Gründen dürfen wir – wie wir erst gestern wieder gehört haben – nicht zugreifen. Der Mann beobachtet zweifellos die Nachbarschaft.«

Einer der Detectives fragte: »Haben wir eine Idee, wer sich in diesem Haus befindet, Sir? Wissen wir überhaupt irgendwas?«

»Das Haus ist gemietet. Es gehört einem Immobilienspekulanten. Pakistani, falls das etwas zu bedeuten hat. Wer die Mieter sind, wissen wir noch nicht. Das Haus steht nur ein paar hundert Meter von den Start- und Landebahnen des Flughafens entfernt. Muss ich noch mehr sagen?«

Ich schielte Lodge an. Der hatte die Arme eng um die Brust geschlungen. »Üble Sache«, meinte er. »Was die Untertreibung des Jahres ist, oder, Alex?«

»Ja, das Gefühl habe ich seit meiner ersten Begegnung mit dem Wolf. Es macht ihm Spaß, Menschen wehzutun.«

»Sie haben wirklich keine Ahnung, wer er ist, Alex? Was macht ihn so?«

»Er scheint seine Identität regelmäßig zu wechseln. Er ... oder sie? Ein paar Mal waren wir nah dran. Vielleicht haben wir heute Glück.«

»Hoffentlich.«

Wir erreichten unser Ziel in Feltham wenige Minuten später. Lodge und ich trafen uns dort mit SO 19, British Specialist Operations, welche den Zugriff durchführen sollte. Die Polizei hatte zur Observierung in mehreren Häusern in der Nähe Videomonitore eingesetzt. Aus einem halben Dutzend verschiedener Kameras wurde aufgenommen.

»Als würde man sich einen Film ansehen. Wir können nichts tun, um die Handlung zu beeinflussen«, sagte Lodge verdrießlich, nachdem wir uns einige Minuten lang die Videos angeschaut hatten. Was für eine unglaubliche Sauerei. Eigentlich dürften wir gar nicht hier sein. Man hatte uns gewarnt, so etwas zu tun. Aber wie konnten wir fernbleiben?

Lodge hatte die Liste aller Flüge, die laut Plan an diesem Morgen Heathrow anfliegen sollten. In der nächsten Stunde sollten über dreißig Flugzeuge landen. Zuerst mehrere aus Eindhoven, drei aus Edinburgh, zwei aus Aberdeen, dann ein British-Airways-Flug aus New York. Es wurden ernste Diskussionen geführt, ob man sämtliche Flüge in Heathrow

und auch Gatwick stoppen sollte, aber es fiel keine Entscheidung. Der Jet aus New York war in neunzehn Minuten fällig.

Ein Polizist deutete aufgeregt mit der Hand.

»Da ist jemand auf dem Dach! *Da! Da ist er!*«

Zwei Monitore zeigten das Dach aus gegenüberliegenden Blickwinkeln. Ein Mann in dunkler Kleidung war aufgetaucht. Ein zweiter kletterte aus der Luke, der einen kleinen Bodenluftraketenwerfer trug.

»Verfluchte Scheiße!«, zischte jemand.

»Alle Flüge umdirigieren! Wir haben keine andere Wahl!«, schrie Lodge. »Haben unsere Scharfschützen die beiden Wichser im Visier?«

Die Meldung kam, dass SO 19 das Dach im Blick hatte. Inzwischen schauten wir zu, wie die beiden Männer in Position gingen. Es bestand kaum Zweifel, dass sie ein Flugzeug abschießen wollten. Und wir mussten dem Treiben zuschauen, ohne es aufhalten zu können.

»Arschlöcher!«, fluchte Lodge. »Es wird nichts geben, worauf ihr schießen könnt. Wie gefällt euch das?«

»Für mich sehen sie aus wie Typen aus dem Nahen Osten«, meinte ein Detective. »Auf alle Fälle sehen sie nicht wie Russen aus.«

»Wir haben noch keinen Schießbefehl«, meldete ein Mann mit Kopfhörern. »Wir sind in Wartestellung.«

»Wer pennt denn da?«, fluchte Lodge mit schriller Stimme. »Wir müssen sie ausschalten, verdammt noch mal.«

Plötzlich Gewehrschüsse! Wir hörten sie auf dem Video. Der Mann mit dem Werfer auf der Schulter brach zusammen. Er stand nicht wieder auf, rührte sich nicht. Dann

wurde der zweite Verdächtige getroffen. Zwei saubere Kopfschüsse.

»Was zum Teufel ist das?«, brüllte jemand im Van, von dem aus wir das Geschehen beobachteten. Dann fluchten und brüllten alle durcheinander.

»Wer hat den Schießbefehl gegeben? Was ist hier los?«, schrie Lodge.

Schließlich kam eine Meldung, die niemand glauben konnte. *Unsere Scharfschützen haben nicht geschossen. Jemand anders hatte die beiden Männer auf dem Dach eliminiert.*

Wahnsinn.

Absoluter und totaler Wahnsinn.

66

Von nun an glichen die Ereignisse einer wahnwitzigen Achterbahnfahrt, wilder als alles, was man sich hätte vorstellen können. Das letzte Ultimatum lief in wenigen Stunden ab, und niemand, weder in der Chefetage noch unten bei den einfachen Streifenpolizisten, hatte eine Ahnung, was geschah. Vielleicht wusste der Premierminister etwas? Oder der Präsident? Der Kanzler Deutschlands? Jede Stunde, die verstrich, machte es schlimmer. Dann kamen die Minuten. Es gab nichts, was wir tun konnten. Nur beten, dass das Lösegeld bezahlt würde. Soldaten im Irak, dachte ich im Stillen. Ja, so ging es uns jetzt. Beobachter der Absurdität.

Wieder in London machte ich nachmittags einen kurzen Spaziergang bei der Westminster Abbey. In diesem Teil der Stadt gab es so viele geschichtsträchtige Bauwerke zu betrachten. Die Straßen waren nicht verlassen, aber der Verkehr floss spärlich um den Parliament Square. Nur wenige Touristen und Fußgänger. Die Bewohner Londons hatten keine Ahnung, was geschah, aber, was immer es war – es war nicht gut.

Mehrere Male rief ich daheim in Washington an. Niemand meldete sich. War Nana ausgezogen? Dann sprach ich mit den Kindern bei ihrer Tante Tia in Maryland. Niemand wusste, wo Nana Mama steckte. Noch etwas, worüber ich mir Sorgen machen musste. Genau was ich brauchte!

Wir konnten nichts tun als abwarten. Die Warterei war nervenzerfetzend und frustrierend. Nach wie vor hatte niemand eine Ahnung, was los war. Nicht nur in London – in New York, Washington und Frankfurt ebenfalls. Es war kei-

ne öffentliche Erklärung erfolgt, aber dem Gerücht zufolge würde keine der betroffenen Regierungen das Lösegeld zahlen. Die Regierungen waren nicht bereit zu verhandeln, oder? Man konnte doch Terroristen nicht nachgeben, nicht ohne zu kämpfen. Kam das als Nächstes? Ein Kampf?

Wieder verstrich ein Ultimatum. Ich hatte das Gefühl, russisches Roulette zu spielen.

Es wurden in dieser Nacht keine Anschläge in London, New York, Washington oder Frankfurt gemeldet. Der Wolf schlug nicht sofort zurück. Er ließ uns schwitzen.

Ich sprach noch mal mit meinen Kindern bei meiner Tante Tia und dann *endlich* mit Nana. Bis jetzt war in Washington nichts geschehen. Sie habe mit Kayla in der Nachbarschaft einen Spaziergang gemacht, erzählte Nana mir. Alles dort war bestens. *Ein Spaziergang im Park, na klar, Nana.*

Schließlich verkrochen sich die meisten von uns in London um fünf Uhr morgens in ihre Betten, um auszuruhen, *falls* wir schlafen konnten.

Ich döste mehrere Stunden vor mich hin. Dann klingelte das Telefon. Martin Lodge war dran.

»Was ist passiert?«, fragte ich und setzte mich kerzenrade auf. »Was hat er getan?«

67

»Nichts ist passiert, Alex. Beruhigen Sie sich. Ich warte unten in der Hotellobby. Nichts ist passiert. Vielleicht hat er geblufft. Hoffen wir's. Ziehen Sie sich rasch an und frühstücken Sie bei mir. Ich möchte, dass Sie meine Familie kennen lernen. Meine Frau freut sich auf Sie. Sie brauchen mal eine Ruhepause, Alex. Wir alle.«

Wie konnte ich ablehnen? Nach all dem, was wir in den letzten Tagen durchgemacht hatten? Eine halbe Stunde später saß ich in Martins Volvo, und wir fuhren hinaus nach Battersea, auf die andere Seite des Flusses gegenüber von Westminster. Unterwegs bereitete mich Martin auf das Frühstück und seine Familie vor. Wir trugen beide unsere Pieper, aber wir hatten keine Lust, über den Wolf und seine Drohung zu sprechen. Jedenfalls nicht für die nächste Stunde.

»Meine Frau ist Tschechin – Klara Cernohosska, geboren in Prag, aber inzwischen ist sie eine waschechte Britin. Hört Virgin und XFM und sämtliche Talkshows von Radio BBC. Aber heute Morgen hat sie auf einem tschechischen Frühstück bestanden. Sie will bei Ihnen Eindruck schinden. Ich hoffe, es wird Ihnen schmecken. Nein, Alex, ich weiß, dass es Ihnen schmecken wird.«

Der Meinung war ich auch. Martin lächelte tatsächlich, als er fuhr und über seine Familie redete. »Die Älteste meiner Brut ist Hana. Raten Sie mal, wer in meiner Familie die Namen aussucht? Tipp: Die Kinder heißen Hana, Daniela und Jozef. Aber was besagt schon ein Name? Hana ist von Trinny und Susannah in der Fernsehshow *What not to*

Wear ganz besessen. Sie ist *vierzehn*, Alex. Das mittlere Kind, Dany, spielt im Battersea Park Hockey – und sie ist verrückt nach Ballett. Joe liebt Fußball, Skateboarding und PlayStation. Das wär's so im Großen und Ganzen. Habe ich schon gesagt, dass wir ein tschechisches Frühstück haben werden?«

Wenige Minuten später trafen wir in Battersea ein. Das Haus der Lodges war aus rotem Backstein im viktorianischen Stil. Alles sehr hübsch. Es passte genau in diese Nachbarschaft. Der Garten war bunt und sehr gepflegt und zeigte, dass jemand wusste, wo die Prioritäten lagen.

Die gesamte Familie wartete im Esszimmer, wo gerade das Essen aufgetragen wurde. Ich wurde allen vorgestellt, auch der Katze, die Tiger hieß. Auf Anhieb fühlte ich mich heimisch, allerdings vermisste ich meine eigene Familie. Dieser stechende Schmerz blieb eine Zeit lang in mir haften.

Martins Frau Klara erklärte die einzelnen Gerichte, die auf dem Sideboard standen. »Alex, das sind *koláče*, Gebäck mit Käsecreme in der Mitte. *Rohliky* – Brötchen. *Turka*, eine Art türkischer Kaffee. *Párek*, zwei verschiedene Sorten Würstchen, sehr schmackhaft, eine Spezialität des Hauses.«

Sie schaute ihre älteste Tochter Hana an, die eine gelungene Mischung aus Vater und Mutter war. Groß, schlank, ein hübsches Gesicht, aber mit Martins Hakennase. »Hana?«

Hana lächelte mich an. »Welche Eier hätten Sie gern, Sir? Sie können *vejce na mekko* haben, oder *míchaná vejce* oder *Smazena vejce*, wenn Sie möchten. *Omeleta?*«

Ich zuckte mit den Schultern, dann sagte ich: »Míchaná vejce.«

»Gute Wahl«, meinte Klara. »Perfekt ausgesprochen. Unser Gast ist ein geborenes Sprachgenie.«

»Und was habe ich jetzt bestellt?«, fragte ich.

Hana kicherte. »Nur Rühreier. Perfekt zu den *Rohliky* und den *párek*.«

»Ja, Brötchen und Würstchen«, sagte ich. Die Mädchen klatschten.

So munter ging es etwa eine Stunde weiter. Klara stellte viele unverfängliche Fragen über mein Leben in den Vereinigten Staaten. Sie erzählte mir, welche amerikanischen Krimis sie mochte, ebenso den letzten Gewinner des Bucherpreises, *Vernon God Little*, den sie für »sehr lustig« hielt. Außerdem würde das Buch »die Verrücktheit Ihres Landes ebenso einfangen, wie es Günther Grass mit der *Blechtrommel* für Deutschland gelungen ist. Sie sollten es unbedingt lesen, Alex.«

»Ich lebe es«, erklärte ich Klara augenzwinkernd.

Erst am Ende des Frühstücks gestanden die Mädchen, dass die Namen der Speisen die einzigen tschechischen Worte waren, die sie kannten. Dann räumten sie den Tisch ab und fingen mit dem Abwasch an.

»Ich kann noch *ty vejce jsou hnusný*«, sagte Jozef, oder Joe, der Achtjährige.

»Ich habe fast Angst zu fragen, was das bedeutet«, sagte ich.

»Ach, dass die Eier scheußlich waren«, sagte Joe und lachte spitzbübisch über seinen Scherz.

68

Nachdem ich Martin und Klara verlassen hatte, blieb mir nur die tiefe Sorge wegen des Wolfs. Wo würde er beim nächsten Mal zuschlagen, *wenn* er sich rächte? Im Hotel schlief ich ein paar Stunden, dann beschloss ich, einen Spaziergang zu machen. Ich hatte irgendwie das Gefühl, es würde ein langer Spaziergang werden. Außerdem hatte ich ihn dringend nötig.

Etwas daran war von Anfang an seltsam. Als ich den Broadway hinabschlenderte, hatte ich das Gefühl, dass mir jemand folgte. Ich glaube nicht, dass ich unter Verfolgungswahn leide. Ich versuchte herauszufinden, wer es sein könnte. Aber entweder war er sehr gut – oder ich hatte zu wenig Erfahrung im Spion spielen. Vielleicht, wenn das hier Washington gewesen wäre statt London. So war es schwierig für mich festzustellen, wer oder was hier nicht hingehörte – abgesehen von mir selbstverständlich.

Ich schaute bei Scotland Yard rein. Immer noch nichts Neues vom Wolf. Und bis jetzt noch keine Repressalien. Nicht in den Zielstädten. Die Ruhe vor dem Sturm?

Etwa eine Stunde später ging ich zurück ins Hotel, nachdem ich mir noch Whitehall, Downing Street Nr. 10, angesehen hatte und bis zum Trafalgar Square gelaufen war. Nach dieser körperlichen Ertüchtigung fühlte ich mich sehr viel besser. Dabei hatte ich jedoch ständig das bohrende Gefühl, als würde mich jemand verfolgen und nicht aus den Augen lassen. Wer? Mir fiel niemand auf.

Wieder auf dem Zimmer rief ich die Kinder bei Tante Tia an. Anschließend sprach ich mit Nana, die ganz allein in der Fifth Street war. »Urlaubsmäßig still«, scherzte sie. »Aber ich

hätte nichts dagegen, wenn das Haus wieder voll wäre. Ihr fehlt mir alle so.«

»Mir geht's genauso, Nana.«

Ich schliefe ein, ohne mich auszuziehen, und wachte erst auf, als das Telefon klingelte. Ich hatte die Vorhänge nicht zugezogen. Draußen war es dunkel. Ich schaute auf die Uhr – o Gott! – vier Uhr morgens. Ich holte wohl den Schlaf nach, den ich verloren hatte.

»Alex Cross«, meldete ich mich.

»Hier ist Martin, Alex. Ich bin unterwegs. Er will, dass wir zum House of Parliament kommen. Er will uns auf dem Bürgersteig treffen, direkt vor dem Strangers' Eingang. Soll ich Sie abholen?«

»Nein, zu Fuß bin ich schneller. Ich treffe Sie dort.« Parlament um diese nachtschlafende Zeit? Das klang nicht gut.

Etwa fünf Minuten später war ich draußen und lief die Victoria Street hinab zur Westminster Abbey. Ich war sicher, dass der Wolf irgendeinen schmutzigen Trick versuchen würde und dass dieser äußerst schmerzvoll werden würde. Hieß das, dass er in den vier Städten zuschlagen würde? Das würde mich nicht überraschen. Eigentlich würde mich zu diesem Zeitpunkt überhaupt nichts mehr überraschen.

»Hallo, Alex. Sie haben bestimmt nicht erwartet, mich hier zu treffen.«

Ein Mann trat aus den Schatten. Ich hatte nicht mal gesehen, dass er dort gestanden hatte. Vielleicht war ich zu tief in Gedanken, zudem nur halb wach und ein bisschen sorglos.

Jetzt trat er ganz aus dem Dunkel. Ich sah seine Waffe. Sie zierte auf mein Herz.

»Eigentlich hätte ich inzwischen das Land verlassen sollen. Aber ich hatte da noch etwas zu erledigen. Nämlich Sie zu töten. Ich wollte auch, dass Sie es kommen sehen. So wie jetzt. Von diesem Moment habe ich geträumt. Vielleicht Sie ebenfalls.«

Der Sprecher war Geoffrey Shafer – großspurig und selbstsicher. Und er hatte eindeutig die Oberhand. Vielleicht dachte ich deshalb nicht darüber nach, was ich tun sollte. Ich zögerte nicht, sondern stürzte mich auf ihn. Dabei wartete ich auf den Knall des Schusses.

Er kam. Aber der Schuss traf mich nicht. Jedenfalls glaubte ich das. Wahrscheinlich war der Schuss seitlich abgelenkt geworden. Doch das war unwichtig. Ich presste Shafer gegen das Gebäude hinter ihm. Ich erkannte Verblüffung und Schmerz in seinen Augen. Das war die Motivation, die ich brauchte. Außerdem war seine Waffe bei dem Gerangel zu Boden gefallen.

Ich versetzte ihm einen kräftigen Schlag in die Mittelpartie, wahrscheinlich unter den Gürtel, vielleicht sogar gegen die Eier. Er stöhnte laut. Prima, ich hatte ihm wehgetan. Aber ich wollte Shafer noch weitaus mehr Schmerzen zufügen – aus vielen Gründen. Ich wollte ihn gleich hier auf der Straße umbringen. Ich landete noch einen Schlag in seinem Bauch. Ich spürte, wie er schlaff wurde. Dann ging ich gegen den Kopf des Dreckskerls los. Ich knallte meine Rechte gegen seine Schläfe. Dann die Linke gegen den Unterkiefer. Er war ziemlich übel verletzt, ging jedoch nicht zu Boden.

»Ist das alles, was du drauf hast, Cross? Hier ist was für dich«, stieß er hervor.

Er zückte ein Klappmesser. Ich wollte einen Schritt zu-

rückgehen – aber dann wurde mir klar, dass er angeschlagen war. Das war meine beste Chance. Ich schlug wieder zu und traf Shafer auf die Nase. *Knack!* Ich hatte sie ihm gebrochen! Er ging immer noch nicht zu Boden, sondern stieß mit dem Messer um sich. Dabei schlitzte er mir den Ärmel auf. Mir wurde klar, wie verrückt ich war und welches Glück ich hatte, nicht verletzt oder tot zu sein.

Ich hatte die Gelegenheit, meine eigene Waffe aus dem Holster hinten am Gürtel herauszuholen.

Shafer griff mich an. Ich bin nicht sicher, ob er meine Waffe gesehen hatte. Vielleicht glaubte er, in London sei ich nicht bewaffnet.

»Nein!«, brüllte ich, als hätte ich alle Zeit der Welt.

Dann schoss ich ihn direkt in die Brust. Er prallte zurück gegen die Wand und glitt langsam zu Boden.

Auf seinem Gesicht zeichnete sich schierer Schock ab, als ihm klar wurde, dass auch er sterblich war. »Wichser, Cross«, stammelte er. »Scheißkerl.«

Ich beugte mich über ihn. »Wer ist der Wolf? Wo ist er?«

»Fahr zur Hölle!«, krächzte er. Dann starb er und fuhr statt meiner dorthin.

69

London Bridge is falling down, falling down, falling down. Wenige Minuten nachdem das Wiesel gestorben war, fuhr sein alter Armeekamerad, Henry Seymour, einen elf Jahre alten weißen Van durch die Nacht – und er dachte, dass er den Tod nicht fürchtete. Überhaupt nicht. Eigentlich begrüßte er ihn sogar.

Kurz nach halb fünf herrschte auf der Westminster Bridge bereits reger Verkehr. Seymour parkte so nah wie möglich. Dann marschierte er zurück und stützte die Arme auf die Brüstung. Er blickte nach Westen. Er liebte den Blick von der großartigen alten Brücke auf Big Ben und die Houses of Parliament, seit er als kleiner Junge London bei Tagesausflügen von Manchester, wo er aufgewachsen war, besucht hatte.

Heute Morgen betrachtete er alles ganz genau. Auf dem gegenüberliegenden Themse-Ufer sah er das London Eye, welches er abgrundtief verachtete. Die Themse war so dunkel wie der Himmel. Die Luft roch ein bisschen nach Salz und Fisch. Reihen pflaumenfarbener Touristenbusse standen leer neben der Brücke und warteten auf die ersten Passagiere dieses Tages, die in etwa einer Stunde eintreffen würden.

Aber das wird heute nicht passieren. Heute nicht und nie mehr. Nicht, wenn der alte Henry heute Morgen Erfolg hat.

Wordsworth hat über den Blick von der Westminster Bridge (er glaubte, dass es Wordsworth gewesen war) geschrieben: »Nichts Schöneres die Erde kann zeigen.« Henry Seymour erinnerte sich häufig daran, obgleich er für die Schreibereien von Dichtern nicht viel übrig hatte.

Jemand sollte ein Gedicht über mich und diese Scheiße schreiben. Die Brücke, der arme Henry Seymour und all die anderen armen Schweine, die heute Morgen mit mir hier draußen sind.

Er ging, um den Van zu holen.

Um fünf Uhr vierunddreißig schien die Brücke genau in der Mitte in Flammen aufzugehen. Es war Henry Seymours Van, der in die Luft flog. Das Straßenstück darunter hob sich und brach entzwei. Die Brückenpfeiler stürzten in sich zusammen. Die Brückenkästen mit den drei Kugeln flogen wie Blumen, die man aus der Erde gerissen hatte, durch die Luft. Es war, als triebe sie der schlimmste Sturm, den ein Mensch sich vorstellen konnte. Einen Moment herrschte Totenstille. Seymours Seele flog davon. Dann begannen in ganz London die Polizeisirenen loszuheulen.

Und der Wolf rief Scotland Yard an, um das Lob für sein Werk einzuheimsen. »Im Gegensatz zu euch, Leute, halte ich meine Versprechen«, sagte er. »Ich habe versucht, zwischen uns Brücken zu bauen, aber ihr reißt sie hartnäckig wieder ein. Begreift ihr endlich, was ich sage? Die London Bridge gibt's nicht mehr ... und das ist nur der Anfang. Es macht zu viel Spaß, um es zu beenden. Ich möchte, dass es ewig so weitergeht.«

Rache.

Teil Vier

Paris

Schauplatz des Verbrechens

70

Die Teststrecke war ihm bekannt. Sie lag sechzig Kilometer südlich von Paris. Der Wolf wollte dort den Prototypen eines Rennwagens ausprobieren, und er hatte für die Fahrt Begleitung mitgebracht.

Neben ihm ging ein ehemaliger KGB-Mann, der für den Wolf seit vielen Jahren in Frankreich und Spanien Geschäfte tätigte. Er hieß Ilya Frolov. Ilya kannte den Wolf von Angesicht zu Angesicht. Er war einer der wenigen noch lebenden Menschen, die wussten, wie er aussah. Das machte ihm etwas Angst, obgleich er sich für einen der wenigen Freunde des Wolfs hielt.

»Was für ein Prachtstück!«, sagte der Wolf, als sie vor dem roten Flitzer mit Porschemotor standen. Genau dieses Modell hatte an der Rolex Sports Car Series teilgenommen. »Ich liebe deine Autos«, sagte Ilya. »Schon immer.«

»Als ich außerhalb Moskaus aufwuchs, konnte ich mir gar nicht vorstellen, ein Auto zu besitzen – irgendein Auto. Jetzt gehören mir so viele, dass ich manchmal die Übersicht verliere. Ich möchte, dass du mit mir ein paar Runden drehst. Steig ein, mein Freund.«

Ilya Frolov schüttelte den Kopf und hob protestierend die Hände. »Nicht ich. Ich kann den Krach, die Geschwindigkeit – einfach alles – nicht ertragen.«

»Ich bestehe darauf«, sagte der Wolf. Er hob die Flügelklappe auf der Beifahrerseite. »Los, komm schon. Ich beiße nicht. Diese Fahrt wirst du nie vergessen, Ilya.«

Ilya lachte gequält, dann hustete er. »Genau das befürchte ich.«

Der Wolf kletterte in den Fahrersitz auf der rechten Seite. Er legte einen Schalter um, das Armaturenbrett leuchtete auf, der Wagen dröhnte und bebte. Der Wolf sah, wie Ilya blass wurde und lachte fröhlich. Auf seine eigene seltsame Weise konnte er Ilya gut leiden.

»Wir sitzen direkt auf dem Motor. Es wird verdammt heiß hier drin. Vielleicht fünfundfünfzig Grad. Deshalb tragen wir einen ›Kühlanzug‹. Außerdem wird es ziemlich laut. Setz deinen Helm auf, Ilya. Letzte Warnung.«

Und dann brausten sie los!

Dafür lebte der Wolf: die Hochstimmung, die rohe Kraft der besten Rennwagen der Welt. Bei dieser Geschwindigkeit musste er sich konzentrieren. Nichts anderes spielte eine Rolle, es gab nichts anderes, während er auf der Teststrecke im Kreis herumraste. Alles bei dieser Fahrt war Kraft: der Lärm, da sich im Innenraum kein schalldämpfendes Material befand; die Vibration – je steifer die Aufhängung, desto schneller konnte der Wagen die Richtung ändern. Die G-Kraft betrug an manchen Streckenabschnitten bis zu dreihundert Kilo Druck.

Gott, was für eine herrliche Maschine – so perfekt! Wer sie gebaut hatte, war ein Genie.

Es gibt noch ein paar von uns in der Welt, dachte er. Ich sollte es wissen.

Schließlich verlangsamte er das Tempo und lenkte den temperamentvollen Wagen von der Strecke. Er kletterte heraus, nahm den Helm ab, schüttelte die Haare und brüllte zum Himmel empor.

»Das war fantastisch! Mein Gott, was für ein Erlebnis. Besser als Sex! Ich kenne Frauen und Autos – ich ziehe

Rennautos vor!«

Er betrachtete Ilya Frolov. Der Mann war leichenblass und zitterte leicht. Armer Ilya.

»Tut mir Leid, mein Freund«, sagte der Wolf leise. »Ich fürchte, für die nächste Fahrt hast du nicht genügend Mut. Außerdem *weißt* du, was in Paris geschehen ist.«

Er schoss dem Freund auf der Teststrecke mitten ins Herz. Dann ging der Wolf davon ohne zurückzuschauen. An Toten hatte er keinerlei Interesse.

71

Am selben Nachmittag besuchte der Wolf ein Bauernhaus, etwa fünfzig Kilometer südlich von der Teststrecke. Er kam als Erster und ließ sich in der Küche nieder, die er so dunkel wie eine Krypta hielt. Artur Nikitin hatte Befehl erhalten, allein zu kommen. Selbstverständlich gehorchte er. Nikitin war früher beim KGB und war stets ein loyaler Soldat gewesen. Er arbeitete für Ilya Frolov hauptsächlich als Waffenhändler.

Der Wolf hörte Artur auf der Hintertreppe. »Kein Licht!«, brüllte er. »Komm einfach rein.«

Artur Nikitin öffnete die Tür und trat ein. Er war groß, mit dichtem weißem Bart – ein Mann wie ein großer russischer Bär. Körperlich war er dem Wolf nicht unähnlich.

»Da ist ein Stuhl. Setz dich, bitte. Du bist mein Guest«, sagte der Wolf.

Nikitin gehorchte. Er zeigte keine Angst. Er hatte keine Angst vor dem Tod.

»Du hast in der Vergangenheit immer gut für mich gearbeitet. Das wird jetzt dein letzter Job sein. Du wirst genug verdienen, um dich vom Geschäftsleben zurückziehen zu können und dann zu tun und lassen, was du willst. Klingt das gut?«

»Klingt sogar sehr gut. Was du auch willst – ich werde es tun. Das ist das Geheimnis meines Erfolgs.«

»Paris bedeutet mir sehr viel«, fuhr der Wolf fort. »In einem anderen Leben habe ich dort zwei Jahre verbracht. Und jetzt bin ich wieder hier. Das ist kein Zufall, Artur. Ich brauche hier deine Hilfe. Noch mehr brauche ich deine Loyalität.

Kann ich mich auf dich verlassen?«

»Selbstverständlich. Gar kein Zweifel. Ich bin *hier*, oder?«

»Ich plane, ein großes Loch in Paris zu sprengen, riesiges Chaos zu schaffen und dann stinkreich zu werden. Kann ich mich immer noch auf dich verlassen?«

Nikitin lächelte. »Absolut. Ich mag die Franzosen ohnehin nicht. Wer mag sie schon? Es wird ein Vergnügen sein. Besonders gefällt mir der ›stinkreiche‹ Teil.«

Der Wolf hatte den richtigen Mann für diesen Job gefunden. Jetzt erklärte er ihm sein Stück des Puzzles.

72

Zwei Tage nach dem Bombenattentat auf die Westminster Bridge flog ich zurück nach Washington. Auf dem langen Flug zwang ich mich, ausführliche Notizen darüber zu machen, was der Wolf wohl als Nächstes tun würde. Was *könnte* er tun? Würde er erneut zuschlagen und weitere Bombenanschläge in Städten begehen, bis er sein Geld bekam? Und welche Signifikanz hatten Brücken für ihn? Eins schien mir ganz offensichtlich: Der Wolf würde nicht sang- und klanglos verschwinden. Er würde der Welt seinen Stempel aufdrücken wollen.

Schon ehe mein Flugzeug landete, erhielt ich eine Nachricht von Ron Burns' Büro. Ich sollte unverzüglich ins Hauptquartier kommen, sobald ich in Washington eintraf.

Aber ich fuhr nicht ins Hoover Building. Stattdessen eilte ich nach Hause. Die Bitte meines Arbeitgebers lehnte ich ebenso kühl wie höflich ab. Der Wolf würde morgen auch noch da sein.

Die Kinder kamen in Begleitung von Tante Tia nach Hause. Nana war ebenfalls da. Wir verbrachten die Nacht gemeinsam in unserem Haus, in dem Nana geboren worden war. Am Morgen würden die Kinder mit Tia zurück nach Maryland fahren. Nana würde bleiben – und ich auch. Vielleicht waren wir beide uns ähnlicher, als ich zugeben wollte.

Gegen elf Uhr abends kam jemand zum Vordereingang. Ich hatte im Wintergarten Klavier gespielt und war mit wenigen Schritten bei der Tür. Ich öffnete und stand Ron

Burns gegenüber, der von zwei Leibwächtern beschützt wurde. Er schickte die Männer zurück ins Auto und trat ein.

»Ich muss mit Ihnen reden. Alles hat sich verändert«, sagte der Direktor, als er an mir vorbeiging.

Und so saß ich dann mit dem Direktor des FBI in meinem Wintergarten. Für Burns spielte ich allerdings nicht Klavier. Ich hörte mir an, was er zu sagen hatte.

Als ersten Punkt sprach er über Thomas Weir. »Wir haben keinen Zweifel, dass Tom mit dem Wolf damals, als er aus Russland kam, Verbindung hatte. Vielleicht kannte er den Russen. Wir sind dran, Alex, und die CIA ebenfalls. Aber dieses Puzzle ist echt schwierig zu lösen.«

»Jeder kooperiert mit jedem«, sagte ich und runzelte die Stirn. »Wie schön.«

Burns musterte mich. »Ich weiß, dass es für Sie hart gewesen ist. Ich weiß, dass der Job bisher nicht so war, wie Sie sich das gedacht haben. Sie wollen mitten im Geschehen sein. Aber Sie wollen ebenfalls bei Ihrer Familie sein.«

Burns hatte Recht. Ich konnte es nicht abstreiten. »Nur zu, Direktor, schießen Sie los. Ich höre.«

»In Frankreich ist etwas passiert, Alex. Tom Weir und der Wolf waren daran beteiligt. Das ist vor langer Zeit passiert. Ein Fehler wurde begangen, ein Riesenfehler.«

»Was für ein Fehler?«, fragte ich. Näherten wir uns endlich ein paar Antworten? »Hören Sie auf, mit mir Ihre Spielchen zu treiben. Und Sie fragen, warum ich nicht so großen Bock auf den FBI-Job habe?«

»Glauben Sie mir, Alex, wir wissen tatsächlich nicht, was damals geschehen ist. Wir kommen aber der Antwort näher.«

In den letzten Stunden hat sich eine Menge getan. Der Wolf hat sich wieder gemeldet, Alex.«

Ich seufzte tief, hörte jedoch weiter zu, weil ich das versprochen hatte.

»Sie sagten, dass der Wolf uns wehtun und uns das Rückgrat brechen wolle, wenn er kann. Er behauptet, er könne uns sämtliche Knochen brechen. Und er erklärt, die Regeln hätten sich verändert und dass er sie ändern würde. Er ist der einzige Mensch mit den Antworten zu diesem Puzzle. Und *Sie* sind der Einzige, der Ahnung von ihm hat.«

Ich musste Burns stoppen. »Ron, was versuchen Sie zu sagen? Kommen Sie zum Punkt. Entweder bin ich bei diesem Fall eingeweiht – und zwar ganz. Oder ich bin raus – und zwar ganz.«

»Er hat uns sechsundneunzig Stunden gegeben. Danach hat er ein Weltuntergangsszenario versprochen.

Er hat einige Zielstädte geändert. Nach wie vor Washington und London, zusätzlich aber Tel Aviv und Paris. Er erklärt die Änderung nicht. Er verlangt vier Milliarden Dollar und die Entlassung der politischen Gefangenen. Er erklärt uns nichts. Verdammte Scheiße.«

»Ist das alles?«, fragte ich. »Vier zum Untergang verurteilte Städte? Ein paar Milliarden Lösegeld? Freilassung von Mördern?«

Burns schüttelte den Kopf. »Nein. Diesmal hat er alles an die Presse weitergegeben. In der Welt wird Panik ausbrechen. Besonders in den vier Städten: London, Paris, Tel Aviv und hier in Washington. Er ist an die Öffentlichkeit gegangen.«

73

Am Sonntag frühstückte ich mit Nana und flog danach nach Paris. Ron Burns wollte mich in Frankreich haben. Ende der Diskussion.

Erschöpft und deprimiert schlief ich den Großteil des Flugs. Dann las ich eine Menge CIA-Akten über einen KGB-Agenten, der vor elf Jahren in Paris gewohnt und eventuell mit Thomas Weir zusammengearbeitet hatte. Angeblich war dieser Agent der Wolf. Und dann passierte etwas. Ein »Fehler«, offenbar ein Riesenfehler.

Ich war nicht sicher, welchen Empfang mir die Franzosen bereiten würden, vor allem, wenn man an die letzten Entwicklungen in der Geschichte unserer Länder dachte. Doch alles lief glatt nach meiner Landung. Ehrlich gesagt, hatte ich den Eindruck, dass das Kommandozentrum in Paris besser funktionierte als die entsprechenden, die ich in London und Washington erlebt hatte. Der Grund dafür wurde mir auf Anhieb klar.

Die Infrastruktur in Paris war einfacher, die Organisation kleiner. Ein Beamter erklärte mir: »Hier kann man leicht zusammenarbeiten, weil die Akte, die man braucht, nebenan oder auf demselben Korridor ist.«

Nach einer kurzen Einführung brachte man mich zu einer Besprechung auf höchster Ebene. Ein Armee-General fixierte mich und sprach mich auf Englisch an. »Dr. Cross, ehrlich gesagt haben wir die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass diese Gewalt Teil des Dschihad ist, das heißt islamistische Terroristenangriffe. Bitte, glauben Sie mir, diese Kerle sind clever genug, um sich etwas so Bizarres auszudenken. Sie sind falschzüngig genug, um den Wolf schlicht-

weg zu erfinden. Das würde die Forderung nach Freilassung der Gefangenen erklären, oder?«

Ich schwieg. Al Kaida? Hinter allem? Auch hinter dem Wolf? Glaubten die Franzosen das? War ich deshalb hier?

»Wie Sie wissen, teilen unsere beiden Länder nicht dieselbe Perspektive über die Verbindung des islamistischen Terrornetzwerks und der gegenwärtigen Lage im Nahen Osten. Wir glauben, dass der Dschihad *kein* Krieg gegen die westlichen Werte ist. Vielmehr ist er eine komplexe Reaktion gegen die Führer muslimischer Staaten, die den radikalen Islam nicht adoptiert haben.«

»Aber die vier Hauptziele des radikalen Islams sind die Vereinigten Staaten, Israel, Frankreich und England«, wandte ich ein. »Und die nächsten Ziele des so genannten Wolfs? Washington, Tel Aviv, Paris, London.«

»Bitte, bleiben Sie in dieser Angelegenheit vorurteilsfrei. Sie sollten auch wissen, dass ehemalige KGB-Leute bei Saddam Hussein im Irak sehr viel Einfluss hatten. Aber, wie gesagt, bleiben Sie vorurteilsfrei.«

Ich nickte. »Ich habe keine Vorurteile, aber ich habe bis jetzt keinerlei Beweise gesehen, dass islamistische Terroristen hinter der Drohung stehen. Ich hatte schon früher mit dem Wolf zu tun. Glauben Sie mir, er ist kein Anhänger der Werte des Islams. Er ist kein religiöser Mensch.«

74

An diesem Abend aß ich allein in Paris. Außerdem machte ich einen ausgedehnten Spaziergang, um mir ein Bild aus erster Hand über die Lage in der Stadt zu verschaffen. Überall sah man schwer bewaffnete französische Soldaten. Auf den Straßen Jeeps und Panzer. Es waren nicht viel Menschen unterwegs. Und diejenigen, die sich aus irgendeinem Grund herausgewagt hatten, schauten sehr ernst und besorgt drein.

Ich aß in einem der wenigen Läden, die offen waren. Im Les Olivades an der Avenue de Ségur. Restaurant und Gäste waren extrem entspannend. Genau das hatte ich nötig nach dem Jetlag und der Verwirrung, vom Belagerungszustand in Paris ganz abgesehen.

Nach dem Abendessen ging ich spazieren und dachte über den Wolf und Thomas Weir nach. *Der Wolf ermordete Weir absichtlich, oder? Er hat aus irgendeinem Grund Paris als Ziel ausgesucht. Warum? Was ist mit seiner Idee der Brücken? Ein möglicher Hinweis für uns? Sind für ihn Brücken symbolisch? Was bedeutet diese Symbolik?*

Es war traurig und gespenstisch, in Paris umherzulaufen, wenn man wusste, dass jederzeit ein tödlicher Angriff erfolgen konnte. Ich war hier, um eine Möglichkeit zu finden, das zu verhindern. Aber ehrlich gesagt, niemand – auch ich nicht – wusste, wo man anfangen sollte. Niemand hatte einen Hinweis auf die Identität oder den Aufenthaltsort des Wolfs gefunden. Wir wussten nicht mal, in welchem Land wir suchen sollten. Hier in Paris hatte der Wolf vor elf Jahren gelebt. Etwas Schlimmes hatte sich damals ereignet. Aber was?

Dieser Teil von Paris war beeindruckend schön. Breite Avenues und breite Bürgersteige zwischen gepflegten steinernen Gebäuden. Die Scheinwerfer der wenigen Autos huschten über die Avenuen. Verließen die Menschen Paris? Und dann – wenn wir am wenigsten damit rechneten: *Peng! Küss deinen Arsch. Leb wohl!*

Am schlimmsten war, dass ein wirklich schlechtes Ende fast unabwendbar zu sein schien. Und diesmal nicht nur eine Brücke.

Ja, er hatte uns hervorragend konditioniert. Er hatte die totale Kontrolle. Aber wir mussten das irgendwie umdrehen.

Als ich wieder in meinem Hotel war, rief ich die Kinder an. In Maryland war es sechs Uhr abends. Ihre Tante Tia würde gerade das Abendessen vorbereiten und die Kinder erklären, dass sie zu beschäftigt seien, um zu helfen. Jannie meldete sich. »*Bon soir, Monsieur Cross.*« Verfügte sie über hellseherische Fähigkeiten?

Dann überfiel mich Jannie mit dem halben Dutzend Fragen, die sie für mich aufgehoben hatte. Inzwischen hatte Damon den Nebenapparat abgehoben. Beide bestürmten mich nun mit Fragen. Ich glaube, sie wollten die Anspannung verringern, unter der wir alle litten.

Hatte ich die Kathedrale Notre-Dame besichtigt? Hatte ich den Glöckner getroffen? (haha) Hatte ich die berühmten Wasserspeier gesehen? Sie erinnerten sich an ein Bild davon, wo der eine den anderen fraß.

»Ich hatte heute keine Zeit, die Türme zur Galerie der berühmten Tiere hinaufzusteigen. Ich arbeite hier.« Wenigstens konnte ich die paar Sätze einschieben.

»Das wissen wir, Dad«, sagte Jannie. »Wir versuchen nur, dich ein bisschen aufzuheitern. Wir vermissen dich«, flüsterte sie.

»Du fehlst uns, Dad«, sagte Damon.

»*Je t'aime*«, sagte Jannie.

Dann war ich allein in einem weit entfernten Hotelzimmer, in der Stadt unter Todesdrohung.

Je t'aime aussi.

75

Die Uhr tickte ... laut. Oder war das nur mein Herz kurz vor einer Explosion?

Am nächsten Morgen bekam ich einen Partner. Er hieß Etienne Marteau und war Detective bei der französischen Nationalpolizei. Marteau war klein und drahtig und auf den ersten Eindruck kooperativ und kompetent. Allerdings hatte ich das Gefühl, dass er mir wohl eher zugeteilt worden war, um mich zu beobachten, nicht so sehr, um mit mir zu arbeiten. Das Ganze war Scheiße, effektiv kontraproduktiv. Es begann mich verrückt zu machen.

Am späten Nachmittag sprach ich mit Ron Burns' Büro. Ich wollte nach Hause fliegen. Aber meine Bitte wurde abgelehnt. Von Tony Woods! Tony machte sich nicht mal die Mühe, dem Direktor meine Bitte vorzutragen. Er erinnerte mich daran, dass Thomas Weir und der Wolf sich wahrscheinlich in Paris getroffen hatten.

»Das habe ich nicht vergessen, Tony«, knurrte ich und legte auf.

Ich begann, mich durch die Aufzeichnungen und Daten hindurchzuwühlen, welche die Nationalpolizei gesammelt hatte. Ich suchte nach Verbindungen zu Thomas Weir oder der CIA. Ich bemühte mich sogar, vorurteilsfrei über islamistische Terroristen zu denken. Du meine Güte!

Detective Marteau ging mir ein bisschen zur Hand, aber der Franzose brauchte häufige Pausen, um Zigaretten zu rauchen und Kaffee zu trinken. Erneut hatte ich das Gefühl, dass hier jede Hilfe, die ich womöglich geben konnte, im Keim ersticken würde. Ich bekam heftige Kopfschmerzen.

Gegen sechs Uhr versammelten wir uns im Krisenzentrum. Die verfluchte Uhr tickte! Der Wolf wollte anrufen, erfuhr ich schließlich. Die Stimmung im Raum war geladen, aber eindeutig negativ: Wir wussten alle, dass wir manipuliert und beleidigt wurden. Ich war sicher, dass in Washington, London und Tel Aviv die gleiche Atmosphäre herrschte.

Plötzlich hörten wir seine Stimme aus dem Lautsprecher. Schwer verzerrt. Vertraut. Obszön.

»Tut mir Leid, dass ich Sie warten ließ«, sagte er. Obwohl er nicht laut lachte, war der Spott unüberhörbar. Am liebsten hätte ich den Dreckskerl angebrüllt.

»Aber *mir hat man auch warten lassen, nicht wahr?* Ich weiß, ich weiß, ein derartiger Präzedenzfall ist unakzeptabel für alle Regierungen. Verlust des Gesichts. Ich *verstehe* das, wirklich. Ich habe es begriffen.

Und jetzt müssen *Sie* etwas begreifen. Dieses Ultimatum ist endgültig. Ich werde allerdings ein Zugeständnis machen. Falls Sie sich besser fühlen: Versuchen Sie doch, mich zu finden. Bringen Sie Ihre Ermittlungen an die Öffentlichkeit. Erwischen Sie mich, wenn Sie können.

Aber eins müsst ihr wissen, ihr Scheißkerle. Diesmal muss das Geld pünktlich gezahlt werden. Alles. Und die Kriegsgefangenen müssen freigelassen werden. Alle. Dieses Ultimatum wird nicht verlängert. Glauben Sie mir, es ist ein Ultimatum. Wenn Sie es versäumen – auch wenn es nur ein paar Minuten sind –, wird es Zehntausende von Morden in jeder der vier Städte geben. Sie haben richtig gehört: *Morde*. Glauben Sie mir, ich werde auf den Knopf drücken. Ich werde auf eine Art und Weise morden, wie es die Welt noch nicht erlebt hat. Besonders in Paris. *Au revoir, mes amis.*«

76

Etienne Marteau und ich glaubten später am Abend auf etwas Nützliches gestoßen zu sein. Vielleicht war es sogar wichtig. Zu diesem Zeitpunkt wurde jeder Hinweis als lebenswichtig angesehen.

Die französische Nationalpolizei hatte mehrere Nachrichten vom Telefon eines bekannten Waffenhandlers, der in Marseille arbeitete, abgefangen. Der Händler hatte sich auf Bestände der Roten Armee spezialisiert. Das Schmuggelgut war in ganz Europa, besonders in Deutschland, Frankreich und Italien im Umlauf. In der Vergangenheit hatte er an radikale islamistische Gruppen Waffen verkauft.

Marteau und ich lasen mehrmals die Abschrift eines Telefongesprächs zwischen dem Waffenhandler und einem mutmaßlichen Terroristen, der eventuell Verbindung mit der Al Kaida hatte. Das Gespräch war chiffriert, aber die französische Polizei hatte den Code weitgehend geknackt.

WAFFENHÄNDLER: Cousin, wie gehen die Geschäfte heutzutage? (Bist du für diesen Job bereit?) Kommst du mich bald besuchen? (Kannst du reisen?)

TERRORIST: Ach, du weißt schon, ich habe eine Frau und zu viele Kinder. Manchmal sind diese Dinge kompliziert. (Er hat ein großes Team.)

WAFFENHÄNDLER: Um Gottes willen, ich habe dir doch schon früher gesagt – bring deine Frau und die Kinder mit. Du solltest gleich kommen. (Bring jetzt dein gesamtes Team.)

TERRORIST: Wir sind alle sehr müde. (Wir werden beobachtet.)

WAFFENHÄNDLER: Alle sind müde. Aber es wird dir hier gefallen. (Es ist sicher für dich.) Das garantiere ich dir.

TERRORIST: Na gut. Ich werde meine Familie gleich einladen.

WAFFENHÄNDLER: Ich habe meine Briefmarkensammlung für dich bereitgelegt. (Wahrscheinlich spezielle taktische Waffen.)

»Was bedeutet ›meine Briefmarkensammlung‹?«, fragte ich.

»Das ist das Schlüsselwort, oder?«

»Sie sind nicht sicher, Alex. Sie glauben, dass es sich um Waffen handelt. Welche Art – wer weiß das genau? Etwas Ernstes.«

»Werden sie das Terroristenteam aufhalten? Oder lassen sie sie nach Frankreich einreisen und observieren sie sie dann?«

»Ich glaube, der Plan ist wie folgt: Sie lassen sie rein und hoffen, dass sie uns zu anderen führen. Zu den höheren Tieren. Alles geht jetzt plötzlich ganz schnell und holterdipolter.«

»Vielleicht ein bisschen zu holterdipolter«, brummte ich.

»Wir gehen hier eben anders vor. Bitte, respektieren Sie das. Versuchen Sie, uns zu verstehen.«

Ich nickte. »Etienne, ich glaube nicht, dass es hier in Frankreich Kontakte mit höher gestellten Hintermännern gibt. So arbeitet der Wolf nicht. Jeder Spieler hat seine Rolle, aber keinen blassen Schimmer vom Gesamtplan.«

Der Detective fixierte mich. »Ich werde das weitergeben«, versprach er.

Ich bezweifelte stark, dass er das tun würde. Dann kam mir ein Gedanke, und der war nicht leicht zu schlucken. *Ich bin hier ganz allein, oder? Ich bin der hässliche Amerikaner.*

77

Schließlich zog ich mich um zwei Uhr morgens zurück ins Hotel Rebais. Um halb sieben war ich schon wieder auf den Beinen. Keine Ruhe für die Rechtgläubigen oder die Lächerlichen. Der Wolf wollte nicht, dass wir Ruhe hatten. Er wollte, dass wir alle unter Stress standen, Angst hatten und deshalb leichter Fehler begingen.

Ich ging zur Préfectur de Police und stellte Überlegungen über den abartigen Verstand desjenigen an, der hinter allem stand. Warum war er so abartig? Angeblich war der Wolf ein KGB-Agent gewesen, ehe er nach Amerika kam, wo er eine mächtige Kraft in der Russenmafia wurde. Er hatte einige Zeit in England und in Frankreich verbracht. Er war clever genug, dass wir weder seine Identität noch seinen Namen kannten. Von seiner kompletten Lebensgeschichte ganz zu schweigen. Er dachte groß. Doch weshalb sollte er mit islamistischen Terroristen gemeinsame Sache machen? Es sei denn, er war von Anfang an in der Al Kaida involviert. War das wirklich eine Möglichkeit? Wenn ja, dann jagte mir das eine Heidenangst ein. Weil es so undenkbar war, einfach absurd. Aber so vieles, was in diesen Tagen in der Welt geschah, schien absurd zu sein.

Aus dem Augenwinkel – ein Blitz!

Plötzlich sah ich ein silberschwarzes Motorrad auf dem Bürgersteig. Es fuhr direkt auf mich zu. Mein Herz stockte, ich sprang auf die Straße. Ich breitete die Arme aus und war bereit, ganz schnell nach links oder rechts zu springen, je nachdem, wie das Motorrad weiterfuhr.

Doch dann bemerkte ich, dass keiner der anderen Fuß-

gänger in meiner Nähe besorgt zu sein schien. Ich musste lächeln. Mir war wieder eingefallen, dass Etienne mir erzählt hatte, dass in Paris gerade diese übergroßen Motorräder in Mode seien und dass die Fahrer sich benahmen, als säßen sie auf viel kleineren Mopeds oder Scootern. Sie wichen manchmal dem Verkehr aus, indem sie über Bürgersteige fuhren.

Der Biker in blauem Blazer und hellbraunen Hosen war ein Pariser Geschäftsmann, kein Meuchelmörder. Er fuhr vorbei, ohne auch nur zu nicken. Ich schwächelte stark, richtig? Aber das war verständlich. Wer würde nicht unter diesem Druck schwächeln?

Um Viertel vor neun hatte ich einen Vortragstermin in einem Raum voller wichtiger französischer Polizisten und Armeeleuten. Wir befanden uns im Ministère de l'Intérieur im L'Hotel Beauvau.

Bis zum Weltuntergang waren es nur knapp mehr als dreiunddreißig Stunden. Die Raumausstattung war eine eigenartige Mischung aus teuer aussehenden Möbeln im Stil des achtzehnten Jahrhunderts und wirklich teurer moderner Technologie. Auf großen Monitoren an den Wänden liefen Szenen aus London, Paris, Washington und Tel Aviv. Hauptsächlich leere Straßen. Überall schwer bewaffnete Soldaten.

Wir befinden uns im Krieg mit einem Wahnsinnigen, dachte ich.

Man hatte mir gesagt, ich könne mit der Gruppe Englisch reden, aber ich sollte langsam und deutlich sprechen. Wahrscheinlich hatten sie Angst, ich würde meine Ansprache in einem Straßenslang halten, die keiner im Raum verstehen könnte.

»Ich heiße Dr. Alex Cross und bin forensischer Psychologe«, begann ich. »Ehe ich Agent beim FBI wurde, war ich Detective im Morddezernat in Washington, D.C. Vor weniger als einem Jahr arbeitete ich an einem Fall, der mich mit der Russenmafia in Berührung brachte. Insbesondere hatte ich es mit einem ehemaligen KGB-Mann zu tun, der nur als Wolf bekannt war. Der Wolf ist mein Thema heute Morgen.«

Den Rest hätte ich im Schlaf herunterbeten können. Ich sprach zwanzig Minuten lang über den Russen. Doch als ich zum Ende kam und sich eine Diskussion anschloss, war mir klar, dass die Franzosen sich zwar bereitwillig alles angehört hatten, was ich vorzutragen hatte, aber felsenfest an ihrer Überzeugung festhielten, dass islamistische Terroristen die wahre Quelle der Bedrohung der vier Zielstädte waren. Entweder gehörte der Wolf zu Al Kaida, oder er arbeitete mit ihr zusammen.

Ich bemühte mich, für jedes Argument offen zu bleiben, aber, wenn ihre Theorie richtig war, dann würde ich endgültig den Verstand verlieren. Ich glaubte den Franzosen nicht. Der Wolf war Russenmafia.

Gegen elf Uhr ging ich zurück in mein winziges Büro und stellte fest, dass ich einen neuen Partner hatte.

78

Ein neuer Partner? Jetzt?

Alles war für mich leicht verschwommen und oft unverständlich. Ich musste davon ausgehen, dass das FBI jemand kontaktiert und an ein paar Fäden gezogen hatte. Der neue Partner war eine Frau, eine *agent de police*, und hieß Maud Boulard. Sie informierte mich unverzüglich, dass wir »nach Art der französischen Polizei« arbeiten würden, was auch immer das bedeuten mochte.

Äußerlich glich sie Etienne Marteau: dünn, Adlernase und scharfe Züge – aber leuchtend rotes Haar. Sie gab sich große Mühe, mir zu erzählen, dass sie in New York und Los Angeles gewesen sei, aber ihr diese Städte überhaupt nicht gefallen hätten.

»Unser Ultimatum rückt näher«, sagte ich.

»Ich kenne das Ultimatum, Dr. Cross. Wir alle. Schnell arbeiten heißt nicht intelligent arbeiten.«

Was sie »unsere Observierung der Russenmafia« nannte, begann am Parc Monceau im achten Arrondissement. Im Gegensatz zu den USA, wo die Russen sich hauptsächlich in Arbeitervierteln wie Brighton Beach in New York aufhielten, lebte die Mafia hier offenbar in schickeren Gegenden.

»Vielleicht, weil sie Paris besser kennen und hier schon länger operieren«, meinte Maud. »Das ist meine Meinung. Ich kenne die russischen Schlägertrupps seit vielen Jahren. Übrigens glauben *die* ebenfalls nicht an den Wolf. Glauben Sie mir, ich habe mich erkundigt.«

Genau das taten wir die nächsten Stunden. Wir sprachen mit zahllosen russischen Schlägern, die Boulard kannte,

über den Wolf. Nun, der Morgen war wunderschön. Strahlend blauer Himmel. Dennoch litt ich Höllenqualen. Was tat ich hier?

Um halb zwei meinte Maud fröhlich: »Jetzt könnten wir zum Lunch gehen. Selbstverständlich mit Russen. Ich kenne genau das richtige Lokal.«

Sie führte mich zu einem der »ältesten russischen Restaurants in Paris«, wie sie erklärte. Das Vorderzimmer des Le Daru war mit warmer Fichte getäfelt, als seien wir in der Datscha eines reichen Moskowiters.

Ich war wütend, bemühte mich jedoch, das nicht zu zeigen. Wir hatten einfach keine Zeit, um uns gemütlich für ein Mittagessen hinzusetzen.

Trotzdem speisten Maud und ich. Am liebsten hätte ich sie erwürgt – und den kriecherischen Kellner –, jeden, den ich in die Finger bekäme. Ich bin sicher, sie hatte keine Ahnung, wie wütend ich war. *Was für eine Polizistin!*

Als wir mit dem Essen fertig waren, bemerkte ich, dass uns zwei Männer an einem Tisch in der Nähe beobachteten. Vielleicht galten die Blicke aber auch nur Maud wegen der leuchtend roten Haare.

Ich sprach sie auf die Männer an, doch sie zuckte nur mit den Schultern. »So sind die Männer in Paris. Schweine.«

»Mal sehen, ob sie uns folgen«, sagte sie, als wir aufstanden und das Restaurant verließen. »Ich bezweifle das aber. Ich kenne sie nicht. Und hier kenne ich *alle*. Allerdings nicht Ihren Wolf.«

Sie kamen gleich nach uns heraus.

»Na und? Schließlich ist es der Ausgang.«

Die kurze Rue Daru mündete in die Rue de Faubourg

Saint-Honoré. Maud erklärte mir, dass die Schaufenster hier bis zur Place Vendome ein Erlebnis seien. Ein Shoppingparadies. Wir waren erst einen Block gegangen, als eine weiße Lincoln-Limousine neben uns hielt.

Ein Mann mit schwarzem Bart öffnete die hintere Tür und schaute heraus. »Bitte, steigen Sie ein. Machen Sie keine Szene«, sagte er auf Englisch mit russischem Akzent. »Einstiegen, jetzt! Ich meine es ernst.«

»Nein«, erklärte Maud. »Wir steigen nicht in Ihren Wagen. Sie kommen raus, wenn Sie mit uns reden wollen. Wer zum Teufel sind Sie überhaupt? Für wen *halten* Sie sich?«

Der bärtige Mann zog eine Pistole heraus und schoss zweimal. Ich konnte nicht fassen, was da mitten auf einer Straße in Paris stattfand.

Maud Boulard lag auf dem Bürgersteig. Ich war sicher, dass sie tot war. Blut quoll aus einer schrecklichen Stirnwunde. Ihre rotes Haar war in alle Richtungen ausgebreitet. Ihre Augen waren weit offen. Sie starrte zum blauen Himmel empor. Beim Sturz war ein Schuh fortgeschleudert worden. Er lag auf der Straße.

»Steigen Sie ins Auto, Dr. Cross. Ich werde Sie nicht noch einmal auffordern. Ich habe es satt, höflich zu sein«, sagte der Russe, der die Waffe auf mein Gesicht gerichtet hielt. »Einstiegen oder ich schieße Sie ebenfalls über den Haufen. Und das mit Vergnügen.«

79

»Jetzt kommt die Zeigen-und-Erzähl-Zeit«, meinte der schwarzärtige Russe, sobald ich neben ihm in der Limousine saß. »So sagt man doch in amerikanischen Schulen, oder? Sie haben auch zwei Kinder in der Schule. Also, ich *zeige* Ihnen Dinge, die wichtig sind, und ich *erzähle* Ihnen, was sie bedeuten. Ich habe Detective Maud Boulard – so hieß sie doch, oder? – aufgefordert, ins Auto zu steigen. Sie wollte die knallharte Polizistin spielen. Jetzt ist sie eine tote Polizistin.«

Der Wagen verließ den Schauplatz des Mordes und ließ die französische Polizistin tot auf der Straße liegen. Wenige Blocks nach der Schießerei wechselten wir das Auto und fuhren mit einem weniger auffälligen grauen Peugeot weiter. Ich prägte mir beide Nummernschilder ein, ohne zu wissen, ob ich das je brauchen würde.

»Und jetzt unternehmen wir eine kleine Fahrt aufs Land«, sagte der Russe, der sich köstlich zu amüsieren schien.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?«, fragte ich ihn. Er war groß, ungefähr eins fünfundachtzig und muskulös. Sehr ähnlich, wie man mir den Wolf beschrieben hatte. Er hielt mir eine Beretta gegen die Schläfe. Seine Hand war ruhig. Offensichtlich kannte er sich mit Waffen aus und wusste sie zu benutzen.

»Es spielt überhaupt keine Rolle, wer ich bin. Sie suchen doch nach dem Wolf, oder? Ich bringe Sie jetzt zu ihm.«

Er reichte mir mit finsterem Blick einen Sack. »Ziehen Sie den über den Kopf. Und von jetzt an tun Sie genau, was ich

Ihnen sage. Sie erinnern sich. Zeigen und Erzählen.«

»Ich erinnere mich.« Ich streifte den Sack über. Nie würde ich den eiskalten Mord von Detective Boulard vergessen. Der Wolf und seine Leute töteten skrupellos. Was bedeutete das für die vier bedrohten Städte? Würden sie auch Tausende und Abertausende so leicht töten? War ihr Plan, Macht und Kontrolle zu zeigen? Um sich für ein mysteriöses Verbrechen in der Vergangenheit zu rächen?

Ich hatte keine Ahnung, wie lang wir im Peugeot umherfuhren, aber es war mehr als eine Stunde. Anfangs langsam in der Stadt, dann etwa eine Stunde auf der Landstraße.

Dann wurden wir wieder langsamer. Anscheinend fuhren wir auf einer nicht asphaltierten Straße. Das Rütteln und Holpern erschütterte meine Wirbelsäule.

»Jetzt können Sie die Kapuze abnehmen«, sagte Schwarzbart. »Wir sind fast da, Dr. Cross. Hier gibt es nicht viel zu sehen.«

Ich nahm den Sack ab. Wir waren irgendwo in Frankreich auf dem platten Land. Und wir holpern tatsächlich auf einer nicht asphaltierten Straße dahin. Hohes Gras schwankte auf beiden Seiten. Nirgendwo konnte ich einen Wegweiser sehen.

»Er wohnt hier draußen?«, fragte ich. Brachte man mich tatsächlich zum Wolf? Aus welchem Grund?

»Für den Augenblick, Dr. Cross. Aber dann ist er wieder weg. Wie Sie wissen, kommt er viel rum. Er ist wie ein Geist, eine Erscheinung. Sie werden gleich sehen, was ich meine.«

Der Peugeot hielt vor einem kleinen Bauernhaus, aus Feldsteinen gebaut. Zwei bewaffnete Männer traten vor die Tür. Beide zielten mit den automatischen Waffen auf mei-

nen Oberkörper und mein Gesicht.

»Rein!«, befahl ein Mann. Er hatte einen weißen Bart und war ebenso ein Bär wie der Mann, der mich hierher gebracht hatte.

Offensichtlich hatte er mehr zu sagen als der Schwarzbart, der bis jetzt das Kommando geführt hatte. »Gehen Sie rein!«, wiederholte er. »Schnell! Können Sie nicht hören, Dr. Cross?«

»Er ist ein Tier«, sagte Weißbart danach. »Er hätte die Frau nicht umbringen sollen. Ich bin der Wolf, Dr. Cross. Ich freue mich, dass wir uns endlich kennen lernen.«

80

»Versuchen Sie lieber nicht, den Helden zu spielen. Denn dann muss ich Sie töten und einen neuen Botenjungen finden«, warnte er mich, als wir zusammen ins Haus gingen.

»Ich bin ein Botenjunge? Wofür?«, fragte ich.

Der Russe wedelte meine Frage beiseite, als sei ich eine lästige Fliege, die vor seinem bärtigen Gesicht herumschwirrte.

»Die Zeit fliegt. Haben Sie das nicht auch gedacht, als Sie mit der französischen Kollegin zusammen waren? Die Franzosen haben Sie doch nur aufs Abstellgleis geschoben. Hatten Sie nicht auch diesen Eindruck?«

»Der Gedanke ist mir durch den Kopf gegangen«, gestand ich. Ich konnte nicht glauben, dass dieser Mann der Wolf war. Ich glaubte es einfach nicht. Aber wer war er? Weshalb hatte man mich hergebracht?

»Selbstverständlich. Sie sind kein Dummkopf«, sagte er.

Wir waren in ein kleines dunkles Zimmer mit einem Kamin aus Feldsteinen getreten. Es brannte aber kein Feuer. Der Raum war voll gestellt mit schweren alten Holzmöbeln, viele alte Illustrierte und vergilbte Zeitungen lagen herum. Die Fensterläden waren fest geschlossen. Es war stickig. Das einzige Licht kam von einer Stehlampe.

»Warum bin ich hier? Warum zeigen Sie sich mir jetzt?«, fragte ich.

»Setzen Sie sich«, befahl der Russe.

»Na schön. Ich bin ein Botenjunge«, meinte ich ergeben und ließ mich auf einem Stuhl nieder.

Er nickte. »Ja, ein Botenjunge. Es ist wichtig, dass alle den

Ernst der Situation voll begreifen. Das ist Ihre *letzte Chance*.«

»Wir verstehen das«, sagte ich.

Ich hatte noch kaum ausgeredet, da sprang er auf und versetzte mir einen Kinnhaken.

Mein Stuhl fiel im freien Fall nach hinten. Mein Kopf schlug auf dem Steinboden auf. Ich glaube, dass ich für einige Sekunden bewusstlos war.

Zwei Männer kamen herein und hoben mich hoch. Mir war schwindlig, und in meinem Mund war Blut.

»Ich möchte, dass dieser Punkt ganz klar ist«, fuhr der Russe fort. Es war, als sei der Faustschlag eine nötige Pause für seine Rede gewesen. »Sie *sind* ein Botenjunge. Keiner von euch Dummköpfen hat wirklich den Ernst begriffen. Genauso wie niemand wirklich begreift, dass sie sterben würden und was das bedeutet ... bis zu dem Moment, wenn es passiert. Das blöde Weib in Paris heute? Glauben Sie, dass sie etwas begriffen hat, ehe die Kugel ihr das Hirn herausgepustet hat? Diesmal muss das Geld bezahlt werden, Dr. Cross. *Der volle Betrag und in allen vier Städten*. Die Gefangenen müssen entlassen werden.«

»Warum die Gefangenen?«, fragte ich.

Wieder schlug er mich, aber diesmal ging ich nicht zu Boden. »Weil ich es will!« Damit verließ er den Raum.

Einen Moment später kam er mit einem schweren schwarzen Koffer zurück. Diesen stellte er direkt vor mich auf den Boden.

»Das ist die dunkle Seite des Mondes«, sagte er. Dann öffnete er den Koffer für mich.

»Das nennt man eine taktische Atombombe. Kurz: eine

›Kofferbombe‹. Löst eine grauenvolle Explosion aus. Im Gegensatz zu konventionellen Sprengköpfen operiert sie vom Boden aus. Leicht zu verbergen, leicht zu transportieren. Kein Wirbel, keine Schweinerei. Sie haben doch sicher die Bilder von Hiroshima gesehen. Alle haben sie gesehen.«

»Was ist mit Hiroshima?«

»Der Koffer hat ungefähr die gleiche Sprengkraft. Vernichtend. Wir haben in der alten Sowjetunion diese Bomben lastwagenweise produziert.

Wollen Sie wissen, wo einige der anderen sind? Nun, eine steht in Washington, D.C. eine in Tel Aviv, Paris und London. Wie Sie sehen, haben wir ein neues Mitglied in der exklusiven ›Atomgemeinde‹. Wir sind die neuen Mitglieder.«

Mir lief es eiskalt den Rücken herunter. War in diesem Koffer tatsächlich eine Atombombe?

»Und das ist die Botschaft, die ich überbringen soll?«

»Die anderen Reaktoren sind postiert. Um meinen guten Willen zu zeigen, lasse ich sie *diesen* Reaktor mitnehmen. Die Jungs in Ihrem Laden sollen sich ihn ruhig ansehen. Aber sagen Sie ihnen, dass sie schnell schauen sollen.

Jetzt begreifen Sie es – *vielleicht*. Und nun gehen Sie! Für mich sind Sie eine Mücke, aber zumindest eine Stechmücke. Betrachten Sie es als ein Geschenk. Sagen Sie nicht, dass ich Sie nicht bezüglich der Folgen gewarnt habe. Und jetzt gehen Sie. *Beeilen Sie sich, Dr. Cross.*«

81

Den Rest des Nachmittags erlebte ich wie durch einen Schleier. Der dunkle Sack war nur zum Eindruckschinden benutzt worden. Da war ich ziemlich sicher, denn auf der Rückfahrt verhüllte man mir nicht die Augen. Die Rückfahrt schien auch viel kürzer als die Hinfahrt.

Ich fragte meine Entführer, wohin man mich mit der Kofferbombe brächte, aber die Männer behandelten mich wie Luft. Sie sprachen untereinander Russisch.

Für mich sind Sie eine Mücke ... Nehmen Sie die Atom-bombe mit ...

Kurz nachdem wir nach Paris hineingefahren waren, hielt der Peugeot auf einem Parkplatz eines Einkaufszentrums, wo zahlreiche Autos standen. Man fuchtelte erneut mit einer Pistole vor meinem Gesicht und fesselte mich mit Handschellen an den Koffer. »Was soll das?«, fragte ich, erhielt jedoch keine Antwort. Wir fuhren weiter.

Wenig später hielt der Peugeot wieder, diesmal auf der Place Igor Stravinsky. Normalerweise herrschte hier reges Treiben, doch jetzt war es fast menschenleer.

»Raus!« Das war das erste englische Wort, das ich innerhalb einer Stunde gehört hatte.

Unbeholfen stieg ich mit der Bombe aus. Mir war leicht schwindlig. Der Peugeot brauste davon.

Plötzlich sah ich die Luft in einer Art Flüssigkeitszustand, Partikel. Ich hatte tatsächlich das Gefühl, Atome zu sehen. Reglos stand ich in der Nähe des riesigen Platzes des Centre National d'Art und de Culture Georges Pompidou, mit Handschellen an einen schwarzen Koffer gefesselt, der etwa fünfzig

Pfund wog.

Angeblich befand sich darin eine Atombombe von der Größenordnung, wie Harry Truman sie über Japan hatte abwerfen lassen. Ich war am ganzen Körper von kaltem Schweiß bedeckt. Ich hatte das Gefühl, als würde ich mich in einem Traum beobachten. Konnte alles so enden? Selbstverständlich. Alle Wetten galten nicht mehr, vor allem nicht die auf mein Leben. Sollte ich in die Luft gejagt werden? Würde ich strahlenkrank?

Ich sah zwei Polizeiautos bei einem Virgin-Schallplattengeschäft und ging zu ihnen. Ich erklärte, wer ich war, und bat sie, den Direktor de la sécurité publique anzurufen.

Ich verriet den Polizisten nicht, was im schwarzen Koffer war. Aber ich erklärte den Inhalt sofort dem Direktor, als dieser am Telefon war. »Ist das eine reale Bedrohung, Dr. Cross?«, wollte er wissen. »Ist die Bombe scharf?«

»Ich weiß es nicht. Wie sollte ich? Bitte reagieren Sie, als ob sie es wäre. Das mache ich auch.« *Schick deine Bombenentschärfungstruppe her. Jetzt! Hör auf zu telefonieren!*

Innerhalb weniger Minuten war der gesamte Distrikt Beaubourg evakuiert, abgesehen von etwa einem Dutzend Streifenpolizisten, der Militärpolizei und einigen Bombenexperten. Ich hoffte inständig, dass sie tatsächlich Experten seien, die besten, die Frankreich zu bieten hatte.

Man befahl mir, mich auf den Boden zu setzen. Ich gehorchte. Selbstverständlich direkt neben dem schwarzen Koffer. Ich tat alles, was man mir sagte, weil ich keinerlei Wahl hatte. Mir war kotzübel. Das Sitzen machte es etwas besser, aber nicht viel. Wenigstens verschwand das Schwindelgefühl langsam.

Als Erstes sollte mich und den Koffer ein Sprengstoffhund beschnuppern. Eine hübsche junge deutsche Schäferhündin, der *chien explo*, näherte sich sehr vorsichtig und beäugte den Koffer, als sei dieser ein Hunderivale.

Als die Hündin auf vier Meter herangekommen war, erstarnte sie. Ein tiefes Knurren kam aus ihrer Brust. Sie stellte die Nackenhaare auf. *O Scheiße! O Gott!*, dachte ich.

Die Hündin knurrte weiter, bis sie sich sicher war, dass der Kofferinhalt radioaktiv war. Dann lief sie schnell zu ihrem Führer zurück. Was für eine gescheite Schäferhündin. Ich war wieder allein. Nie im Leben hatte ich größere Angst gehabt. Nichts war mir so unter die Haut gegangen. Der Gedanke, in die Luft gesprengt und möglicherweise vaporisiert zu werden, ist nicht angenehm. Er ist nicht leicht zu verdauen.

Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, obwohl es nur ein paar Minuten waren, bis zwei Männer vom Sprengstoffkommando in Raumfahreranzügen vorsichtig in meine Richtung marschierten. Ich sah, dass einer einen Bolzenschneider trug. Gott segne ihn! Alles war total surreal.

Der Mann mit dem Bolzenschneider kniete neben mir nieder. »Alles okay«, flüsterte er. Dann durchtrennte er vorsichtig die Handschellen.

»Sie können jetzt gehen. Stehen Sie ganz vorsichtig auf«, sagte er. Ich stand vorsichtig auf und rieb mir das Handgelenk. Dabei wich ich schon vom Koffer zurück.

Meine wie Aliens aussehenden Begleiter gingen schnell aus der »heißen Zone«, wie man sie offiziell nannte, zu zwei schwarzen Vans vom Sprengkommando, die dort parkten. Allerdings waren die Vans noch im Bereich der »heißen

Zone«. Wenn eine Atombombe in die Luft ging, wäre mindestens eine Quadratmeile von Paris in einem Sekundenbruchteil vaporisiert.

Aus dem Van heraus beobachtete ich die Techniker, die die Bombe deaktivieren sollten. Sofern sie es konnten. Dabei kam mir nie in den Sinn, den Schauplatz zu verlassen. Die nächsten paar Minuten waren die längsten meines Lebens. Niemand im Van sagte ein Wort. Wir hielten alle den Atem an. Die Vorstellung, sehr plötzlich zu sterben, war nahezu unmöglich zu begreifen.

Wir hörten die Meldung der französischen Bombenspezialisten: Der Koffer ist offen.

Keine Minute später: »Das spaltbare Material ist da. Es ist echt. Leider scheint alles funktionstüchtig zu sein.«

Die Bombe war echt. Es war keine leere Drohung. Der Wolf hielt seine Versprechen. Dieser sadistische Schweinehund war alles, was er zu sein behauptete.

Dann sah ich, wie ein Techniker begeistert den Arm hochriss. Lauter Jubel im Van. Anfangs hatte ich nicht begriffen, was los war, aber offensichtlich war es das Zeichen einer guten Nachricht. Niemand machte sich die Mühe, mir etwas zu erklären.

»Was ist passiert?«, fragte ich schließlich auf Französisch.

Einer der Männer im Van drehte sich zu mir um. »Kein Zünder! Sie konnte nicht explodieren. Gott sei Dank, sie wollten nicht, dass sie explodierte. Sie wollten nur, dass wir uns vor Angst in die Hosen machen.«

»Bei mir hat's funktioniert«, sagte ich. »Und ich lüge nicht.«

82

Während der nächsten Stunden stellte sich heraus, dass die Kofferbombe über alles verfügte, was zu einer Atomexplosion nötig war – abgesehen vom Zünder, einem gepulsten Neutronenemitter. Alle kritischen Elemente waren vorhanden. An diesem Abend konnte ich nichts essen. Ich konnte nichts im Magen behalten, konnte mich überhaupt nicht konzentrieren. Man hatte mich mit negativem Ergebnis untersucht, aber der Gedanke, dass ich durch Strahlung verseucht sein könnte, ging mir trotzdem nicht aus dem Kopf.

Ich bekam genauso wenig Maud Boulard nicht aus dem Kopf: ihr Gesicht, der Tenor ihrer Stimme, unser absurder gemeinsamer Lunch, die Sturheit und Naivität der Polizistin, ihr rotes Haar auf dem Bürgersteig ausgebreitet. Die abgebrühte Brutalität des Wolfs und seiner Leute.

Ich dachte zurück an den Russen, der mich in dem Bauernhaus geschlagen hatte. War das der Wolf gewesen? Warum wollte er, dass ich ihn sehe? Aber weshalb eigentlich nicht?

Ich ging zurück ins Hotel Rebais und wünschte, ich hätte nicht um ein Zimmer nach vorn zur Straße heraus gebeten. Ich fühlte mich am ganzen Körper wie betäubt, erschöpft, aber mein Verstand hörte nicht auf, sich mit Lichtgeschwindigkeit zu drehen. Der Krach von der Straße war eine Störung, mit der ich jetzt nicht fertig wurde. *Sie haben Atomwaffen. Das ist kein Bluff. Es wird geschehen. Ein Holocaust.* Um achtzehn Uhr Maryland-Zeit beschloss ich, die Kinder anzurufen. Ich redete über all die Dinge in Paris, die ich heute *nicht* gesehen hatte. Kein Wort über das, was mir tat-

sächlich zugestoßen war. Bis jetzt war noch nichts in den Medien gekommen, aber es würde nicht lang dauern.

Dann rief ich Nana an. Ihr erzählte ich die Wahrheit. Wie ich mich gefühlt hatte, als ich auf der Straße saß mit einer Bombe am Handgelenk. Sie war die Einzige, der ich immer alles über meine schlimmen Tage erzählen konnte, und heute war wohl einer der schlimmsten meines Lebens gewesen.

83

Als ich in meinem kleinen Büro in der Préfecture ankam, wartete dort eine Überraschung auf mich. Martin Lodge saß da. Es war Viertel nach sieben, fünfundvierzig Minuten bis zum Weltuntergang.

Ich schüttelte Martin die Hand und sagte ihm, wie ich mich freute, ihn zu sehen. »Nicht viel Zeit mehr. Was führt Sie her?«

»Die Abschiedsrede, schätze ich. Ich muss über die neu-este Entwicklung in London berichten. Und in Tel Aviv. Von unserem Gesichtspunkt aus.«

»Und?«

Martin schüttelte den Kopf. »Sie wollen diese Scheißgeschichte doch nicht zweimal hören.«

»Doch, will ich.«

»Nicht diese Geschichte! Ach zum Teufel, alles ist total beschissen, Alex. Vermutlich muss er tatsächlich eine Stadt in die Luft jagen, damit sie endlich etwas tun. So schlimm ist es. Am schlimmsten ist Tel Aviv. Dort ist es meiner Meinung nach hoffnungslos. Sie machen keine Deals mit Terroristen. Sie haben mich gefragt!«

Die Morgenbesprechung begann um Punkt acht Uhr. Erst kam eine Kurzfassung der Techniker über die Bombe, die sie auseinander genommen hatten. Laut ihrem Bericht war die Bombe authentisch gebaut, aber es gab – wie mir bekannt war – keinen Neutronenemitter, keinen Zünder, und eventuell nicht ausreichend radioaktives Material.

Ein Armeegeneral schilderte die gegenwärtige Situation in Paris: Die Menschen waren verängstigt und hielten sich

von den Straßen fern. Nur ein kleiner Prozentsatz hatte die Stadt verlassen. Die Armee war bereit, zur Zeit des Ultimatums, um achtzehn Uhr, einzurücken und das Kriegsrecht zu verkünden.

Dann kam Martin an die Reihe. Er ging nach vorn und sprach Französisch. »Guten Morgen. Ist es nicht unglaublich, was geschehen kann, sobald wir uns auf eine neue Realität eingestellt haben? Die Menschen in London waren großartig – jedenfalls zum größten Teil. Ein paar Unruhen. Nicht viel, wenn man bedenkt, was hätte geschehen können. Ich vermute, dass die Leute, die uns den größten Ärger bereitet hätten, London schon früh verlassen haben. Was Tel Aviv betrifft: Sie sind an Krisen gewohnt und leben ständig unter einem bedrohlichen Szenario – nun, sagen wir mal, sie werden mit dem Problem recht gut fertig.

Also, das waren die guten Nachrichten. Die schlechte ist, dass wir den Großteil des Geldes zusammenhaben, aber nicht alles. Das trifft auf London zu. Aber Tel Aviv? Die Israelis lassen sich auf keinen Deal ein. Sie lassen sich auch nicht in die Karten schauen. Daher sind wir nicht sicher, was sich dort tut.

Selbstverständlich üben wir Druck aus. Washington ebenfalls. Ich weiß, dass man Privatpersonen angesprochen hat, um den Rest der Gesamtsumme des Lösegelds beizutragen. Das könnte immer noch geschehen. Aber es ist nicht klar, ob die Regierung das Geld annimmt. Man will auf die Forderungen der Terroristen eben nicht eingehen.

Weniger als zehn Stunden«, sagte Martin Lodge. »Brutal gesagt: Wir haben keine Zeit mehr für Bullshit. Man muss jeden zwingen, der sich weigert, das Lösegeld zu zahlen.«

Ein Polizist kam zu mir und flüsterte mir ins Ohr: »Entschuldigung. Sie werden gebraucht, Dr. Cross.«

»Worum geht's?«, flüsterte ich zurück. Ich wollte alles hören, was auf dieser Besprechung gesagt wurde.

»Kommen Sie mit. Es ist ein Notfall. Bitte gleich.«

84

Es mag ironisch klingen, aber zu diesem Zeitpunkt vor dem Ultimatum hielt ich den Ausdruck »Notfall« für eine gute Neuigkeit. Um halb neun saß ich in einem Polizeifahrzeug und brauste mit Sirene dahin. Wir störten auf dem gesamten Weg durch Paris den Frieden der Stadt.

Mein Gott, die Straßen waren trostlos und verlassen. Abgesehen von der Polizei und Soldaten. Während der Fahrt klärte man mich über meine Rolle bei der bevorstehenden Befragung auf. »Wir haben einen Waffenhändler festgenommen, Dr. Cross. Wir haben Grund zur Annahme, dass er geholfen hat, die Bomben zu besorgen. Vielleicht ist er einer der Männer, die Sie auf dem Land gesehen haben. Er ist Russe – und hat einen weißen Bart.«

Wenige Minuten später trafen wir vor der Brigade Criminelle ein, einem dunklen Gebäude aus dem neunzehnten Jahrhundert in einer ruhigen Gegend an der Seine. Ja, das war tatsächlich das berüchtigte »La Crim«, bekannt aus zahlreichen Filmen und Kriminalromanen, darunter welche mit Inspector Maigret, die Nana mit mir gelesen hatte, als ich noch ein Junge war. Das Leben imitiert die Kunst – oder so ähnlich.

In La Crim führte man mich eine alte Treppe bis in die dritte Etage, das oberste Geschoss. Dort sollte das Verhör stattfinden.

Man brachte mich über einen engen Korridor zu Zimmer 414. Der Brigadier, der mich begleitete, klopfte ein Mal, dann traten wir ein.

Ich erkannte den russischen Waffenhändler auf Anhieb.

Sie hatten Weißbart erwischt, den Mann, der mir erzählt
hatte, er sei der Wolf.

85

Der Raum war qualvoll eng und lag direkt unter der Regenrinne. Die Decke der Mansarde hatte nur ein kleines Dachfenster. Ich spähte auf meine Uhr – Viertel vor neun. Tick, tick, tick.

In Eile wurde ich dem Verhörteam, Captain Coridon und Lieutenant Leroux, vorgestellt – und dem Gefangenen, einem russischen Waffenhändler. Artur Nikitin. Selbstverständlich kannte ich Nikitin bereits. Er trug weder Schuhe noch ein Hemd und war mit Handschellen auf dem Rücken gefesselt. Er schwitzte wie ein Schwein. Eindeutig war er der Russe mit dem weißen Bart aus dem Bauernhaus.

Auf der Fahrt hatte man mir erklärt, dass der Russe mit Al Kaida Geschäfte mache und damit Millionen verdient habe. Man ging davon aus, dass er mit den Kofferbomben zu tun hatte und auch wusste, wie viele davon verkauft worden waren. Er müsste auch wissen, wer sie gekauft hatte.

»Feiglinge!«, keifte er die französische Polizei an, als ich den Raum betrat. »Beschissene gottverdammte Feiglinge. Das könnt ihr nicht mit mir machen. Ich habe nichts verbrochen. Ihr Franzosen wollt doch Liberale sein, aber das seid ihr nicht!«

Er funkelte mich an, tat jedoch so, als habe er keine Ahnung, wer ich war. Seine schlechte Schauspielerei brachte mich zum Lächeln.

Captain Coridon sagte zu ihm: »Vielleicht haben Sie bemerkt, dass man Sie zur Préfecture de Police gebracht hat, nicht zu den Büros des DST. Grund ist, dass man Sie nicht des ›illegalen Waffenschmuggels‹ sondern des Mordes be-

schuldigt. Wir sind vom Morddezernat. Glauben Sie mir, in diesem Raum gibt es keine Liberalen, es sei denn, Sie sind einer.«

Nikitins braune Augen waren vor Wut geweitet, aber ich sah auch einen Hauch von Verwirrung, besonders, weil ich hier war. »Das ist Unsinn! Ich fasse es nicht. Ich habe nichts verbrochen. Ich bin ein Geschäftsmann. Ein französischer Staatsbürger. Ich will meinen Anwalt.«

Coridon schaute mich an. »Versuchen Sie's mal.«

Ich trat vorwärts und versetzte dem Russen einen harten Uppercut. Sein Kopf flog zurück. »Wir sind *noch lange nicht* quitt«, sagte ich. »Niemand weiß, dass du hier bist! Du stehst als Terrorist vor Gericht und wirst exekutiert. Niemand wird sich um dich kümmern, nicht nach morgen. Nicht nachdem eure Bomben helfen, Paris zu zerstören und Tausende zu töten.«

Der Russe brüllte mich an: »Ich erkläre nochmals: Ich habe nichts getan! Sie können mir nichts anhaben. Welche Waffen? Welche Bomben? Wer bin ich? Saddam Hussein? Sie können mich nicht festhalten.«

»Wir können und werden dich hinrichten!«, prophezeite Captain Coridon eisig. »Sobald du diesen Raum verlässt, bis du ein toter Mann, Nikitin. Wir müssen noch mit dem anderen Abschaum sprechen. Wer uns als Erster hilft, dem helfen wir.«

»Schafft ihn raus!«, befahl Coridon. »Wir verschwenden mit diesem Dreckskerl nur unsere Zeit.«

Der Brigadier packte Nikitin bei den Haaren und am Hosenbund und schleuderte ihn durchs halbe Zimmer. Der Russe knallte mit dem Kopf gegen die Wand, kam aber wie-

der mühsam auf die nackten Beine. Jetzt waren seine Augen groß und voll Angst. Vielleicht begann er zu begreifen, dass die Regeln dieses Verhörs sich verändert hatten, dass sich jetzt alles verändert hatte.

»Letzte Chance zu reden«, sagte ich. »Erinnern Sie sich. Für uns sind Sie nur eine *Mücke*.«

»Ich habe hier in Frankreich niemandem etwas verkauft! Ich mache in Angola Geschäfte – gegen Diamanten«, erklärte Nikitin.

»Das ist mir scheißegal, und ich glaube dir kein Wort!«, brüllte Captain Coridan. »Schafft ihn hier weg!«

»Ich weiß was!«, schrie Nikitin plötzlich. »Die Koffer-atombomben! Davon gibt's vier. Hinter allem steckt Al Kaida. Al Kaida hat alles geplant. Sie führen das Kommando. Die Kriegsgefangenen – alles.«

Ich schaute den französischen Polizisten an und schüttelte den Kopf. »Der Wolf hat ihn uns ausgeliefert, und er wird von dieser ›Vorstellung‹ alles andere als begeistert sein. Er wird ihn für uns töten. Ich glaube kein Wort, was er soeben gesagt hat.«

Nikitin blitzte uns drei an. »*Al Kaida!* Fickt euch, wenn es euch nicht gefällt oder ihr mir nicht glaubt!«, stieß er hervor.

Ich starrte ihn an. »Beweisen Sie das! Bringen Sie uns dazu, Ihnen zu glauben. Versuchen Sie es bei mir, denn ich glaube Ihnen kein Wort.«

»Na gut«, sagte Nikitin. »Das kann ich. Ich werde Sie alle dazu bringen, mir zu glauben.«

86

Kaum zurück auf der Préfecture, packte mich Martin Lodge am Ärmel. »Kommen Sie mit!«

»Was? Wohin?« Ich schaute auf die Uhr – was ich inzwischen alle paar Minuten tat. Es war zehn Uhr fünfundzwanzig.

»In wenigen Minuten erfolgt ein Zugriff. Das Versteck, das der Russe Ihnen nannte, ist echt.«

Martin und ich rannten die Treppe zum Krisenraum im Polizeihauptquartier hinauf. Mein alter Kumpel Etienne Marteau erwartete uns und führte uns zu einer Reihe von Monitoren, auf denen wir den Zugriff verfolgen konnten. Alles lief jetzt unglaublich schnell ab. Vielleicht zu schnell, doch hatten wir irgendeine Wahl?

»Man ist recht zuversichtlich, Alex«, sagte Marteau. »Sie haben sich mit den Strom- und Gasgesellschaften FDF-GDF koordiniert. Die Energieversorgung in der Gegend sinkt, dann gehen sie hinein.«

Ich nickte und starrte auf die Monitore vor uns. Es war sonderbar, diesmal so weit von der Aktion entfernt zu sein. Dann ging es los! Französische Soldaten tauchten aus dem Nichts auf – Dutzende. Sie trugen RAIDS-Jacken: *Recherche, assistance, intervention et dissuasion*. Alle waren mit Sturmgewehren bewaffnet.

Die Soldaten rannten zu einem kleinen Haus, das völlig harmlos wirkte. Sie zertrümmerten in wenigen Sekunden die Vordertür.

Ein UBI, die französische Version eines Hummers, tauchte auf und walzte ein Holztor hinter dem Haus nieder. Aus dem UBI sprangen Soldaten.

»Jetzt werden wir ja bald sehen, wie gut RAID ist«, sagte ich zu Martin.

»Ja, in Zerstörung und im Töten sind sie Spitze.«

Zwei der französischen Polizisten waren mit Mikrofonen und Kameras ausgestattet. Daher konnten wir während des Zugriffs vieles sehen und hören. Eine Tür wurde aufgerissen. Ein Schuss fiel von drinnen. Dann eine Feuergarbe als Antwort.

Jemand schrie schrill. Wir hörten, wie ein Körper mit dumpfem Aufprall auf den Boden fiel.

Zwei bewaffnete Männer rannten auf einen schmalen Korridor. Beide in Unterwäsche. Sie wurden erschossen, ehe sie es richtig merkten.

Eine halbnackte Frau mit Pistole – in die Kehle geschossen.

»Bringt sie nicht alle um«, meinte ich zum Monitor.

Ein Cougar-Hubschrauber landete und weitere Kommandotrupps erschienen. Im Haus stürmten Soldaten ein Schlafzimmer und packten einen Mann, der auf einer Pritsche lag. Gott sei Dank nahmen sie ihn lebend fest.

Andere Terroristen ergaben sich mit erhobenen Händen.

Dann wieder Dauergewehrfeuer. Diesmal nicht von den Kameras erfasst.

Ein Verdächtiger wurde den Korridor mit einer Pistole an der Schläfe heruntergeführt. Ein älterer Mann. Der Wolf? War es möglich, dass sie ihn gefasst hatten? Der Polizist mit der Pistole lächelte, als hätte er einen großen Fisch an Land gezogen. Der Zugriff war auf alle Fälle blitzschnell und effizient durchgeführt worden. Wenigstens wurden vier Terroristen lebend festgenommen.

Danach warteten wir ungeduldig auf neue Meldungen. Die Kameras am Tatort waren abgeschaltet. Wir warteten weiter.

Gegen drei Uhr nachmittags fand endlich im Krisenzentrum eine Versammlung statt. Alle Plätze waren besetzt. Nicht mal Stehplätze gab es mehr. Die Spannung war beinahe unerträglich. Ein Armeecolonel trat vor.

»Wir haben die Gefangenen identifiziert, die leben«, begann der Colonel. »Einer kommt aus dem Iran, dann ein Saudi, ein Marokkaner und zwei Ägypter. Eine Zelle der Al Kaida. Wir wissen, wer sie sind. Leider muss bezweifelt werden, dass wir den Wolf erwischt haben. Die Terroristen waren an der Bedrohung von Paris beteiligt. Leider muss ich Ihnen zu dieser späten Stunde solch schlechte Nachrichten melden. Wir haben unser Bestes getan, aber der Wolf ist uns immer noch einen Schritt voraus. Tut mir Leid.«

87

Das schreckliche »finale« Ultimatum war jetzt so nah, und doch hatte niemand irgendwelche weiteren Informationen, was als Nächstes geschehen würde. Anscheinend hatten wir keinerlei Möglichkeiten mehr, den Wolf aufzuhalten.

Um fünf Uhr fünfundvierzig war ich unter den nervösen Männern und Frauen, die zu fast nachtschlafender Zeit aus dunklen Renaults stiegen und zu dem hohen schmiedeeisernen Tor des Ministère de l'Interior eilten, wo eine Sitzung mit dem DGSE stattfand, dem französischen Äquivalent zur CIA. Das Eingangstor war riesig. Wie arme Sünder, die eine Kathedrale betraten, kamen auch wir uns klein und unbedeutend vor, als wir hindurchhasteten. Ich fühlte mich jedenfalls klein und unbedeutend und irgendwie der Gnade höherer Mächte ausgeliefert, nicht nur der Gottes.

Hinter dem Tor öffnete sich ein riesiger Innenhof, mit Kopfsteinen gepflastert. Unwillkürlich musste ich an die von Pferden gezogenen Kutschen denken, die einst genau durch dieses Tor gerollt waren. Hatte es seit jener Zeit in der Welt Fortschritt gegeben? An diesem Tag schien mir das nicht so zu sein.

Ich pilgerte mit anderen Polizisten, Regierungsbeamten und Direktoren in eine prächtige Empfangshalle mit Marmorfußboden in Rosa und Weiß. Bewaffnete Sicherheitsleute säumten die Treppe. Fast niemand sprach auf dem Weg nach oben. Man hörte nur unsere Schritte und gelegentlich ein nervöses Räuspern. Es war möglich, dass innerhalb einer Stunde Paris, London, Washington und Tel Aviv einem Bombenanschlag zum Opfer fallen und Tausende sterben

würden. Es war auch möglich, dass die Zahl der Toten viel höher würde. Hunderttausend oder noch mehr war durchaus möglich.

Tut all das ein russischer Gangster? Einer mit mysteriösen Verbindungen zur Al Kaida? Einfach absurd.

Die Sitzung fand im Salle des Fêtes statt. Und wieder fragte ich mich unwillkürlich, was ich eigentlich hier zu suchen hatte. Ich war der amerikanische Repräsentant in Paris, weil das FBI mich hier haben wollte. Weil eine geringe Chance bestand, dass ich aufgrund meiner Erfahrung als Psychologe und Detective beim Morddezernat etwas Näheres über das tragische Ereignis herausfinden könnte, das dem Wolf in Paris vor langer Zeit zugestoßen sein könnte. Wir tappten nach wie vor im Dunkeln.

Im Saal hatte man die Tische hufeisenförmig aufgestellt und mit schlichtem weißem Tuch bedeckt. Auf Staffeleien standen laminierte Karten von Europa, dem Nahen Osten und den Vereinigten Staaten. Die Zielgegenden waren mit dickem Rotstift eingekreist. Primitiv, aber wirkungsvoll.

Über ein Dutzend Fernsehbildschirme standen da und waren eingeschaltet, ebenso ein Telekonferenzsystem auf dem neuesten Stand der Technik. Ich sah mehr graue und blaue Anzüge als sonst, mehr wichtige Leute, sehr viel augenfällige Macht. Mir fielen auch etliche Brillen mit randlosem Titangestell auf – die ach so modischen Franzosen.

Auf den Monitoren an den Wänden liefen Live-Übertragungen aus London, Washington, Paris und Tel Aviv. In den meisten Städten war es ruhig. Auch Armee und Polizei waren hauptsächlich drinnen. Etienne Marteau kam und

setzte sich neben mich. Martin Lodge war nach London zurückgekehrt.

»Wie schätzen Sie unsere Chancen hier in Paris ein, Alex, realistisch?«, fragte Etienne.

»Etienne, ich habe keine Ahnung, was gespielt wird. Niemand. Vielleicht haben wir die Hauptzelle der Terroristen mit dem Zugriff gestoppt. Meiner Meinung nach führt alles, was geschehen ist, letztendlich zum heutigen Ultimatum. Ich glaube, der Wolf wusste, wie schwierig es sein würde, das alles zusammenzubringen. Irgendetwas ist ihm hier in Paris zugestoßen. Aber wir wissen nicht, was. Was kann ich sagen? Wir haben keine Zeit mehr. Wir sind im Arsch.«

Plötzlich setzte sich Etienne kerzengerade auf. »Mein Gott, das ist Präsident Debauney.«

88

Aramis Debauney, der französische Präsident, war etwa Mitte fünfzig und für diese Gelegenheit sehr gut angezogen, sehr förmlich. Er war ein kräftiger Mann mit straff nach hinten gekämmtem Silberhaar und einem bleistiftdünnen Schnurrbart. Außerdem trug er eine Brille mit Metallgestell. Er wirkte ruhig, während er rasch nach vorn schritt. Als er mit seiner Rede begann, hätte man eine Stecknadel fallen hören können.

»Wie Sie wissen, habe ich selbst viele Jahre in den Schützengräben und an vorderster Linie im Polizeidienst gekämpft. Deshalb wollte ich, dass Sie es von mir hören. Außerdem wollte ich in diesen letzten Minuten mit Ihnen zusammen sein, ehe das Ultimatum ausläuft.

Ich habe Neuigkeiten. Das Geld wurde aufgebracht. In Paris. In London, Washington und in Tel Aviv, mit der Hilfe vieler Freunde Israels in der ganzen Welt. Die Gesamtsumme wird in dreieinhalb Minuten übergeben werden, ungefähr fünf Minuten, ehe das Ultimatum ausläuft.

Ich möchte allen Anwesenden danken und allen, an deren Stelle Sie hier sind, für zahllose Stunden harter Arbeit, für persönliche Opfer, die eigentlich unzumutbar waren, für die heroischen Bemühungen und die unglaubliche Tapferkeit so vieler. Wir haben unser Bestes gegeben und – was am wichtigsten ist: Wir werden diese Krise überleben. Letztendlich werden wir diese Dreckskerle erwischen – alle. Wir werden auch den Wolf zur Strecke bringen, den Unmenschlichsten von allen.«

An der Wand hinter dem Präsidenten hing eine goldene

Empire-Uhr. Aller Augen hingen wie gebannt auf ihr. Nichts anderes wäre möglich gewesen.

Um fünf Minuten vor sechs, Pariser Zeit, sagte Präsident Debauney: »Jetzt wird das Geld transferiert. In wenigen Sekunden ist das erledigt ... *So, jetzt ist es erledigt.* Das dürfte vorbei sein, und wir haben es überstanden. Glückwunsch und herzlichen Dank.«

Es folgte ein hörbares erleichtertes Ausatmen. Dann Lächeln und Händeschütteln. Manche umarmten sich.

Dennoch warteten wir weiter. Es war wie ein Reflex.

Wir warteten auf ein Wort vom Wolf.

Auf Meldungen aus den anderen Zielstädten: Washington, London, Tel Aviv.

Die letzten sechzig Sekunden vor Ablauf des Ultimatums waren unendlich spannungsgeladen und dramatisch, obwohl das Lösegeld gezahlt worden war. Ich konnte nur den Sekundenzeiger der Uhr beobachten. Schließlich betete ich für meine Familie, für die Menschen in allen vier Städten und für die Welt, in der wir lebten.

Dann war es in Paris und London sechs Uhr. In Washington zwölf und in Tel Aviv sieben.

Das Ultimatum war abgelaufen. Aber was hieß das nun? Waren wir wirklich sicher?

Auf den Monitoren sah man keine signifikanten Veränderungen. Keine Explosionen. Alles Live-Übertragungen. Nichts.

Und kein Anruf vom Wolf.

Zwei weitere Minuten verstrichen.

Zehn Minuten.

Und dann erschütterte eine gewaltige Explosion den Raum – und die Welt.

Teil Fünf

Erlöse uns von dem Bösen

89

Die Bombe, oder Bomben, waren keine Atombomben, aber kraftvoll genug, um großen Schaden anzurichten. Sie explodierte im Ersten Arrondissement, in der Nähe des Louvre. Der gesamte Bezirk, ein Labyrinth aus schmalen Straßen und Sackgassen war nahezu dem Erdboden gleichgemacht. Etwa tausend Menschen starben sofort oder zumindest innerhalb weniger Sekunden. Die schrecklichen Mehrfachexplosionen waren in ganz Paris zu hören und zu spüren.

Der Louvre wurde nur geringfügig beschädigt, aber die drei Block umspannende Gegend mit der Rue de Marengo, der Rue l'Oratoire und der Rue Bailleul war fast völlig zerstört. Ebenso eine in der Nähe befindliche Brücke – eine kleine –, welche die Seine überspannte.

Eine Brücke. Wieder eine Brücke. Diesmal in Paris.

Vom Wolf kein erklärendes Wort. Er übernahm nicht die Verantwortung für diese böswillige Wahnsinnstat, aber er bestritt sie sicher auch nicht.

Er brauchte ja seine Taten nicht zu erklären. Schließlich hielt er sich für Gott.

Es gibt andere überaus arrogante Menschen, die innerhalb unserer Regierung in Washington tätig sind oder in den nationalen Medien. Sie glauben, sie könnten präzise voraussagen, was in der Zukunft geschehen wird, weil sie wissen – zumindest sind sie überzeugt, das zu wissen –, was in der Vergangenheit geschehen ist. Ich vermute, das trifft ebenso auf Paris, London, Tel Aviv und die ganze Welt zu: Alle diese Menschen sind im Grund intelligent, vielleicht

sogar wohlmeinend, wenn sie verkünden: »Das könnte nie passieren.« Oder: »So dürfte es in der realen Welt ablaufen.« Als ob sie es tatsächlich wüssten. Aber sie wissen es nicht. Niemand weiß es.

Heutzutage kann niemand mehr Wetten auf irgendwas abschließen. Alles kann passieren. Und früher oder später wird es auch passieren. Als eine Spezies scheinen wir keineswegs gescheiter zu werden, nur verrückter und wahnwitziger. Oder zumindest sehr viel gefährlicher. Unerträglich gefährlicher.

Aber möglicherweise war das nur meine Stimmung auf dem Rückflug von Paris. Schließlich hatte sich dort eine grauenvolle Tragödie ereignet. Der Wolf hatte gewonnen, wenn man das, was er tat, als Sieg bezeichnen konnte. Und es war nicht einmal ein knapper Sieg gewesen.

Ein machtbesessener Russe hatte sich anscheinend die Taktiken des Terrorismus zu Eigen gemacht. Er war uns überlegen – organisierter, verschlagener und weitaus brutaler, wenn er Ergebnisse brauchte. Ich konnte mich nicht erinnern, wann wir in unserem Kampf gegen den Wolf und seine Truppen zum letzten Mal einen Sieg errungen hatten. Er war zu gerissen. Ich betete inständig, dass jetzt alles vorbei sein möge. Konnte das sein? Oder war es nur wieder eine Ruhe vor dem nächsten Sturm? Ich vermochte den Gedanken an diese furchtbare Möglichkeit nicht zu ertragen.

Am Donnerstag traf ich kurz vor drei Uhr nachmittags daheim ein. Die Kinder waren zurück. Nana hatte die Fifth Street nie verlassen. Ich bestand darauf, das Abendessen selbst zu kochen. Davon ließ ich mich durch kein Nein abbringen. Genau das brauchte ich: ein gutes Essen kochen,

mit Nana und den Kindern plaudern – über alles Mögliche und viele Umarmungen. Und kein einziges Wort über die Geschehnisse in Paris oder über den Wolf oder irgendwelche Polizeiarbeit.

Ich bereitete ein französisches Mahl à la Alex Cross zu und sprach sogar während der Vorbereitungen mit Damon und Jannie Französisch. Jannie deckte mit Nanas Silberbesteck den Tisch, dazu Stoffservietten und das Spitzentischtuch, das wir nur für besondere Gelegenheiten benutzten. Das Essen? *Langoustines roties brunoises de papaye poivrons et signons doux* – Garnelen mit Papaya, Paprika und Zwiebeln. Als Hauptgericht hatten wir Hühnchen in süßer Rotweinsoße. Dazu tranken wir ein kleines Gläschen Wein, einen köstlichen Minervois. Wir aßen mit Begeisterung.

Aber zum Nachtisch gab es Brownies mit Eis. Schließlich war ich wieder in Amerika.

Ich war zu Hause. Gott sei Dank!

90

Wieder daheim! Wieder daheim! Am nächsten Tag ging ich nicht zur Arbeit, und die Kinder schwänzten die Schule. Alle waren höchst zufrieden, sogar Nana Mama hatte uns zum Schwänzen ermutigt. Ich rief ein paar Mal Jamilla an. Mit ihr zu sprechen, half mir – wie immer –, trotzdem schien etwas zwischen uns zu stehen.

An unserem »Schwänztag« machte ich mit den Kindern einen Tagesausflug nach St. Michaels, Maryland, das an der Chesapeake Bay liegt. Der kleine Küstenort hatte einen ganz eigenen Charme: eine belebte Marina, mehrere kleinere Gasthäuser mit Schaukelstühlen auf der vorderen Veranda, sogar einen Leuchtturm. Im Chesapeake Bay Maritime Museum hatten wir Gelegenheit, echte Bootsbauer bei der Restaurierung eines alten Fischkutters zu beobachten. Wir hatten das Gefühl, zurück ins neunzehnte Jahrhundert versetzt zu sein. Keine unangenehme Vorstellung.

Nach dem Lunch im Crab Claw Restaurant gingen wir an Bord eines Hochseefischkutters. Nana Mama hatte ihre Schulklassen im Laufe der Jahre oft hergebracht, doch heute hatte sie lieber daheim bleiben wollen, weil sie angeblich zu viel Arbeit im Haus habe. Ich hoffte nur, dass sie sich wirklich wohl fühlte. Jetzt erinnerte ich mich daran, was sie ihren Schülern auf diesen Ausflügen erzählt hatte. Deshalb übernahm ich heute ihre Rolle, sozusagen als Gastredner.

»Jannie und Damon, das hier ist die letzte Flotte von Hochseefischereibooten, die ausschließlich von Hand betrieben werden. Kein Segelsetzen auf Knopfdruck, alle Arbeiten mit den Tauen und Blöcken machen die Männer

selbst. Deshalb nennt man diese Fischer auch Wassermänner«, erklärte ich wie Nana in früheren Jahren ihren Schülern.

Dann segelten wir auf der Mary Merchant zweieinhalb Stunden in die Vergangenheit.

Der Kapitän und sein Maat zeigten uns, wie man ein Segel setzt. Schon bald hatten wir eine Brise eingefangen und zischten dahin. Die Wellen schlugen rhythmisch gegen den Schiffsrumph. Was für ein Nachmittag! Wir spähten zum zwanzig Meter hohen Mast hinauf, der aus einem Baumstamm gefertigt worden war, der aus Oregon stammte. Der Geruch der Salzluft, der des Leinsamenöls und den Resten von Austernschalen! Die Nähe mit meinen beiden ältesten Kindern, der Blick von Liebe und Vertrauen in ihren Augen – jedenfalls meistens.

Wir kamen an Fichtenwäldern vorbei und Feldern, wo Pächter Mais und Sojabohnen züchteten, an großen weißen Herrensitzen mit Säulen, welche einst Plantagen gewesen waren. Ich hatte fast das Gefühl, in einem anderen Jahrhundert zu sein. Es war eine herrliche Ruhepause, die ich dringend nötig hatte. Nur selten wanderten meine Gedanken zu meiner Arbeit. Ich verscheuchte sie sehr schnell.

Ich hörte nur mit halbem Ohr, wie der Kapitän erklärte, dass »nur Boote unter Segeln« Austern mit Schleppnetzen einholen können. Allerdings gestattete man zweimal pro Woche Besankuttern mit Motor, auf die Bucht hinauszufahren. Ich nehme an, das war eine clevere Lösung, um den Wassermännern Arbeit zu lassen, gleichzeitig aber um den Austernbestand zu schützen.

Was für ein wunderbarer Tag – als das Boot nach Steuer-

bord krängte, das Hauptsegel sich prall füllte, der Klüver knatterte, blickten Jannie, Damon und ich in die sinkende Sonne. Und uns wurde – zumindest für einen kurzen Moment – bewusst, dass eigentlich das Leben so sein sollte und man derartige Momente hochschätzen und festhalten musste.

»Der schönste Tag meines Lebens«, sagte Jannie. »Und ich übertreibe nur ein klitzekleines bisschen.«

»Gilt auch für mich«, sagte ich. »Und ich übertreibe überhaupt nicht.«

Als wir am frühen Abend heimkehrten, parkte ein alter verbeulter weißer Van vor dem Haus. Ich erkannte sofort das leuchtend grüne Logo auf der Tür: HÄUSLICHER GESUNDHEITSDIENST. Was hatte das zu bedeuten? Warum war Dr. Coles hier?

Plötzlich war ich nervös. War Nana etwas zugestoßen, während ich mit den Kindern weg war? In letzter Zeit musste ich immer öfter an ihren schwachen Gesundheitszustand denken. Es war eine Tatsache, dass sie inzwischen Mitte achtzig war, obwohl sie ihr genaues Alter nicht preisgeben wollte, lieber *log* sie. Ich stieg schnell aus und lief vor den Kindern die Treppenstufen hinauf.

»Ich bin hier mit Kayla«, rief Nana, als ich die Vordertür aufschloss. Damon und Jannie drängten sich neben mir hinein. »Wir halten nur ein Schwätzchen, Alex. Kein Grund zur Sorge. Lass dir Zeit.«

»Wer macht sich hier Sorgen?«, meinte ich leichthin und trat ins Wohnzimmer, wo die beiden gemütlich auf dem Sofa saßen und »ein Schwätzchen hielten«.

»Du, alter Schwarzseher. Du hast draußen den Wagen vom Gesundheitsdienst gesehen – und was hast du gedacht? *Krankheit*«, sagte Nana.

Sie und Kayla lachten fröhlich. Ich musste ebenfalls lächeln – über mich selbst. Ich protestierte schwach. »Nie im Leben.«

»Und warum bist du die Stufen raufgerannt, als würden deine Hosen in Flammen stehen? Ach, Alex, vergiss es.« Nana lachte wieder.

Dann winkte sie ab, als wolle sie unerwünschte negative Gedanken aus dem Raum verscheuchen. »Komm, setz dich für eine oder zwei Minuten zu uns. Erzähl uns alles. Wie war's in St. Michael? Hat es sich sehr verändert?«

»Nein, ich glaube, St. Michael ist noch ziemlich so wie vor hundert Jahren.«

»Und das ist gut so!«, erklärte Nana. »Ich danke Gott auch für kleine Gaben.«

Ich ging hinüber und küsste Kayla auf die Wange. Sie hatte Nana geholfen, als diese vor einiger Zeit krank gewesen war, und nun kam sie regelmäßig vorbei. Ich kannte Kayla schon aus meiner Jugend. Wir waren zusammen in dieser Nachbarschaft aufgewachsen. Sie war eine von uns, bis sie fortging und sich weiterbildete. Aber sie war zurückgekommen, um das Gute zurückzugeben. Das Projekt Häusliche Fürsorge brachte Ärzte in die Wohnungen der Kranken im Southeast. Kayla hatte es begründet und hielt es mit unglaublich harter Arbeit und zusätzlichem Spendensammeln in Gang.

»Du siehst gut aus«, sagte ich zu ihr. Die Worte platzten einfach heraus.

»Ja, ich habe ein paar Pfunde verloren, Alex«, sagte sie und zog eine Braue hoch. »Das kommt davon, weil ich so viel rumrenne. Ich bemühe mich, mein Gewicht zu halten, aber es wird von ganz allein weniger. Verdammt noch mal.«

Es war mir aufgefallen. Kayla war fast eins achtzig. Noch nie hatte sie so gut ausgesehen, so schlank und fit, nicht mal als Teenager. Doch immer schon hatte sie ein hübsches Gesicht und ein ausgesprochen freundliches Wesen gehabt.

»Außerdem ist es für die Leute ein gutes Beispiel«, sagte

sie. »Zu viele Menschen in dieser Gegend sind übergewichtig. Zu viele schlichtweg zu fett, selbst Kinder. Ich glaube, es liegt in den Genen.«

Dann lachte Kayla. »Außerdem muss ich zugeben, dass es mein gesellschaftliches Leben beflügelt hat, meine Ansicht über das Leben – und *überhaupt*.«

»Also, ich fand schon immer, dass du gut aussiehst«, sagte ich.

Kayla schaute Nana an und rollte mit den Augen. »Die Lüge geht ihm locker über die Lippen. Darin ist er wirklich gut.« Beide Frauen lachten wieder.

»Auf alle Fälle, danke für das Kompliment, Alex«, sagte Kayla. »Ich nehme es so, wie es gemeint war. Ich finde es nicht zu herablassend. Ach, du weißt schon, was ich meine.«

Ich hielt es für besser, das Thema zu wechseln. »Also, Nana geht es gut, und sie wird hundert?«

»Damit rechne ich«, antwortete Kayla.

Aber Nana verzog das Gesicht. »Warum willst du mich schon so früh loswerden?«, fragte sie. »Was habe ich getan, um das zu verdienen?«

Ich lachte. »Vielleicht weil du mir ständig auf die Nerven gehst. Das weißt du, oder?«

»Selbstverständlich weiß ich das«, sagte Nana. »Das ist meine Lebensaufgabe. Ich lebe doch nur, um dich zu quälen. Hast du das noch nicht gemerkt?«

Bei diesem Wortwechsel spürte ich, dass ich endlich wieder zu Hause war – zurück aus dem Krieg. Ich nahm Nana und Kayla mit in den Wintergarten und spielte ihnen »Ein Amerikaner aus Paris« vor. Das war ich noch vor kurzem gewesen. Jetzt war ich glücklich, zu Hause zu sein.

Gegen elf Uhr begleitete ich Kayla hinaus zu ihrem Van. Wir blieben noch kurz auf der Veranda stehen und unterhielten uns.

»Danke, dass du bei Nana vorbeigeschaut hast, um nach ihr zu sehen«, sagte ich.

»Du musst mir nicht danken«, sagte Kayla. »Das mache ich, weil ich es gern tue. Rein zufällig liebe ich deine Großmutter. Sogar sehr. Sie ist für mich wie ein Leuchtfeuer, meine Mentorin. Und das seit Jahren.«

Dann beugte Kayla sich vor und küsste mich. Ihre Lippen blieben einige Sekunden lang auf meinen. Als sie zurückwich, lachte sie. »Das wollte ich schon seit einer Ewigkeit tun.«

»Und?«, fragte ich, mehr als überrascht.

»Nun habe ich es getan, Alex. Interessant.«

»Interessant?«

»Jetzt muss ich los.«

Lachend lief Kayla zu ihrem Van.

Interessant!

92

Nach der wirklich dringend benötigten Erholungspause ging ich wieder zur Arbeit. Ich war nach wie vor dem Erpressungs-Terrorismus-Fall zugeteilt, um denjenigen zu jagen, der verantwortlich war und der das Geld hatte. Man erklärte mir, dass man mich ausgesucht habe, weil ich *gnadenlos* sei.

In gewisser Weise war ich froh, dass nicht alles vorbei war. Ich hatte natürlich weiter Kontakt mit mehreren Kollegen von diesem Fall: Martin Lodge in England, Sandy Greenberg bei Interpol, Etienne Marteau in Paris, aber ebenso mit der Polizei und den Geheimdiensten in Tel Aviv und Frankfurt. Jeder, mit dem ich sprach, hatte mögliche Hinweise, aber keiner hatte eine heiße Spur, nicht mal eine, die ich für lauwarm hielt. Der Wolf oder vielleicht Al Kaida oder sonst irgendwelche gerissenen Mörder liefen da draußen mit nahezu zwei Milliarden im Koffer frei herum. Unter anderem waren drei Straßenblöcke in Paris zerstört. Politische Gefangene waren freigelassen worden. Irgendwann mussten sie einen Fehler machen, wodurch wir sie finden oder zumindest feststellen konnten, wer diese Dreckskerle waren.

Am zweiten Tag stießen die Analytikerin Monnie Donnelley und ich auf etwas, das mir so interessant zu sein schien, dass ich den weiten Weg nach Lexington, Virginia, fuhr. Ich hielt vor einem modernen Haus mit zwei Etagen an, das an einer Seitenstraße stand, die Red Hawk Lane hieß. In der Auffahrt parkte ein Dodge Durango. Auf der nahen Koppel grasten zwei Pferde.

Joe Cahill öffnete mir die Haustür. Der ehemalige CIA-

Agent lächelte übers ganze Gesicht, so wie ich ihn aus früheren Besprechungen über den Wolf in Erinnerung hatte. Joe hatte mir am Telefon versichert, dass er mir bei den Ermittlungen über den Wolf liebend gern in jeder Weise helfen wolle. Er bat mich hinein. Im Arbeitszimmer warteten schon starker Kaffee und ein in der Konditorei gekaufter Sandkuchen auf uns. Von diesem Zimmer aus hatte man die Aussicht auf eine Weide, einen Teich und in der Ferne die Blue Ridge Mountains.

»Ich nehme an, Sie können sich denken, dass ich den Job vermisste«, sagte Joe. »Zumindest an manchen Tagen. Man kann nur ein gewisses Maß an Angeln und Jagen vertragen. Gehen Sie angeln, Alex? Oder auf die Jagd?«

»Ich war ein paar Mal mit den Kindern angeln«, antwortete ich. »Ich jage allerdings. Und jetzt möchte ich den Wolf erlegen. Aber ich brauche Ihre Hilfe, Joe. Ich muss noch mal einige alten Unterlagen durchgehen. Etwas ist aufgetaucht.«

93

»In Ordnung, Sie wollen noch mal über ihn reden und wissen, wie wir den Wolf aus Russland rausgeholt haben? Was nach seiner Ankunft in Amerika passiert ist? Wie er danach verschwunden ist? Das ist eine traurige, aber bestens dokumentierte Geschichte, Alex. Sie haben die Akten gesehen. Das weiß ich. Beinahe hätte es mich meine Karriere gekostet.«

»Joe, ich begreife nicht, dass niemand weiß, wo er steckt, wie er aussieht, seinen richtigen Namen kennt. Diesen Scheiß muss ich mir seit über einem Jahr anhören. Aber das kann doch nicht sein. Wie können wir mit England zusammenarbeiten, um einen wichtigen KGB-Mann herauszuholen, ohne zu wissen, wer er ist? Irgendwas Schlimmes ist in Paris geschehen – aber keiner weiß was. Wie ist das möglich? Was übersehe ich? Was haben alle bisher übersehen?«

Joe Cahill hielt seine großen Pranken hoch, mit der Handfläche nach oben. »Schauen Sie, ich verfüge auch nicht über alle Stücke des Puzzles. Wenn ich es recht verstanden habe, hat er verdeckt gearbeitet, als er in Russland war. Angeblich war er ein junger, extrem gerissener Agent. Das würde bedeuten, dass er Anfang vierzig sein dürfte. Aber ich habe auch Berichte gelesen, wonach er Ende fünfzig oder Anfang sechzig sein soll. Als er überlief, war er angeblich beim KGB ein ziemlich hohes Tier. Ferner habe ich gehört, dass der Wolf eine Frau sein soll. Ich glaube, er verbreitet diese Gerüchte selbst. Ich bin fast sicher, dass er das tut.«

»Joe, Sie und Ihr alter Partner waren seine Kontrolleure, nachdem er herkam.«

»Unser Boss war Tom Weir, der damals noch nicht Direktor war. Das eigentliche Team bestand aus drei anderen Männern: Maddock, Boykin und Graebner. Vielleicht sollten Sie mit denen zusätzlich sprechen.«

Cahill erhob sich aus seinem Sessel und öffnete die Tür, die auf eine gepflasterte Terrasse führte. Eine kühle Brise strömte ins Zimmer.

»Ich habe ihn nie getroffen, Alex. Genauso wenig mein Partner, Corky Hancock, oder der Rest des Teams: Jay, Sam, Clark. So war es von Anfang an festgelegt. So lautete der Deal, den er ausgehandelt hatte, ehe er Russland verließ. Er würde uns beim Zerschlagen des alten KGBs helfen, Namen dort und hier in den USA nennen. Aber niemand dürfe ihn sehen. Glauben Sie mir, er lieferte Namen und Informationen, die halfen, das Reich des Bösen zu zerstören.«

Ich nickte. »Stimmt, er hält seine Versprechen. Aber jetzt läuft er frei herum und hat sein eigenes Verbrechernetz aufgebaut – und noch viel mehr.«

Cahill biss vom Kuchenstück ab und mummelte mit vollem Mund: »Ja, offenbar hat er das gemacht. Selbstverständlich hatten wir keine Ahnung, dass er sich zu einem solchen Schurken entwickeln würde. Auch die Briten nicht. Vielleicht Tom Weir. Das weiß ich nicht.«

Ich brauchte frische Luft und ging zur offenen Terrassentür. Pferde standen hinter einem weißen Holzzaun im Schatten alter Eichen. Ich drehte mich um und fixierte Joe Cahill.

»Okay, Sie können mir also beim Wolf nicht helfen. Wo bei *können* Sie mir helfen, Joe?«

Cahill runzelte die Stirn und schaute nachdenklich drein.

»Ich fürchte, ich bin keine große Hilfe, Alex. Ich bin jetzt ein alter Ackergaul, der nicht mehr viel taugt. Der Kuchen schmeckt gut, oder?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, nicht besonders, Joe. Glauben Sie mir, was man im Geschäft kaufen kann, schmeckt nie so gut wie selbst gebacken.«

Cahill machte ein langes Gesicht, grinste dann jedoch. Aber seine Augen lächelten nicht. »Aha, jetzt werden wir wohl ehrlich. Warum zum Teufel sind Sie hier? Worum geht es eigentlich? Reden Sie mit Onkel Joe. Was ist los? Ich blicke irgendwie nicht durch. Das Ganze ist mir zu nebulös.«

Ich trat zurück ins Arbeitszimmer. »Nun, alles dreht sich um den Wolf, Joe. Meiner Meinung nach können Sie und Ihr alter Partner uns sehr wohl helfen – obwohl Sie ihn nie persönlich gesehen haben. Außerdem bin ich nicht sicher, dass Sie ihn tatsächlich nicht gesehen haben.«

Cahill hob frustriert die Hände. »Alex, das ist doch alles verrückt. Ich habe das Gefühl, dass wir uns im Kreis drehen. Ich bin zu alt für diese Scheiße.«

»Ja, zugegeben, die letzten Wochen waren für alle sehr hart. Vieles ist verrückt gelaufen. Sie wissen ja nicht mal die Hälfte.« Ich hatte die Schnauze voll von »Onkel« Joe Cahills Scheiße. Ich zeigte ihm ein Foto.

»Sehen Sie sich das gut an. Das ist die Frau, die den Direktor der CIA Weir im Hoover Building ermordet hat.«

Cahill schüttelte den Kopf. »Okay, und?«

»Sie heißt Nikki Williams und war früher in der Armee. Eine Zeit lang hat sie als Söldnerin gearbeitet. Eine hervorragende Scharfschützin. Jede Menge private Verträge in ihrem Lebenslauf. Ich weiß, was Sie sagen wollen, Joe – *na und?*«

»Ja. Na und?«

»Sie hat auch mal für Sie und Ihren Partner Hancock gearbeitet. Ihre Dienststelle hat uns Einblick in Ihre Akten gegeben, Joe. Das ist die neue Ära der Kooperation. Und jetzt kommt der Hammer: *Ich glaube, dass Sie sie angeheuert haben, um Weir zu ermorden.*

Möglicherweise über Geoffrey Shafer, aber Sie waren involviert. Ich bin überzeugt, dass Sie für den Wolf arbeiten. Vielleicht haben Sie das schon immer getan – vielleicht gehörte das ebenfalls zu seinem Deal.«

»Sie haben den Verstand verloren und liegen total falsch!« Joe Cahill stand auf und wischte sich Krümel von der Hose. »Und noch etwas: Ich glaube, es ist besser, wenn Sie jetzt mein Haus verlassen. Es tut mir verdammt Leid, dass ich Sie reingelassen habe. Unser kleines Gespräch ist hiermit beendet.«

»Nein, Joe«, widersprach ich. »Es hat gerade erst begonnen.«

94

Ich tätigte einen Anruf mit meinem Handy. Wenige Minuten danach stürmten Agenten aus Langley und Quantico Joe Cahills Grundstück und nahmen ihn fest. Sie legten ihm Handschellen an und holten ihn aus seinem hübschen friedlichen Haus auf dem Land heraus.

Jetzt hatten wir einen guten Hinweis, eventuell sogar einen entscheidenden.

Joe Cahill wurde in ein sicheres Haus der CIA gebracht, irgendwo in den Alleghenies. Haus und Grundstück wirkten völlig unauffällig. Ein zweigeschossiges Farmhaus, inmitten von Obstbäumen und Weinstöcken, der Eingang von Glyzinien dicht umrankt. Für Onkel Joe war das Haus allerdings *nicht* sicher.

Man ließ den ehemaligen Agenten für einige Stunden geknebelt und gefesselt allein in einem kleinen Raum.

Er sollte über seine Zukunft nachdenken – und seine Vergangenheit.

Ein CIA-Arzt kam. Ein großer Mann mit Bauch, etwa Ende dreißig, mit Pferdegebiss, typisch WASP (weiß, angelsächsischer Herkunft und Protestant). Er hieß Jay O'Connell. Er sagte uns, dass er über ein Test-Wahrheits-Serum verfüge und dass man erlaubt habe, es bei Cahill anzuwenden. O'Connell berichtete, dass unterschiedliche Versionen dieses Mittels in mehreren Gefängnissen an Terroristen verwendet würden.

»Es ist ein Barbiturat, wie Natrium Amytal und Brevital«, erklärte er. »Die Person wird sich plötzlich wie angetrunken fühlen, Sinneswahrnehmungen sind geschwächt. Danach

vermag sie sich nicht mehr gegen hartnäckige Fragen zu wehren. Zumindest hoffen wir das. Jeder Mensch reagiert anders. Wir werden sehen, wie es mit diesem Kerl läuft. Er ist älter, daher bin ich ziemlich zuversichtlich, dass wir ihn knacken.«

»Was ist das Schlimmste, womit wir rechnen müssen?«, fragte ich O'Connell.

»Herzstillstand. Nein, zum Teufel, das ist ein Scherz. Na ja, vielleicht auch nicht.«

Früh am Morgen wurde Joe Cahill aus dem kleinen Raum in einen größeren im Keller geschafft, der keine Fenster hatte. Augenbinde und Knebel wurden entfernt, nicht aber die Handschellen. Wir setzten ihn auf einen Stuhl mit gerader Lehne.

Cahill blinzelte, ehe er erkennen konnte, wo er war und wer außer ihm im Raum war.

»Desorientierungsmethode. Dieser Trick funktioniert nicht bei mir«, sagte er. »Völliger Blödsinn. Absoluter Scheißdreck.«

»Ja, das sehen wir genauso«, sagte Dr. O'Connell und wandte sich an einen Agenten, an Larry Ladove. »Rollen Sie trotzdem mal den Ärmel für mich hoch. So. Das gibt einen kleinen Pieks, dann ein leichtes Brennen. Danach werden Sie gerne alles Wissenswerte ausspucken.«

95

Die nächsten dreieinhalb Stunden sprach Cahill leicht undeutlich und mit so schwerer Zunge wie ein Mann, der ein halbes Dutzend Drinks oder ein paar mehr hatte, aber weitertrinken konnte.

»Ich weiß genau, was ihr macht«, sagte Onkel Joe und zeigte uns dreien den Stinkefinger.

»Das wissen wir allerdings«, erklärte der CIA-Agent Ladove.
»Und auch, was Sie getan haben.«

»Hab überhaupt nichts getan. Unschuldig, bis zum Beweis der Schuld. Außerdem – wenn ihr so viel wisst, warum quatschen wir dann hier noch?«

»Joe, wo ist der Wolf?«, fragte ich ihn. »In welchem Land? Geben Sie uns etwas.«

»Keine Ahnung«, sagte Cahill und lachte, als hätte er einen Witz gemacht. »Die ganzen Jahre – keine Ahnung. Ich weiß es nicht.«

»Aber Sie sind ihm doch begegnet«, sagte ich.

»Hab ihn nie gesehen. Nich' ein einziges Mal. Nich' mal am Anfang. Sehr schlau. Gerissen. Vielleicht paranoid. Aber lässt keinen Trick aus. Vielleicht hat Interpol ihn auf dem Transport gesehen. Vielleicht Tom Weir? Oder die Briten. Die hatten ihn eine Zeit lang, ehe wir ihn gekriegt haben.« Wir hatten uns bereits in London erkundigt, aber die hatten über seine Flucht nichts, was uns weiterhelfen konnte. Und in Paris war nichts über einen Fehler bekannt.

»Wie lang haben Sie mit ihm gearbeitet?«, fragte ich Cahill.

Er blickte zur Decke, als stünde die Antwort dort. »Für

ihn gearbeitet meinen Sie?«

»Ja, wie lang?«

»Lange. Hab schon am Anfang des Spiels mitgemacht. Mein Gott, vor ewigen Zeiten.« Cahill fing wieder an zu lachen. »Viele von uns – CIA, FBI, DEA. Hat er jedenfalls behauptet. *Ich* habe ihm geglaubt.«

»Er hat Befehl gegeben, Tom Weir zu töten«, sagte ich.

»Das haben Sie uns schon gestanden.« Hatte er nicht.

»Okay«, sagte er. »Na und? Dann habe ich das eben gesagt. Was soll der Scheiß?«

»Weshalb ließ er Tom Weir ermorden?«, fuhr ich fort.

»Warum Weir? Was hat sich zwischen den beiden abgespielt?«

»So funktioniert das nicht. Man bekommt nur den *eigenen* Job zugeteilt. Man sieht nie den Gesamtplan. Aber da war was zwischen ihm und Weir – böses Blut.

Wie auch immer – auf keinen Fall hat er mich jemals persönlich kontaktiert. Immer meinen Partner. Immer Hancock. Der hat auch den Wolf aus Russland rausgeholt. Corky, die Deutschen und die Briten. Aber das habe ich euch ja schon gesagt, oder?« Cahill zwinkerte uns zu. »Das Zeug ist gut. Wahrheitsserum. Sauft den Traubensaft allein, Jungs.« Er schielte zu O'Connell. »Du auch, Dr. Mengele. Sauft den Scheißsaft. Die Wahrheit wird euch frei machen.«

96

Hatten wir aus Joe Cahill die Wahrheit herausbekommen? War bei seinem durch Drogen beeinflussten Gelaber irgendetwas Brauchbares?

Corky Hancock? Die Deutschen?

Die Briten? Thomas Weir?

Jemand musste etwas über den Wolf wissen. Wer er war. Wo er war. Und womöglich, was er als Nächstes plante.

Ich war wieder unterwegs, auf der Jagd nach dem Wolf. Joe Cahills Partner war ins Zentrum der Idaho Rockies gezogen, nachdem er sich frühpensionieren ließ. Er lebte außerhalb von Hailey im Wood River Valley, ungefähr ein Dutzend Meilen südlich von Sun Valley. Kein schlechtes Leben für einen ehemaligen Geheimdienstler.

Als wir vom Flughafen nach Hailey fuhren, kamen wir durch die »Hochwüste«, wie es der Fahrer vom FBI nannte. Hancock war wie Joe Cahill offensichtlich ein Angler und Jäger. In der Nähe lag Silver Creek Naturschutzgebiet, ein weltberühmtes Paradies für Angler.

»Wir werden Hancock nicht einfach so überfallen, sondern erst mal observieren. Mal sehen, was er so treibt. Im Moment ist er irgendwo in den Bergen auf der Jagd. Wir fahren an seinem Haus vorbei, damit Sie es sich anschauen können«, sagte der örtliche Agent, ein junger Türke, der Ned Rust hieß. »Nebenbei bemerkt: Hancock ist ein hervorragender Gewehrschütze.«

Wir fuhren hinauf in die Berge, wo einige Häuser auf Grundstücken standen, die wohl zwei bis vier Hektar groß waren. Manche Häuser hatten einen äußerst gepflegten Rasen, dessen unnatürlich wirkendes Grün zu den aschgrauen

Bergen einen eigenartigen Kontrast bildete, die selbstverständlich *von Natur aus* so waren.

»In letzter Zeit hatten wir in dieser Gegend mehrere Lawinen«, erklärte Rust auf der Fahrt. Er war voll gepfropft mit Informationen. »Vielleicht sehen wir Wildpferde. Oder Bruce Willis. Demi und Ashton und die Kinder. Sehen Sie, da vorn – das ist Hancocks Haus. Außen alles aus Bachsteinen. Das ist in der Gegend sehr beliebt. Ein ziemlich großes Haus für einen pensionierten Agenten ohne Familie.«

»Wahrscheinlich hat er ein bisschen Geld gespart, um den Ruhestand zu genießen«, meinte ich.

Das Haus war in der Tat groß und hatte in drei Richtungen einen herrlichen Blick. Eine freistehende Scheune war größer als mein Haus. In der Nähe weideten Pferde. Aber kein Corky Hancock. Er war ja auf der Jagd.

Nun – ich ebenfalls.

In den nächsten Tag passierte in Hailey nichts. Der Leiter der Operation, William Koch, brachte mich auf den neuesten Stand. Die CIA hatte einen Spitznamen aus Washington hergeschickt: Bridget Rooney. Hancock kehrte von seinem Jagdausflug zurück, und wir beobachteten jeden seiner Schritte. Statische Observation wurde von einer Sondereinheit durchgeführt, die aus Quantico eingeflogen worden war. Jedes Mal, wenn Hancock das Haus verließ, stand ein mobiles Team zur Verfügung. Wir nahmen ihn sehr ernst. Schließlich tobte irgendwo da draußen der Wolf rum mit fast zwei Milliarden Dollar in der Tasche.

Eventuell hatten wir jetzt endlich eine Möglichkeit, ihn aufzuspüren: der CIA-Agent, der ihn aus Russland herausgebracht hatte. Und vielleicht stand alles zu dem in Verbin-

dung, was sich zwischen dem Wolf und Thomas Weir ereignet hatte.

Der Fehler in Paris.

97

In dieser Nacht passierte gar nichts. Auch nicht in der nächsten oder übernächsten.

Am Freitag bekam ich die Erlaubnis, nach Seattle zu fliegen und meinen Sohn zu besuchen. Ich rief Christine an. Sie meinte, das sei in Ordnung und dass Alex sich freuen würde, mich zu sehen – und sie ebenfalls. Mir fiel auf, dass der harte Unterton aus ihrer Stimme verschwunden war, wenn wir uns jetzt unterhielten. Zuweilen konnte ich mich sogar daran erinnern, wie schön unsere Beziehung gewesen war. Aber ich war nicht sicher, ob das gut war.

Ich kam vormittags vor ihrem Haus an. Wieder war ich von der Wärme und dem Charme ihres Hauses beeindruckt. Haus und Garten waren wie Christine: gemütlich und hell, mit dem vertrauten weißen Zaun und dem passenden Geländer neben der Steintreppe, die zur Eingangstür führte. Rosmarin, Thymian und Minze gediehen im Kräutergarten. Alles war wunderschön.

Christine öffnete auf mein Klingeln. Sie hatte Alex auf dem Arm. Obwohl ich es nicht wollte, musste ich daran denken, wie es hätte werden können, wenn ich nicht Polizist beim Morddezernat gewesen wäre und mein gefährlicher Beruf als Detective uns beide so heftig aus der Bahn geworfen hätte.

Ich war überrascht, dass sie daheim war. Das las sie wohl in meinen Augen.

»Ich werde dich nicht beißen, Alex. Das verspreche ich. Ich habe Alex von der Vorschule abgeholt, damit ihr zusammen sein könnt«, sagte sie. Dann reichte sie mir den Jungen. Ab da war er das Einzige, woran ich denken wollte.

»Hallo, Dada«, sagte er und lächelte scheu. So ist er immer am Anfang. Ich lächelte zurück. Eine Frau, die ich in Washington kenne, nennt mich einen »Heiligen«, und sie meint das nicht als Kompliment. Ich bin keiner, nicht mal annähernd. Aber ich habe gelernt, mich zu bemühen, das Beste aus einer Situation zu machen. Ich nehme an, Christine ist das nicht gelungen, »Du bist ja so ein großer Junge«, sagte ich und tat völlig verblüfft. Ich war stolz und liebte meinen Sohn. »Wie ah bist du jetzt? Sechs? Acht? Zwölf Jahre alt?«, fragte ich.

»Ich bin zwei, beinahe drei«, sagte er und lachte über meinen Scherz. Er versteht mich, jedenfalls sieht es so aus.

»Er hat schon den ganzen Morgen davon geredet, dass er dich heute sieht, Alex. Pausenlos hat er gesagt: ›Heute Daddy-Tag‹«, sagte Christine. »Amüsiert euch gut, ihr beiden.« Dann verblüffte sie mich. Sie beugte sich vor und küsste mich auf die Wange. Das haute mich um. Ich mag ja vorsichtig sein, vielleicht sogar unter leichtem Verfolgungswahn leiden, aber ich bin nicht immun. Erst Kayla Coles – und jetzt Christine. Womöglich sah ich so aus, als hätte ich Streicheleinheiten dringend nötig. Das war es wohl.

Alex und ich amüsierten uns in der Tat. Ich tat so, als sei Seattle meine Heimatstadt. Zuerst fuhren wir in den Stadtteil Fremont, wo ich vor einigen Jahren einen pensionierten Kollegen besucht hatte. Fremont war voll von alten Häusern, eleganten Geschäften für Kleidung und Möbel. Es hatte einen besonderen Charakter, wenn man dieses Wort auf Architektur und Stil anwenden kann. Viele Menschen denken so, ich war da nicht so sicher.

Klein Alex und ich gönnten uns dort in der Touchstone Bäckerei ein weiches Brötchen mit Butter und Brombeer-Marmelade. Dann machten wir einen Spaziergang und sahen uns ganz genau die sechzehn Meter fünfzig hohe Rakete an, die an ein Geschäft angebaut war. Dann kaufte ich Alex einen bunten Drachen, und wir ließen ihn probeweise im Gas Works Park steigen. Von dort aus hatte man einen herrlichen Blick auf den Lake Union und das Zentrum von Seattle. Seattle hat sehr viele Grünanlagen. Das ist ein Grund, weshalb ich die Stadt so mag. Ich fragte mich, ob ich je hier leben könnte. Dann stellte ich mir vor, dass das durchaus möglich wäre. Warum dachte ich darüber nach? Weil Christine mir ein Küsschen auf die Wange gegeben hatte? War ich so ausgehungert nach Liebe? Wie erbärmlich.

Wir gingen weiter auf Erkundungstour. Wir bestaunten im Sculpture Garden den Fremont Troll, eine riesige Statue, die mich an Joe Cocker erinnerte, der einen VW-Käfer in einer Hand hielt. Schließlich aßen wir ziemlich spät zu Mittag – selbstverständlich rein biologisch. Gemüsesalat und ein Ezekiel-Brot mit Erdnussbutter und Marmelade. Man musste sich eben den Sitten und Gebräuchen der Einheimischen anpassen.

»Das Leben hier ist ziemlich gut, was, Kumpel?«, sagte ich, während wir uns voll stopften. »Ja, so ist es am besten, mein Kleiner.«

Alex junior nickte. Dann schaute er mich mit großen unschuldigen Augen an und fragte: »Wann kommst du nach Hause, Daddy?«

O Mannomann. Wann kam ich nach Hause?

98

Christine hatte mich gebeten, Alex vor sechs Uhr zurückzubringen. Ich hielt mein Versprechen. Ich bin ja verantwortungsbewusst. Typisch Alex Cross. Manchmal macht mich das verrückt. Sie wartete auf uns auf der Veranda, in einem blauen Kleid und Schuhen mit hohen Absätzen. Sie meisteerte die Situation hervorragend. Ich hatte allerdings nichts anderes von ihr erwartet. Als sie uns sah, lächelte sie uns warm an. Alex schrie: »Mami!«, rannte zu ihr und schmiegte sich an ihre langen Beine.

»Ihr seht aus, als hättet ihr Spaß gehabt«, sagte sie und streichelte dem Jungen den Kopf. »Das freut mich. Das habe ich gewusst. Alex, Daddy muss jetzt zurück nach Washington, wo er wohnt, und du und ich fahren zum Abendessen zu Theo.«

Die Augen meines kleinen Sohns füllten sich mit Tränen. »Ich will nicht, dass Daddy weggeht«, protestierte er.

»Ich weiß, aber er muss, Schätzchen. Daddy muss wieder arbeiten. Gib ihm noch einen Kuss. Er besucht uns wieder.«

»Ja, natürlich. Ich komme bald wieder«, sagte ich und fragte mich, wer Theo war. »Ich besuche dich ganz oft.«

Alex lief zu mir. Wie schön, ihn in den Armen zu halten. Am liebsten hätte ich ihn nie mehr losgelassen. Wie schön, zu spüren, wie sein kleines Herz klopfte. Ich wollte aber nicht, dass er den Trennungsschmerz fühlte – wie ich.

»Ich komme ganz bald wieder«, versprach ich noch einmal. »Sobald ich kann. Wachse nur nicht zu schnell, wenn ich nicht zuschauen kann.«

»Bitte, Daddy, geh nicht weg«, flüsterte der Kleine. »Bitte, nicht weggehen.«

Er wiederholte es, bis ich in meinem Mietwagen losfuhr. Ich winkte meinem Sohn zu. Er wurde kleiner und kleiner – bis er schließlich ganz verschwunden war, als ich um die Ecke fuhr. Ich spürte noch Alex' kleinen Körper, wie er sich an mich presste. Ich spürte ihn eine lange Weile noch.

99

Kurz vor acht Uhr abends saß ich allein in Seattle in der schummrigen Bar des Kingfish Cafés, das an der Nineteenth und Mercer Street liegt.

In Gedanken war ich bei meinem jüngsten Sohn – nein, bei allen meinen Kindern. Da tauchte endlich Jamilla auf.

Sie trug eine lange schwarze Lederjacke, eine dunkle Bluse, einen schwarzen Rock und lächelte strahlend, als sie mich an der Bar sitzen sah. Vielleicht sah ich für sie ebenso gut aus wie sie für mich. Vielleicht. Jamilla ist wirklich hübsch, aber sie scheint es nicht zu wissen. Ich hatte erwähnt, dass ich nach Seattle fliegen würde, und Jam hatte vorgeschlagen, ebenfalls herzufliegen und mit mir zu Abend zu essen.

Anfangs hatte ich es für keine gute Idee gehalten, aber das war falsch, völlig falsch. Jetzt war ich unglaublich glücklich, sie zu sehen, besonders nach dem Abschied von Alex.

»Du siehst gut aus, Schatz«, flüsterte sie mir ins Ohr. »Aber leicht angeschlagen. Du arbeitest zu viel. Die Kerze brennt zu schnell runter.«

»Ich fühle mich jetzt schon viel besser«, sagte ich grinsend. »Du siehst so gut aus, dass es für uns beide reicht.«

»Ach ja? Danke, dass du das gesagt hast. Glaube mir, ich hatte das Kompliment bitter nötig.«

Es stellte sich heraus, dass das Kingfish ein total demokratisches Restaurant war: keine Reservierung. Man führte uns aber gleich zu einem netten Tisch an der Wand. Wir bestellten etwas zu trinken und zu essen, aber hauptsächlich waren wir hier, um Händchen zu halten und über alles zu sprechen, was unser Leben betraf.

»Diese Sache mit Klein Alex ist für mich die schlimmste Folter«, sagte ich zu Jamilla beim Essen. »Es geht gegen alles, was ich bin und was ich von Nana gelernt habe. Es zerreißt mir das Herz, ihn hier zu lassen.«

Jamilla runzelte die Stirn und schien verärgert zu sein.
»Behandelt sie ihn nicht gut?«

»Nein, nein. Christine ist eine gute Mutter. Die Trennung bringt mich um. Ich liebe diesen kleinen Jungen und er fehlt mir jeden Tag, an dem ich ihn nicht sehe. Ich vermisste, wie er redet, geht, denkt, schlechte Witze erzählt und sich meine anhört. Wir sind Kumpel, Jam.«

»Und deshalb stürzt du dich so in deine Arbeit«, sagte Jamilla und schaute mir geradewegs in die Augen.

»Na ja.« Ich nickte. »Aber das ist eine ganz andere Geschichte. He, lass uns abhauen.«

»Was schwebt Ihnen vor, Agent Cross?«

»Nichts Illegales, Inspector Hughes.«

»Hmmm, wirklich? Schade.«

100

Sie kennen den Ausdruck: *Sich ein Zimmer nehmen?* Nun, ich hatte schon eins im Fairmont Olympic an der Universität, gegenüber vom Ranier Square. Ich konnte es kaum erwarten, dort hinzugehen. Wir beide nicht. Jamilla pfiff leise, als wir kurz nach zehn Uhr die beeindruckende Lobby betraten. Sie schaute zu der prächtig geschnitzten Holzdecke hinauf, die zwölf Meter hoch war. In dem großen, etwas überdekorierten Raum herrschte anrächtige Stille.

»Italienischer Renaissance-Stil, riesige antike Kandelaber, fünf Sterne, fünf Diamanten. Ich bin zutiefst beeindruckt«, sagte Jamilla und feixte. Wie gewohnt war ihr Enthusiasmus erfrischend.

»Ab und zu muss man sich mal was Gutes gönnen, weißt du.«

»Das hier ist ein echter Hochgenuss, Alex«, lobte Jamilla und gab mir schnell einen Kuss in der Lobby. »Ich bin so glücklich, dass du da bist. Und dass ich auch hier bin. Ich mag *uns beide* sehr.«

Es wurde noch schöner. Unser Zimmer lag im neunten Stock und bot alles, was wir brauchten: hell und luftig und ein Riesenbett. Wir konnten sogar auf die Elliott Bay mit Bainbridge Island in der Ferne schauen. Eine Fähre legte gerade unten ab. Alles hätte nicht besser sein können, wenn ich alle Details genau geplant hätte, was ich ja vielleicht – sehr vielleicht – getan hatte.

Auf dem Riesenbett lag eine grün-gold gestreifte Decke. Eine Tagesdecke oder eine Schlafdecke? Ich war nie ganz

sicher, was die beiden unterschied. Wir machten uns nicht die Mühe, das Ding, was immer es war, abzunehmen. Wir ließen uns drauffallen und lachten und redeten. Wir waren einfach glücklich, zusammen zu sein. Jetzt wurde uns klar, wie sehr wir einander vermisst hatten.

»Ich möchte es dir noch ein bisschen bequemer machen, Alex«, flüsterte Jam und zog mein Hemd aus der Hose. »Wie ist das? Besser?«

»Und ich tue das Gleiche für dich. Das ist schließlich nur fair, oder?«, meinte ich. »Wie du mir, so ich dir.«

»Ja, hervorragende Idee.«

Ich knöpfte Jamillas Bluse auf, während sie mein Hemd aufknöpfte. Wir hatten es beide nicht eilig. Wir waren zu klug, um alles zu überstürzen. Wir wollten es genießen, jedes Detail, jeden Knopf, den Stoff fühlen, die vor Erwartung prickelnde Haut zu berühren, die Mühe, Atem zu holen, die elektrischen Funken, alles Gute völlig auskosten, das uns diese Nacht bescherte.

»Du hast geübt«, flüsterte sie etwas atemlos. Das gefiel mir.

Ich lachte. »Allerdings, vor allem die Kunst der *Vorfreude*.«

»Zum Beispiel dieser Knopf?«, fragte sie.

»Herrlich.«

»Und der jetzt?«

»Ich weiß nicht, wie lang ich das aushalten kann, Jamilla. Ich meine das ernst.«

»Wir werden sehen. Ich meine das auch ernst.«

Nachdem Jamillas Bluse und mein Hemd offen waren, zogen wir uns beide langsam aus. Wir küssten, kitzelten,

kratzten und liebkosten uns – alles ganz langsam. Ihr Parfüm kannte ich: Calèche Eau Delicate. Sie wusste, dass ich diesen Duft mochte. Jamilla liebte es, wenn ich sie am ganzen Körper leicht kratzte. Deshalb tat ich das als Nächstes. Erst die Schultern, dann den Rücken, die Arme, ihr wunderschönes Gesicht, die langen Beine, die Füße und dann wieder die Beine hinauf.

»Du wirst warm ... noch wärmer«, seufzte sie und lachte kehlig.

Wir standen auf, hielten uns fest und wiegten uns hin und her. Schließlich zog ich ihr den Büstenhalter aus und umschloss ihre Brüste mit den Händen. »Wie ich schon sagte, lang halte ich es nicht mehr aus.«

Mir erging es ebenso. Ich war hart, so hart, dass es wehtat. Ich kniete mich auf den Orientteppich vor sie und küsste Jamilla auf ihre Weiblichkeit. Sie war stark und selbstsicher. Vielleicht kniete ich deshalb gern vor ihr. Aus Ehrfurcht? Aus Respekt? Etwas in dieser Richtung.

Schließlich schob ich mich nach oben. »Okay?«, flüsterte ich.

»Okay. Ich bin deine Sklavin. Du der Meister? Ein bisschen von beidem?«

Ich drang in Jamilla ein, während wir noch standen und uns auf der Stelle bewegten. Doch dann wechselten wir aufs Bett. Ich ging ganz in diesem Moment auf, ganz in Jamilla Hughes. Genau dort wollte ich sein. Sie stieß diese kleinen Seufzer aus, die ich so liebte.

»Du hast mir furchtbar gefehlt«, stöhnte ich leise. »Ich habe dein Lächeln vermisst, den Klang deiner Stimme – alles.«

»Dito«, sagte sie und bog sich mir entgegen.

Nach fünf oder zehn Minuten klingelte das Telefon auf dem Nachttisch.

Diesmal tat ich das einzig Richtige: Ich schubste das ver-dammte Ding auf den Boden und legte ein Kissen drauf. Wenn es der Wolf war, konnte er morgen wieder anrufen.

101

Am nächsten Morgen machte ich mich auf den Rückweg zu den Idaho Rockies. Jamilla und ich nahmen dasselbe Taxi zum Flughafen. Danach gingen wir an Bord verschiedener Flugzeuge, die in unterschiedliche Richtungen flogen. »Ein Riesenfehler und eine große Dummheit«, sagte Jamilla, ehe wir uns trennten. »Du solltest mit mir nach San Francisco fliegen. Du brauchst eine ausgedehnte Ruhepause.« Das wusste ich selbst.

Aber leider ging das nicht. Corky Hancock war die heißeste Spur, die wir hatten. Seine Observierung wurde verstärkt. Im Staat Idaho konnte Hancock keinen Schritt tun, ohne beobachtet zu werden – oder zumindest abgehört zu werden. Sein Haus wurde beschattet, die Umgebung und die freistehende Scheune. Wir hatten vier mobile Teams auf ihn angesetzt und vier weitere in Reserve. Seit ich nach Seattle geflogen war, hatte man noch Luftüberwachung hinzugefügt.

In Idaho nahm ich an einer Besprechung mit über zwei Dutzend Agenten teil. Die Besprechung fand in einem kleinen Kino in Sun Valley statt. Abends lief dort der Film *21 Grams* mit Sean Penn und Naomi Watts, tagsüber stand der Raum für andere Veranstaltungen zur Verfügung.

Senior Agent William Koch stand vor uns. Er war groß und hager, auf seine Art beeindruckend. Er trug ein Chambray-Hemd, Jeans, abgenutzte schwarze Cowboystiefel. Er spielte den örtlichen Provinzler hervorragend, doch war er alles andere als ein Trottel, und das machte er uns unmissverständlich klar. Auch seine CIA-Kollegin, Bridget

Rooney, eine selbstsichere, dunkelhaarige Frau, war blitzgescheit.

»Ich möchte mich kurz fassen. Entweder weiß Hancock, dass wir hier sind, oder er ist von Natur aus unglaublich vorsichtig«, sagte Koch. »Seit unserer Ankunft hat er mit niemandem gesprochen. Er war mehrmals online – e-bay für Angelruten, etliche Pornosites, eine Fantasy-Baseball-Liga. Er hat eine Freundin namens Coral Lee, die in der Nähe, in Ketchum lebt. Amerikanerin asiatischer Abstammung. Coral sieht wirklich super aus. Corky eindeutig *nicht*. Wir vermuteten, dass er sehr viel Geld für sie ausgibt. Das hat sich bestätigt. In diesem Jahr bis jetzt knapp zweihunderttausend. Reisen, Schmuck, einen dieser niedlichen Lexus-Cabrios, die Frauen so mögen.«

Koch machte eine Pause und ließ die Augen durch den Raum schweifen. »Das wär's im Großen und Ganzen. Allerdings wissen wir, dass Hancock mit dem Wolf in Verbindung steht und dass man ihm für seine Dienste eine Menge Geld gezahlt hat. Um punkt zwölf Uhr mittags werden wir uns selbst mal in seinem Haus umsehen. *So tired*«, schloss Agent Koch singend. »*Tired of waiting*.«

Fast alle lächelten, selbst die, welche die Anspielung auf den Song der Kinks nicht verstanden. Jemand klopfte mir auf die Schulter, als hätte ich etwas mit der Entscheidung zu tun, die wohl aus Washington gekommen war.

»Nicht ich«, sagte ich zu dem Agenten, der mich beglückwünscht hatte. »Ich bin hier nur ein einfacher Soldat.«

Das Team, das Hancocks Haus stürmen sollte, bestand hauptsächlich aus FBI, dazu noch eine Hand voll CIA, angeführt von Rooney. Die CIA war in Idaho als Zeichen der

neuen Zusammenarbeit zwischen den beiden Diensten präsent, aber hauptsächlich, weil Hancock direkt am Mord von Thomas Weir, einem ihrer Leute, beteiligt war. Ich bezweifelte jedoch, dass sie mehr Interesse daran hatten, Hancock festzunehmen, als ich. Ich wollte den Wolf. Und irgendwo, irgendwann würde ich ihn kriegen. Zumindest wollte ich das unbedingt denken.

102

Koch und Rooney führten das Kommando. Endlich gaben sie das Startzeichen. Zum angekündigten Zeitpunkt schwärmtten wir auf dem Grundstück und im Haus Hancocks aus. Überall Hemden und Windjacken mit dem FBI-Logo. Wahrscheinlich verschreckten wir ein paar Rehe und Hasen, obwohl kein Schuss abgefeuert wurde.

Hancock lag mit seiner Freundin im Bett. Er war vierundsechzig Jahre alt. Coral angeblich sechsundzwanzig. Üppige schwarze Mähne, gute Figur, jede Menge Ringe und Schmuck. Sie schlief nackt auf dem Rücken. Hancock war anständig genug, wenigstens ein Utah-Jazz-Sweatshirt zu tragen. Er schlief in Fötusstellung.

Als er uns entdeckte, fing er an zu brüllen: »Was zum Teufel soll diese Scheiße? Verdammt, verlassst sofort mein Haus.« Irgendwie war es ironisch, beinahe komisch.

Er vergass jedoch, überrascht dreinzuschauen, oder er war ein schlechter Schauspieler. Ich hatte auf alle Fälle das Gefühl, dass er gewusst hatte, dass wir kommen würden. Aber wie? Weil er uns in den letzten Tagen gesehen hatte? Oder war Hancock von jemandem aus dem FBI oder der CIA gewarnt worden? Wusste der Wolf, dass wir Hancock auf die Schliche gekommen waren?

Während der ersten Stunden der Verhöre versuchten wir es bei Hancock mit Dr. O'Connells Wahrheitsserum. Aber es wirkte bei ihm nicht so gut wie bei Joe Cahill. Er wurde fröhlich und high, lehnte sich aber lediglich wortkarg zurück. Er bestätigte nicht einmal das, was Cahill bereits gestanden hatte.

Inzwischen wurden Haus, Scheune und vierundzwanzig Hektar Land durchsucht. Hancock besaß ein Aston Martin Cabrio – und der Wolf liebte schnelle Autos –, aber sonst nichts, was auch nur halbwegs verdächtig war. Fast drei Tage lang durchkämmten fast hundert Agenten jeden Quadratzentimeter der Ranch. Währenddessen bemühte sich ein halbes Dutzend Computerexperten – einige von Intel und IBM ausgeliehen –, in Hancocks zwei Computer einzudringen. Letztendlich kamen sie zu dem Schluss, dass Hancock von Spezialisten Extrasicherheitsmaßnahmen hatte installieren lassen, um den Inhalt zu schützen.

Mehr konnten wir nicht tun. Wir mussten warten. Ich las jede Illustrierte und Zeitung in Hancocks Haus, darunter auch alte Ausgaben des *Idaho Mountain Express*. Ich machte lange Spaziergänge, auf denen ich über mein Leben nachdachte. Welche für mich sinnvolle Richtung sollte ich einschlagen? Ich kam zu keiner befriedigenden Antwort, aber die frische Bergluft tat meiner Lunge gut.

Als schließlich die Computer geknackt waren, brachte das kaum was. Keine direkte Verbindung zum Wolf oder zu einer anderen Person, die bei uns verdächtig war – jedenfalls nicht auf Anhieb.

Am nächsten Tag fand jedoch ein Hacker aus unseren Büros in Austin, Texas, eine Datei innerhalb einer verschlüsselten Datei. Diese enthielt regelmäßige Kommunikation mit einer Bank in Zürich, nein, sogar mehreren Banken.

Und plötzlich *vermuteten* wir nicht mehr, dass Hancock sehr viel Geld hatte, wir *wussten* es. Über sechs Millionen. Mindestens. Das waren die besten Neuigkeiten seit langer Zeit.

Also machten wir uns auf den Weg nach Zürich. Für einen oder zwei Tage. Ich erwartete nicht, den Wolf dort zu finden. Aber man wusste ja nie. Ich war noch nie in der Schweiz gewesen. Jannie bettelte, ich solle ihr einen ganzen Koffer Schweizer Schokolade mitbringen. Ich versprach es. *Einen ganzen Koffer voll mit Schweizer Schokolade, Schätzchen. Das ist das Mindeste, was ich tun kann, wenn ich schon den Großteil deines neunten Lebensjahrs verpasse.*

103

Wäre ich der Wolf, würde ich gern hier leben. Zürich ist eine schöne und erstaunlich saubere Stadt an einem See – dem Zürichsee. Am Wasser stehen duf-

tende Bäume, die den breiten und gewundenen Wegen Schatten spenden. Man atmet die frische Luft von den Bergen. Ich landete kurz vor einem Gewitter, und die Luft roch wie Messing. Die meisten Gebäude Zürichs waren hell ge- strichen, sandfarben und weiß. Einige schmückten Schweizer Fahnen, die im Wind vom See her flatterten.

Während ich in die Stadt hineinfuhr, fielen mir die Straßenbahnen auf, mit den dicken Leitungen darüber. Die Macht des Alten. Außerdem sah ich große Kühe aus Fiberglas, auf die Alpenansichten gemalt waren. Sie erinnerten mich an Klein Alex' Lieblingsspielzeug: die Kuh Muh. Was sollte ich für Alex tun? Was konnte ich tun?

Das Gebäude der Zürcher Bank war wahrscheinlich aus den sechziger Jahren. Fassade Glas und Stahl. Es stand nahe am See. Sandy Greenberg begrüßte mich davor. Sie trug ein graues Kostüm und eine schwarze Handtasche über der Schulter. Sie wirkte, als arbeitete sie für die Bank, nicht für Interpol.

»Warst du schon mal in Zürich, Alex?«, fragte Sandy, als sie mich umarmte und auf die Wangen küsste.

»Noch nie. Mit zehn oder elf Jahren hatte ich aber ein Schweizer Offiziersmesser.«

»Alex, wir müssen hier unbedingt essen gehen. Das musst du mir versprechen. Du versäumst sonst etwas. Okay, gehen wir jetzt rein. Sie warten auf uns, und in Zürich wartet man nicht gern, vor allem nicht die Banker.«

In der Zürcher Bank sah alles teuer aus. Überall glänzende Holztäfelung, alles so sauber wie in einem Operat onssaal. Die Schalter aus Naturstein mit Holzpaneelen. Die Kassierer wirkten effizient und professionell, und sie *flüsterten* nur untereinander. Das Logo der Bank war unauffällig, aber an den Wänden hing viel moderne Kunst. Ich glaubte den Grund zu begreifen: Die Kunst *war* das Markenzeichen der Bank.

»Zürich ist von jeher eine Oase für Intellektuelle der Avantgarde und Kulturschaffende«, erklärte Sandy. Sie flüsterte *nicht*. »Hier wurde die Dada-Bewegung geboren. Wagner, Strauss, Jung – alle haben sich hier aufgehalten.«

»James Joyce hat in Zürich den *Ulysses* geschrieben«, sagte ich und zwinkerte ihr zu.

Sandy lachte. »Ich habe vergessen, dass du insgeheim ein Intellektueller bist.«

Man führte uns ins Büro des Bankpräsidenten, das sehr gediegen wirkte. Und natürlich pieksauber. Lediglich ein Aktenvorgang lag auf dem Schreibtisch, alles andere war aufgeräumt.

Sandy reichte Herrn Delmar Pomeroy einen Umschlag. »Eine unterzeichnete Vollmacht«, erklärte sie. »Die Konto-nummer lautet 616479Q.«

»Alles ist schon arrangiert«, sagte Herr Pomeroy. Das war alles. Sein Stellvertreter nahm uns mit, damit wir in die Transaktionen des Kontos 616479Q Einsicht nehmen konnten. So lief das mit dem Bankgeheimnis und der Sicherheit Schweizer Banken. *Alles war prompt arrangiert worden.*

104

Ich hatte das Gefühl, wir waren mit effizienten ordentlichen polizeilichen Ermittlungen befasst. Selbstverständlich war mir klar, dass es nicht so war. Sandy, zwei ihrer Kollegen von Interpol und ich konnten sämtliche Transaktionen Corky Hancocks in einem kleinen fensterlosen Raum, irgendwo tief in den Gewölben der Zürcher Bank durchlesen. Das Konto des ehemaligen CIA-Agenten war von hunderttausend US-Dollar auf etwas über zwei Millionen angewachsen. Ich pfiff anerkennend.

Die letzten und größten Einzahlungen betrugen dreieinhalb Millionen und waren in diesem Jahr in vier Raten eingegangen.

Ursprung dieser Zahlungen war ein Konto unter dem Namen Y. Jikhomirov. Wir brauchten ein paar Stunden, um alle Unterlagen zu durchforsten. Sie gingen bis ins Jahr 1991 zurück. Das Jahr, in dem der Wolf aus Russland herausgeschafft worden war. Zufall? An Zufälle glaubte ich nicht. Nicht mehr. Wir prüften genau die Abbuchungen vom Konto Jikhomirovs. Darunter waren Zahlungen an eine Leasingfirma für Privatjets. Regelmäßige Flüge mit British Airways und Air France. Hotels: das Claridge's, das Bel-Air in Los Angeles, das Sherry-Netherland in New York, das Four Seasons in Chicago und Maui. Es gab telegrafische Überweisungen nach Amerika, Südafrika, Australien, Paris, Tel Aviv. *Die Fährte eines Wolfs?* Ein Eintrag erweckte mein besonderes Interesse: der Kauf von vier teuren Sportwagen in Frankreich, alle von der Firma Riviera Motors in Nizza. Ein Lotus, ein Jaguar, Sonderanfertigung, und zwei Aston Martin.

»Angeblich ist der Wolf ein Sportwagenverrückter«, sagte ich zu Sandy. »Vielleicht bedeuten diese Autos etwas. Vielleicht sind wir näher dran, als wir gedacht haben. Was meinst du?«

Sie nickte zustimmend. »Ja, wir sollten Riviera Motors in Nizza mal unter die Lupe nehmen. Nizza ist *wunderschön*. Aber vorher Mittagessen in Zürich. Du hast es versprochen.«

»Nein, du hast mich zu diesem Versprechen gezwungen, nachdem ich die blöde Bemerkung wegen des Offiziersmessers gemacht hatte.«

Da ich Hunger hatte, war das Essen jedoch eine gute Idee. Sandy wählte den Veltliner Keller, eines ihrer Lieblingsrestaurants. Sie war sicher, dass es mir dort gefallen würde.

Als wir Platz nahmen, erklärte sie mir, dass der Veltliner Keller seit 1551 ein Restaurant sei. Eine lange Zeit für jede Art von Geschäft. Für anderthalb Stunden vergaßen wir die Polizeiarbeit. Wir aßen Graupensuppe, *zuppe engadinese*, Veltliner Topf und tranken sehr guten Wein. Alles war ausgezeichnet: gestärkte weiße Leinenservietten auf weißem Tischtuch, Rosen in Silbervasen, Salz- und Pfefferstreuer aus Kristall.

»Das war eine deiner besseren Ideen«, lobte ich Sandy, als sich unsere Mahlzeit dem Ende näherte. »Eine wirklich gute Ruhepause bei all dem Wirbel.«

»So was nennt man Lunch, Alex. Du solltest es öfter mal versuchen. Komm doch mit deiner *Freundin* Jamilla nach Europa. Du arbeitest zu viel.«

»Ich schätze, das sieht man.«

»Nein, du siehst so gut wie immer aus. Du hältst dich bes-

ser als Denzel Washington – jedenfalls in seinen letzten Filmen. Irgendwie steckst du alles fantastisch weg. Ich habe keine Ahnung, *wie*, aber du schaffst es. Ich ahne aber auch, dass du innerlich furchtbar zerrissen bist. Iss, entspanne dich – und dann fahren wir nach Nizza und schauen uns ein paar hübsche Sportwagen an. Es wird wie Urlaub sein. Möglicherweise fangen wir sogar einen Mörder. Und jetzt trink aus, Alex.«

»Du hast völlig Recht«, sagte ich. »Vorher muss ich allerdings unbedingt für Jannie noch Schokolade kaufen. Einen Koffer voll. Auch ein Versprechen.«

»Hast du nicht ebenso versprochen, den Wolf zu fangen?«, fragte Sandy.

»Ja, das sowieso.«

105

Nächster Halt ein Autohändler für Luxusschlitten in Nizza. Ich hatte das Gefühl, in einem Film von Alfred Hitchcock zu sein.

Der Besitzer von Riviera Motors, der »Concessionnaire exclusif Jaguar, Aston Martin, Lotus«, schien, zumindest was das Design betraf, Sinn für Dramatik zu haben. Im Showroom stand eine lange Reihe glänzender schwarzer Autos. Die Luxuswagen waren von der Straße aus durch riesige Schaufensterscheiben deutlich zu sehen. Die schimmernden schwarzen Schlitten bildeten auf dem makellos weißen Boden einen verblüffenden Kontrast.

»Was denkst du?«, fragte Sandy, als wir aus dem gemieteten Peugeot stiegen, den wir gegenüber vom Autohändler geparkt hatten.

»Ich glaube, ich brauche ein neues Auto«, antwortete ich. »Und ich weiß, dass der Wolf für ausgefallene Sportwagen eine Schwäche hat.«

Wir gingen hinein und blieben beim Empfang stehen. Die Dame dort war sehr elegant, sonnengebräunt und hatte das gebleichte Haar zum Pferdeschwanz hochgebunden. Sie musterte Sandy und mich: *Aha, beide über eins achtzig, Ebenholz und Elfenbein. Was sind das für Leute?*

»Wir hätten gern Monsieur Garnier gesprochen«, sagte Sandy zu ihr auf Französisch.

»Haben Sie einen Termin mit Monsieur, Madame?«

»Allerdings. Interpol beziehungsweise FBI. Monsieur Garnier erwartet uns, glaube ich. Es geht um eine äußerst delikate Angelegenheit.«

Während wir warteten, schaute ich mich um. Die Autos waren präzise im Fischgrätenmuster geparkt. Zwischen ihnen standen üppige Grünpflanzen in Kübeln. In der ange- schlossenen Werkstatt arbeiteten Mechaniker in jaguargrünen Overalls mit altmodischem Werkzeug.

Nach wenigen Minuten erschien der Manager. Er trug ei- nen modischen grauen Anzug, nicht zu auffällig, aber ein- deutig teuer.

»Sie kommen wegen zwei Aston Martins, einem Jaguar und einem Lotus?«, fragte er.

»Etwas in dieser Richtung, Monsieur«, antwortete Sandy. »Gehen wir doch in Ihr Büro. Unser Gespräch könnte hier unten in Ihrem Showroom geschäftsschädigend sein, und das wollen wir nicht.«

Der Manager lächelte. »Oh, Madame, glauben Sie mir, unser Geschäft ist kugelsicher.«

»Das werden wir ja sehen«, sagte ich zu ihm auf Franzö- sisch. »Oder besser gesagt: Lassen Sie uns versuchen, dass es auch so bleibt. Es handelt sich um eine Ermittlung in einem Mordfall.«

106

Plötzlich wurde der Manager extrem höflich und kooperativ. Die vier in Frage kommenden Luxuskarossen waren von einem M. Aglionby gekauft worden,

der angeblich in der Nähe, auf der schönen Halbinsel Cap-Ferrat, östlich von Nizza, eine Villa besaß. Monsieur Garnier erklärte uns, sie stünde »gleich bei der Basse Corniche, der Küstenstraße nach Monaco. Sie können es gar nicht verfehlten. Und bestimmt nicht den Aglionby-Besitz.«

»To Catch a Thief« (Über den Dächern von Nizza), sagte Sandy, als wir zwei Stunden später in Richtung Cap-Ferrat brausten. Wir hatten etwas Zeit verloren, weil wir Verstärkung angefordert hatten.

»Dort wurden die spektakulärsten Szenen des Hitchcock-Films gedreht«, fuhr Sandy fort. Sie deutete auf eine Parallelstraße, die sich zwischen den Klippen dahinschlängelte. Sie verlief ungefähr hundert Meter über der, auf welcher wir fuhren. In anderen Worten: sehr hoch und gefährlich ausschauend. »Also, wir sind hier, um einen Massenmörder ohne Gewissen zu fangen«, sagte ich. »Nicht einen witzigen und liebenswerten Fassadenkletterer wie Cary Grant im Film.«

»Du hast absolut Recht. Sorge dafür, dass ich bei der Sache bleibe, Alex«, glückste Sandy. »Hier könnte ich leicht abgelenkt werden.« Ich wusste natürlich, dass sie voll bei der Sache war – immer. Deshalb kamen wir so gut miteinander aus.

Der Aglionby-Besitz lag auf der Westseite von Cap-Ferrat, in Villefranche-sur-Mer. Auf der Fahrt auf der D125, dem so genannten Boulevard Circulaire, erhaschten wir ab

und zu einen Blick auf die Villen, die hinter hohen Mauern versteckt standen. Ein halbes Dutzend Autos und Vans folgten uns. Zweifellos sahen sie dasselbe, was wir sahen. Ein glänzendes blaues Rolls-Royce-Cabrio schob sich aus einer Einfahrt. Hinter dem Lenkrad eine Blondine mit Sonnenbrille und Kopftuch. Touristen genossen die Sonnenstrahlen auf der Terrasse des Grand Hotels du Cap-Ferrat. Ein Swimmingpool war beim Piscine de Sun Strand aus dem Felsen herausgehauen.

»Meinst du, dass wir auf der falschen Fährte sein könnten, Alex?«, fragte Sandy.

»Möglich. Aber so ist nun mal unsere Arbeit. Mal Treffer und mal null Punkte. Mal gewinnt man, mal verliert man. Momentan habe ich ein gutes Gefühl. Monsieur Aglionby muss irgendwie in den Fall verstrickt sein. Das steht für mich fest.«

Ich hatte Hoffnung. Wir hatten auf Corky Hancocks Konto eine Menge Geld gefunden und das meiste war erst kürzlich verbucht worden. Aber wie viel wusste er tatsächlich über den Wolf? Wie viel wusste irgendjemand?

Dann sahen wir den Besitz, den wir suchten – und Sandy fuhr vorbei. »*Jetzt haben wir dich*, du Scheißkerl«, zischte sie. »Aglionby? Der Wolf? Warum nicht?«

»Auf alle Fälle ist der, der hier wohnt, stinkreich. Mein Gott, kriegen manche Menschen den Hals nie voll?«

»Wenn du eine Milliarde Dollar hast, ist das hier eher bescheiden, Alex. Es geht nicht um dieses Haus, sondern um Häuser. Riviera, London, Paris, Aspen.«

»Wenn du das sagst. Ich hatte noch nie eine Milliarde oder eine Villa an der Riviera.«

Unsere Villa war ein kleiner im mediterranen Stil erbauter Palast. Cremefarben mit Weiß abgesetzt. Glänzende Balustraden und Säulengänge. Das Personal hatte wohl als Schutz gegen die Mittagssonne die Jalousien heruntergelassen. *Oder die Menschen drinnen wollten nicht gesehen werden.* Vier Stockwerke, mehr als dreißig Zimmer – so anheimelnd wie Versailles.

Zurzeit waren wir lediglich daran interessiert, einen Blick hineinzuwerfen. Wie zuvor geplant, trafen wir uns in einem kleinen Hotel über der Küste, ganz in der Nähe. Die örtliche Polizei hatte beschlossen, das Nebengrundstück von Aglioby, das auf der Südseite, als Basis zu verwenden. Abgesehen von einer Unmenge Personal stand dieses Haus leer. Ab morgen sollten wir uns als Gärtner und Haushaltshilfen verkleiden.

Sandy und ich hörten zu, als man uns den Plan Schritt für Schritt vortrug. Dann schauten wir uns an und schüttelten den Kopf. *Diesmal nicht!*

»Wir gehen heute Abend noch rein«, erklärte ich. »Mit oder ohne Ihre Hilfe.«

107

Die Entscheidung für den sofortigen Zugriff wurde von Interpol begeistert unterstützt und sogar von den Franzosen in Paris, die engen Kontakt zu Washington

hatten und den verfluchten Massenmörder Wolf ebenso gierig wie der Rest der Welt haben wollten – vielleicht sogar noch stärker. Zur Abwechslung lief an diesem Nachmittag und frühen Abend alles wie am Schnürchen. Ich würde beim Zugriff mitmachen, Sandy ebenfalls.

Die Stürmung wurde so geplant, als befände sich der Wolf tatsächlich in der Villa. Sieben Scharfschützenteams, mit je zwei Mann, waren auf allen Seiten des Grundstücks postiert. Sie trugen die Bezeichnungen weiß (Norden), rot (Osten), schwarz (Süden) und grün (Westen). Sie waren der Villa am nächsten und unsere Augen und Ohren.

Bis jetzt gab es keine Anzeichen, dass man uns entdeckt hatte.

Während die Scharfschützen ihre Stellung bezogen, legten wir Übrigen – Interpol, FBI, französische Armee und Polizei – die Kampfausrüstung an: schwarze Nomex-Overalls, Körperschutz, Handwaffen und MP-5-Maschinenpistolen. Drei Hubschrauber warteten in etwa einem Kilometer Entfernung. Auch sie sollten bei der Erstürmung zum Einsatz kommen. Wir warteten auf grünes Licht. Allerdings rechneten die alten Hasen unter uns mit irgendeiner Verzögerung in letzter Minute aus politischen Gründen, weil auf Kommandoebene einer kalte Füße bekommen hatte oder weil sonst etwas Unvorhergesehenes geschehen war.

Ich lag neben Sandy Greenberg flach auf dem Bauch. Wir

waren etwa neunzig Meter vom Haus entfernt. Ich zumindest wurde jetzt nervös. Der Wolf konnte im Haus sein. Vielleicht war er Aglionby.

Drinnen waren einige Räume erleuchtet, und nach Mitternacht sahen wir nur selten jemand an den Fenstern. Das Grundstück war lediglich durch zwei Sicherheitsleute bewacht.

»Unheimlich still«, sagte Sandy. »Irgendwie gefällt mir das nicht, Alex. Merkwürdig wenig Sicherheitsleute.«

»Es ist fast zwei Uhr morgens.«

»Bist du erstaunt, dass wir reingehen?«, fragte Sandy.

Ich lächelte. »Geh'n wir wirklich rein? Nein, ich bin nicht überrascht. Erinnere dich: Die Franzosen wollen den Wolf eventuell noch dringender als wir.«

Dann kam das Signal: Zugriff! Sandy und ich gehörten zur zweiten Angriffslinie. Fünfundvierzig Sekunden nach der ersten Linie rannten wir zum Haus. Wir drangen hinten ein – alles *schwarz*. Das war die Küche.

Jemand schaltete die Deckenbeleuchtung ein. Ein Wachmann lag auf dem Boden, Hände hinter dem Kopf in Handschellen. Überall glänzender Marmor, vier Herde im Zentrum. Ich sah eine große Glasschüssel auf einem Tisch. Der Inhalt sah wie dunkle Nasen aus.

Feigen, stellte ich fest und musste über mich lächeln.

Dann rannte ich mit Sandy einen langen Korridor hinab. Bis jetzt war im Haus noch kein Schuss gefallen. Aber ansonsten viel Lärm.

Wir kamen in den Wohnraum. Platz für diplomatische Empfänge. Wunderbare Kristalllüster baumelten über unseren Köpfen, der Boden glänzender Marmor, ein halbes Dut-

zend dunkler Gemälde von französischen und holländischen Meistern.

Aber bis jetzt kein Wolf. Kein Zeichen von ihm.

»Feiert man hier Feste oder unterzeichnet man Verträge?«, flüsterte Sandy. »Alex, warum bekämpfen sie uns nicht? Was ist los? *Ist er hier?*«

Wir stiegen eine geschwungene Treppe hinauf und sahen, wie französische Soldaten Frauen und Männer aus den Schlafzimmern abführten. Die meisten trugen nur Unterwäsche, einige waren auch nackt. Keiner sah besonders sexy aus, aber alle waren offensichtlich total überrascht.

Ich sah niemanden, der der Wolf sein könnte, aber wer wusste schon genau, wie der Wolf aussah? Wie konnte das jemand wissen?

Die Verhöre begannen auf der Stelle auf den Korridoren. *Wo ist der Wolf? ... Wer ist Aglionby?*

Das gesamte Haus wurde nochmals sorgfältig durchsucht. Dann ein drittes Mal.

Marcel Aglionby war nicht im Haus. Das bestätigten uns mehrere Gäste. Er war auf Geschäftsreise in New York. Eine seiner Töchter war da. Es war ihre Party, ihre Gäste, ihre Freunde – allerdings sahen einige davon doppelt so alt aus wie sie. Ihr Vater sei ein angesehener Banker, versicherte sie uns. Nie und nimmer ein Verbrecher und schon gar nicht der Wolf.

Ist er der Banker des Wolfs? Und wohin führt uns das?

Ich hasste den Gedanken, doch stand es für mich fest: *Der Wolf hatte wieder einmal gewonnen.*

108

Wir durchkämmten Haus und Grundstück ein viertes Mal. Trotz des lautstarken Protests der Tochter nahmen wir alles Stück für Stück auseinander.

Ich muss gestehen, dass ich von der Villa beeindruckt war. Überall wertvolle antike Möbel und Kunstwerke. Sandy meinte, Aglionby wollte vielleicht mit der Villa La Fiorentina wetteifern, welche als das schönste Haus der Welt galt. Auf alle Fälle hatte der Banker einen sehr teuren Geschmack und konnte ihn sich gleichzeitig leisten. Handbemalte Stühle aus der Zeit Louis XVI. ebenso Louis XV-Lüster, antike türkische Teppiche, chinesische Paravents, Gobelins, Gemälde, klassisch und modern, hingen an jeder Wand. Werke von Fragonard, Goya, Pieter Brueghel. *Alles vom Wolf finanziert? Warum nicht? Er kann mit über zwei Milliarden Dollar um sich schmeißen.*

Wir versammelten die »Verdächtigen« in den Billardzimmern, in denen drei Billardtische standen und beinahe so viele Couchen wie im Wohnbereich. Alles wirkte irgendwie maßgeschneidert förmlich. Wusste in dieser Runde jemand etwas über den Wolf? Ich hatte nicht den Eindruck. Wahrscheinlich kannten diese Leute eher Paris und Nicky Hilton.

»Möchte jemand für die Gruppe sprechen?«, fragte der Kommandant der französischen Polizei.

Niemand meldete sich freiwillig, und keiner beantwortete irgendwelche Fragen. Entweder wussten sie nichts oder man hatte ihnen eingeschärft, nichts zu sagen.

»Nun gut, dann nehmen wir Sie uns getrennt vor. Wir

fangen sofort mit den Verhören an. *Einer wird schon den Mund aufmachen*«, warnte der Kommandant.

Da man mich nicht aufgefordert hatte, an den Verhören teilzunehmen, wanderte ich über das Grundstück zum Wasser hinunter. Hatte man uns erneut auf eine falsche Fährte gelockt? Diese Spielchen des Wolfs, seine Strategien und Gegenstrategien waren von Anfang an gnadenlos gewesen. Weshalb sollte das jetzt aufhören?

Am Ufer stand ein hölzernes Bootshaus – ein ungewöhnlich langes Bootshaus. Es stand knapp hundert Meter vom Haupthaus entfernt. Aber hallo – was war das? Das Bootshaus war zu einer Garage für über dreißig edle Luxuskarosser umgebaut! Vielleicht brachte uns das vorwärts. Beweise, dass der Wolf diesen Besitz bewohnt haben könnte. Oder war das wieder ein Lockvogel, der uns an der Nase herumführen sollte?

Ich stand zwischen Bootshaus und dem Wasser, als die Hölle losbrach.

109

Er befolgte nur sein Stück des Puzzles, seinen Teil der schrecklichen Mission. Aber das war mehr als genug. Bari Naffis wusste, dass auf dem Besitz in Vilfranche-sur-Mer ein feindlicher Überfall stattgefunden hatte und dass innerhalb einer Stunde deshalb Menschen sterben würden, darunter Freunde von ihm und ein Mädchen, mit dem er geschlafen hatte, ein Model aus Hamburg. Eine wahre Augenweide, aber verdammt teuer und anspruchsvoll.

Die französische Armee und Polizei hatten die Villa bereits übernommen. Jetzt war Bari an der Reihe, seinen Job auszuführen. Er hatte keine Ahnung, weshalb es geschehen musste, nur dass.

Als er auf die D125 einbog, hatte er das Gefühl, zu spät zu kommen. Aber er hatte seine Befehle. Jemand hatte offenbar vorausgesehen, dass das geschehen würde.

Der Wolf hatte es wie üblich vorausgesehen. Er hatte auch hinten im Kopf Augen. Überall Augen! Was war das nur für ein Furchteinflößender skrupelloser Bastard!

Das war alles, was Bari Naffis wusste – mehr wollte er gar nicht wissen. Man hatte ihn im Voraus sehr gut bezahlt. Allerdings sah er keinen Sinn in seiner Aufgabe, und sie widerstrebt ihm auch ein bisschen. Warum so viele Menschen töten und verstümmeln?

Vor einer halben Stunde hatte er ein Funksignal aus dem Haupthaus erhalten. Der Lärm hatte ihn aus dem tiefen Schlaf in seinem Hotelzimmer gerissen.

Er war aus dem Bett gesprungen, hatte sich angezogen und war zu dem verabredeten Punkt auf einem Grundstück

im Norden geeilt. Er bemühte sich, nun nicht an seine Freunde und die Geliebte im Haus zu denken. Eventuell würde sie irgendwie Glück haben.

Egal. Er würde sich nicht mit dem Wolf wegen irgendeines Mädchens anlegen. Bari rannte durch den Wald und das dichte Unterholz. Er trug einen tragbaren Raketenwerfer, ein Meter fünfzig lang und etwa fünfunddreißig Pfund schwer. Die Waffe war extrem gut ausbalanciert und hatte einen Pistolengriff wie ein Gewehr. Damit konnte er eine FIM-92A-Stinger-Rakete abfeuern. Außer ihm waren noch zwei Raketenschützen im Wald versteckt. Jeder hatte seine eigene Aufgabe, seinen Teil des Ganzen.

Drei Profikiller unterwegs. Ob die anderen die gleichen Bedenken wie er hatte?

Für die Polizei war eine Falle aufgestellt.

Eine tödliche Falle für alle Menschen in diesem Haus. Auch die Polizei würde sterben. Was für eine Sauerei.

Als Bari seine endgültige Position in vierhundertfünfzig Meter Entfernung vom Haupthaus bezogen hatte, nahm er das schwere Rohr von der Schulter. Er hielt den Raketenwerfer wie ein gewöhnliches Gewehr, obgleich dieses Ding alles andere als eine konventionelle Waffe war.

Schnell hatte er sein Ziel im Visier. Ein so großes Haus konnte er gar nicht verfehlen. Dann wartete er, dass über Kopfhörer der endgültige Schießbefehl kam.

Herrgott, er mochte das wirklich nicht! Er sah das bildschöne Mädchen aus Hamburg vor sich. Sie hieß Jeri. So süß und was für ein perfekter Körper! Er wartete und hoffte, dass der Befehl doch nicht käme. Um Jeris willen und um aller Menschen im Haus willen.

Doch da kam er! Elektronisch. Unpersönlich wie das Be- gräbnis eines Fremden. Schrille Pfiffe im Ohr.

Zweimal kurz, einmal lang.

Er holte tief Luft und atmete langsam aus. Dann drückte er widerwillig auf den Abzug.

Bari spürte den Rückstoß, der schwächer als bei einem Gewehr war.

Die Abschusszündung in der Waffe ging los. Der Antrieb der ersten Phase beförderte die Rakete nur etwa sieben bis zehn Meter weit, dann war sie so stabil, das Hilfsbeschleunigungssystem in Betrieb zu setzen.

Seine Augen folgten dem Dampfstrahl, den der feste Raketentreibstoff herausschleuderte. Die Stinger war auf dem Weg zu ihrem Ziel. Er hörte das laute Heulen, als die Rakete auf über zweitausend Kilometer pro Stunde beschleunigte.

Hoffentlich passiert dir nichts, Jeri.

Die Stinger schlug in die Breitseite der Villa ein – ein na- hezu perfekter Schuss.

Bari lud bereits nach.

110

Lautes Zischen, dann überall, wohin ich schaute, höllische Explosionen, Flammen schossen empor. Es herrschte pures Chaos – und der Tod war allgegenwärtig.

Französische Polizei und Soldaten der Armee suchten verzweifelt nach Deckung. Eine Rakete oder ein Marschflugkörper hatte in die nördlichen Dächer der Villa eingeschlagen. Dachplatten, Holz, Ziegel vom Kamin flogen durch die Luft.

Dann schlug die zweite Rakete ein. Die dritte folgte nur wenige Sekunden später.

Ich rannte zum Haupthaus, doch dann erlebte ich urplötzlich eine weitere Überraschung.

Eine Seitentür des Bootshauses öffnete sich. Ein dunkelblauer Mercedes-Sportwagen tauchte auf und bretterte über den Kiesweg zur Hauptstraße. Ich hechtete zum nächsten zivilen Streifenwagen, der auf dem Rasen parkte, ließ den Motor an und nahm die Verfolgung auf.

Es blieb keine Zeit, jemanden zu informieren, was ich tat. Nicht einmal Sandy. Ich war allerdings gespannt, ob der Streifenwagen mit einem aufgemotzten Mercedes mithalten konnte. Wahrscheinlich nicht. Nein, bestimmt nicht.

Ich blieb hinter dem CL55 von Cap-Ferrat bis zur Basse Corniche. Auf der gewundenen Straße brachte ich mich fast um, vielleicht auch ein paar andere Leute, aber ich verlor den nicht, der vor mir dahinraste.

Wer zum Teufel war in diesem Wagen? Warum floh jemand? Konnte es der Wolf sein?

In Richtung Monaco war sehr viel Verkehr. Die Schein-

werfer eines Lasters vor mir zeigten, dass der Trucker sich auf der engen Straße verschätzt hatte, so dass sein Anhänger quer stand. Das gab mir einen Hoffnungsschimmer. Der Mercedes musste in diesem Verkehr ebenfalls langsamer fahren. Doch plötzlich machte er mit quietschenden Reifen kehrt und fuhr nach Westen. Ich blieb an ihm wie Pech kleben.

Wir rasten vorbei an unzähligen Werbeplakaten und Restaurants.

Ich kam um eine Kurve. Vor mir lag die Bucht von Villefranche-sur-Mer. Ihre Schönheit war im Schein des Vollmonds darüber nahezu atemberaubend. Die Stadt erhob sich über der Bucht, die wie die Badewanne eines reichen Kindes mit Segelbooten und Jachten gefüllt war. Der Mercedes fegte mit manchmal hundertfünfzig Kilometern die steile gewundene Straße hinunter. Ich hatte irgendwo im Hinterkopf, dass dieser Wagen an die dreihundert PS hatte. Jetzt glaubte ich das.

Wir kamen in den alten Hafen von Nizza. Langsam wurde die Lücke zwischen dem Mercedes und mir kleiner. Hier waren die Straßen sehr eng und ungewöhnlich belebt, besonders bei den Bars und Nightclubs. Gott sei Dank schien es die überall zu geben.

In letzter Sekunde wich der Mercedes einem Haufen Be-trunkener aus, die aus dem Etoile Filante Club torkelten.

Ich drückte auf die Hupe und raste ebenfalls knapp vorbei. Die Fußgänger fluchten und drohten mir mit erhobenen Fäusten.

Der Mercedes bog scharf nach rechts ab – auf die N7, die Moyenne Corniche, eine höhere Straße.

Ich folgte ihm, so gut ich konnte, aber mir war bewusst, dass ich ihn bald verlieren würde. Wen verlieren? Wer fuhr den blauen Mercedes?

Die Straße nach oben war unglaublich steil und kurvenreich. Wir fuhren erneut in Richtung Monaco, aber hier war der Verkehr schwach und der Mercedes beschleunigte mühelos. Der Fahrer kannte diesen Umweg offenbar. Jetzt war der Mercedes so schnell, dass mein Streifenwagen unmöglich mithalten konnte.

Nach etwa zwei Kilometern war ich ziemlich sicher, dass ich ihn verlieren würde. Wir waren wieder in Villefranche, aber im höchsten Teil der Stadt. Der Blick auf Cap-Ferrat und Beaulieu war atemberaubend. Unwillkürlich schaute ich hinab. Selbst mit dieser Geschwindigkeit sogen meine Augen alles wie ein Gemälde ein.

Ich durfte ihn nicht entwischen lassen. Ich drückte aufs Gas, bis der Streifenwagen fast hundertfünfzig erreichte. Wie lange konnte ich den Kerl noch verfolgen?

Dann kam ein Tunnel. Erst Dämmerlicht, dann fast stockdunkle Nacht – und am Ende des Tunnels ein verblüffender Anblick: ein mittelalterliches Dorf hoch am Berghang.

EZE stand auf einem Schild. Ich wünschte, ich könnte *easy* fahren.

Gleich hinter dem Dorf wurde die Straße noch gefährlicher. Es war, als sei die Moyenne Corniche auf die Klippen aufgeklebt. Tief unten wechselte die Farbe des Meers von Azur zu Opal und Silbergrau.

Ich roch den Duft von Orangen und Zitronen. Meine Sinne waren geschärft. Angst bewirkt das.

Aber ich verlor den Mercedes. Ich tat das Einzige, was ich konnte: anstatt vom Gas zu gehen, beschleunigte ich in der nächsten Kurve.

111

Ich rückte dem Mercedes wieder ein bisschen näher. Ich drückte das Gaspedal bis zum Anschlag. *Willst du Selbstmord begehen?*, fragte ich mich.

Plötzlich geriet der Mercedes außer Kontrolle, raste auf die Gegenfahrbahn und prallte mit der Seite gegen die Felswand. Eigentlich kein schwerer Unfall, doch bei dieser Geschwindigkeit schon. Der Wagen schleuderte mehrmals über beide Fahrbahnen und dann wie von einem Katapult abgeschossen über die Kante in die Luft.

Der Mercedes stürzte hinab zum Meer.

Ich bremste mit aller Gewalt und sprang aus dem Wagen. Dann beobachtete ich, wie der Mercedes zwei Mal aufprallte und danach auf die untere Straße krachte. Von hier oben aus konnte ich unmöglich hinunterklettern.

Ich sah beim Wrack keine Bewegung. Wer auch immer im Mercedes gesessen hatte, musste tot sein. *Aber wer war es?*

Ich stieg wieder in den Streifenwagen, den ich sozusagen beschlagnahmt hatte. Zehn Minuten später war ich unten beim Wrack. Französische Polizei und ein Krankenwagen waren bereits eingetroffen und viele gaffende Frühaufsteher.

Als ich aus dem Auto kletterte, sah ich, dass der Fahrer nicht aus dem Wrack herausgeholt worden war. Notarzt und ein Sanitäter lehnten sich ins Auto und arbeiteten hektisch. Sie sprachen mit dem Fahrer. Wer war er?

Einer schrie: »Der Mann lebt noch.«

Ich rannte zum Wrack, um den Fahrer zu sehen. Wer war er? Konnte er mit mir sprechen? Ich schaute zur Moyenne

Corniche hinauf und fand es unbegreiflich, dass jemand einen solchen Sturz hatte überleben können. Der Wolf stand in dem Ruf, ein knallharter Typ zu sein. Aber *so* hart?

Ich zeigte meinen Ausweis, worauf die Polizisten, die alles abgesperrt hatten, mich durchließen.

Dann sah ich ihn. Jetzt wusste ich, wer im Wrack eingeschlossen war, aber ich konnte es nicht glauben. Ich traute meinen eigenen Augen nicht.

Mein Herz klopfte und raste wie wahnsinnig. Ebenso mein Verstand, zumindest, was davon noch übrig war. Ich kniete mich neben den auf dem Dach liegenden Wagen auf den felsigen Boden und beugte mich vor.

»Ich bin's, Alex.«

Der Fahrer schaute mich an und bemühte sich, die Augen zu fokussieren. Er war in dem zerquetschten Mercedes eingeklemmt. Von den Schultern abwärts presste Metall auf ihn. Ein grauenvoller Anblick.

Aber Martin Lodge lebte und hing mit jeder Faser am Leben. Er schien etwas sagen zu wollen. Ich beugte mich näher. »Ich bin's, Alex«, wiederholte ich und drehte den Kopf so, dass mein Ohr vor seinem Mund war.

Ich musste die Identität des Wolfs erfahren. Ich hatte so viele Fragen.

»Alles vergeblich«, flüsterte Martin. »Deine Wolfsjagd ist sinnlos. Ich bin nicht der Wolf. Ich habe ihn nie gesehen.«

Dann starb er und ließ mich – und alle anderen, die warteten – ohne Antwort zurück.

Die Familie Lodge wurde in England in Schutzhaft genommen. Wir hatten das Gefühl, dass der Wolf vermuten könne, dass Martin der Frau oder einem der Kinder etwas Belastendes erzählt hätte und sie deshalb für ihn Ziele sein könnten. Oder er tötete sie, um sicherzugehen. Oder einfach, weil er an dem Tag Lust hatte, jemanden umzubringen.

Am nächsten Morgen flog ich nach London zu einer Befragung mit Scotland Yard, besonders mit Lodges Vorgesetztem, der John Mortenson hieß. Er berichtete, dass anfangs keiner der Überlebenden in Cap-Ferrat etwas über den Wolf zu wissen schien, ja nicht einmal, wer Martin Lodge gewesen war. »Eine kleine Neuigkeit gibt es, relativ winzig«, teilte er mir mit.

Ich lehnte mich in dem tiefen Ledersessel mit dem Blick auf Buckingham Palace zurück. »Inzwischen kann mich nichts mehr überraschen, John. Schießen Sie los. Geht es um die Familie Lodge?«

Er nickte und seufzte. »Alles fängt mit Klara an«, begann er. »Eigentlich Klara Cernohosska. Lassen Sie mich mit ihr beginnen. Wie sich herausgestellt hat, war Martin bei dem Team, das damals, dreiundneunzig, einen Überläufer namens Edward Morosov aus Russland herausbrachte. Martin arbeitete mit der amerikanischen CIA, mit Cahill und Hancock – und auch mit Thomas Weir zusammen. Aber es gab nie einen Edward Morosov. Der Mann war ein nicht identifizierter Überläufer vom KGB, dessen Namen wir nicht kennen. Wir glauben, es war der Wolf.«

»Sie wollten anfangs etwas über Martins Frau Klara sagen. Was ist mit ihr?«

»Nun, sie ist keine Tschechin. Sie kam mit einem Mann, der sich Morosov nannte, aus Russland. Dort war sie Assistentin bei einem Chef des KGB und unsere Hauptinformationsquelle in Moskau. Offenbar kamen sie und Morosov sich während der Flucht näher. Sie wurde nach England gebracht. Dort änderte er ihre Identität und vernichtete sämtliche Unterlagen über sie. Danach heiratete er sie. Was halten Sie davon?«

»Und sie weiß, wer der Wolf ist und wie er aussieht? Ist das der Punkt?«

»Wir wissen nicht, was Klara weiß. Sie redet nicht mit uns, aber vielleicht sagt sie *Ihnen* etwas.«

Ich schüttelte den Kopf. »Warum mir? Ich habe sie nur ein einziges Mal getroffen.«

Mortenson zuckte mit den Schultern, lächelte aber. »Sie hat gesagt, ihr Mann habe Ihnen vertraut. Glauben Sie das? Was zum Teufel soll das bedeuten? Warum sollte sie Ihnen trauen, wenn Sie sie nur ein einziges Mal getroffen haben?«

Leider hatte ich keinen blassen Schimmer.

Der Rest der Familie Lodge war in einem sicheren Haus in der Kleinstadt Shepton Mallet untergebracht, die etwa hundertzwanzig Meilen außerhalb Londons lag. Sanfte Hügel, viele grüne Wiesen. Ein perfektes Versteck – zumindest vorübergehend.

Die Lodges wohnten in einem umgebauten Farmhaus am Ende einer Sackgasse, außerhalb der Stadt. Dort war das Gelände ziemlich flach, so dass man alles, was sich näherte, auf Meilen sehen konnte. Außerdem glich das Haus einem schwer bewaffneten militärischen Außenposten.

Ich traf um sechs Uhr abends ein. Das Haus war innen gemütlich eingerichtet, mit vielen Antiquitäten. Aber ich aß mit der Familie sehr beengt in einem Bunker unter dem Haus.

Klara hatte nicht wie in London gekocht. Ich fragte mich, ob dieses Essen nach ihrem Geschmack war. Ich bezweifelte es. Das Essen war grauenvoll, schlimmer als der übliche Fraß in einem Flugzeug. »Keine *míchaná vejce* auf der Speisekarte?« Ich versuchte sie mit diesem Scherz aufzuheitern.

»Sie erinnern sich an unser Frühstück in Battersea, sogar an die richtige Aussprache. Das ist gut, Alex«, sagte Klara. »Sie sind ein hervorragender Beobachter. Martin hat gesagt, Sie seien ein guter Polizist.«

Nach dem Essen wurden die Kinder – Hana, Daniela und Jozef – auf ihre Zimmer geschickt, um Hausaufgaben zu machen. Klara blieb bei mir sitzen und rauchte eine Zigarette. Sie rauchte gierig und inhalierte tief.

»Hausaufgaben?«, fragte ich. »Hier? Heute Abend?«

»Es ist gut, Disziplin zu wahren und alte Gewohnheiten beizubehalten. Jedenfalls ist das meine Meinung. Also, Sie waren bei Martin, als er starb?«, fragte sie. »Was hat er zu Ihnen gesagt? Bitte, sagen Sie es mir.«

Ich dachte über meine Antwort nach. Was wollte Klara hören? Und was sollte ich ihr sagen?

»Er behauptete, nicht der Wolf zu sein. Stimmt das, Klara?«

»Sonst noch etwas? Was hat er Ihnen außerdem gesagt?«

Mir kam kurz der Gedanke, Klara zu erzählen, dass ihr Mann von ihr und den Kindern gesprochen habe, aber ich ließ es. Ich wollte sie nicht belügen. »Nein, Klara, das ist alles. Mehr Zeit war nicht. Nur wenige Sekunden. Er musste nicht lange leiden. Er schien keine Schmerzen zu haben. Ich denke, er war in einem Schockzustand.«

Sie nickte. »Martin glaubte, ich könnte Ihnen trauen. Er meinte sogar, das sei Ihre Schwachstelle. Er würde nie etwas Sentimentales sagen, nicht einmal mit dem letzten Atemzug.«

Ich blickte in Klaras braune Augen, die bemerkenswert aufgeweckt waren.

»Wie fühlen Sie sich deshalb?«, fragte ich.

Sie lachte. »Genau deshalb habe ich ihn geliebt.«

An diesem Abend auf dem Land hatte sie mir einiges zu berichten. Zwischen uns begannen Verhandlungen. Oder besser gesagt: Ich hörte mir ihre Forderungen an.

»Ich verlange eine sichere Passage aus England für mich und die Kinder. Neue Identitäten und dass wir einen Teil der Ersparnisse behalten, um davon zu leben. Ich werde Ihnen sagen, wo wir leben wollen, aber nicht jetzt, sondern später.«

»Prag?«, fragte ich. Es sollte ein Scherz sein.

»Nein, auf keinen Fall Prag, Alex. Auch nicht Russland oder irgendwo in Amerika. Wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist, werde ich es Ihnen sagen. Doch zuvor müssen wir darüber reden, was ich Ihnen geben kann, um uns eine sichere Passage aus England zu garantieren.«

»Oh, das ist leicht – eine Menge«, erklärte ich. »Sie müssen uns den Wolf ausliefern. Können Sie das, Klara? Was wissen Sie? Wer ist er? Wo ist er? Was hat Martin Ihnen erzählt?«

Jetzt lächelte sie. »Oh, er hat mir alles erzählt. Martin hat mich angebetet.«

114

Der Wolf flog sein eigenes Flugzeug zum Teterboro Flughafen in der Nordecke von New Jersey. Dort wartete ein schwarzer Range Rover auf ihn. Mit diesem fuhr er nach New York City, einer Stadt, die er zutiefst verachtete. Der Verkehr war – wie üblich – schlimm. Er brauchte von Teterboro nach Manhattan ebensolang, wie er von New Hampshire in die Metropole geflogen war.

Die Arztpraxis befand sich in einem Backsteinbau an der Sixty-third Street, gleich bei der Fifth Avenue. Der Wolf parkte den Range Rover und eilte ins Haus.

Es war kurz nach neun Uhr morgens. Er machte sich nicht die Mühe, herauszufinden, ob er beschattet wurde. Das hielt er für ausgeschlossen. Sollte dem dennoch so sein, konnte er auch nichts dagegen tun. Außerdem hatte er natürlich alles an diesem Morgen und Vormittag sorgfältigst geplant.

Die Schwester für die plastische Chirurgiepraxis arbeitete heute am Empfang. Sie und die Spitzenchirurgin würden als Einzige bei der Behandlung anwesend sein. Er hatte darauf bestanden, dass nur zwei Menschen dabei sein durften und dass die Praxis für alle anderen Patienten an diesem Tag geschlossen bliebe.

»Hier sind noch einige Formulare, die Sie durchlesen und unterschreiben müssen«, erklärte ihm die Schwester mit gequältem Lächeln. Sie wusste zwar nicht, wer er war, aber sie vermutete, dass es für so viel Geheimniskrämerei einen guten Grund gäbe. Sie wurde für diese Schicht zumindest ausgesprochen gut bezahlt.

»Nein, ich unterschreibe gar nichts, danke«, sagte der Wolf und ging an ihr vorbei, auf der Suche nach der Chirurgen. Dr. Levine war in einem kleinen Operationssaal, der bereits hell erleuchtet war. Dort war es sehr kalt.

»Erinnert mich an Sibirien, wo ich einen Winter in einem Gulag zubringen musste«, sagte der Wolf.

Die Ärztin drehte sich zu ihm um. Sie war einigermaßen attraktiv, schlank, gut erhalten, wahrscheinlich Anfang vierzig. Er hätte sie mühelos ficken können. Aber dazu war er jetzt nicht in Stimmung. Vielleicht später.

»Dr. Levine«, sagte er und schüttelte die Hand der Ärztin. »Ich bin bereit. Ich werde hier nicht länger als ein paar Stunden verbringen. Also fangen wir an. Jetzt.«

»Das ist unmöglich«, widersprach Dr. Levine.

Der Wolf gebot ihr mit erhobener Hand Schweigen. Es sah fast so aus, als wolle er die Chirurgen schlagen. Sie zuckte zurück.

»Ich brauche keine Vollnarkose. Wie gesagt – *ich* bin bereit. Und *Sie* auch.«

»Sir, Sie haben keine Ahnung, wovon Sie sprechen. Wirklich nicht. Die Operationen, die wir geplant haben, betreffen ein Gesichts-, Hals- und Brauenlifting. Dazu Implantate ins Kinn und die Wangen. Und eine Nasenkorrektur. Die Schmerzen werden unerträglich sein, glauben Sie mir.«

»Nein, es wird durchaus erträglich. Ich habe schon schlimmere Schmerzen ausgehalten«, widersprach der Wolf. »Ich gestatte Ihnen nur, meine Lebensfunktionen zu überwachen. Und jetzt keine weitere dumme Diskussion über Narkose. Bereiten Sie mich auf den Eingriff vor, sonst ...«

»Sonst *was?*«, fragte Dr. Levine verärgert. Die zierliche Frau wiegte sich auf den Fersen vorwärts und rückwärts.

»Nur *sonst*«, antwortete der Wolf. »Das umschließt ein weites Feld, finden Sie nicht auch? Darin sind Schmerzen enthalten, von denen Sie glauben, dass sie unerträglich sind. Ich kann sie ertragen. Sie auch, Dr. Levine? Können Ihre beiden Kinder Martin und Amy derartige Schmerzen ertragen? Oder Ihr Mann Jerrold? Fangen wir an, ich habe einen vollen Terminkalender.«

Immer einen Terminkalender.

Und einen Plan.

115

Er schrie nicht ein einziges Mal. Kein Laut während der ungemein schmerzhaften Operationen. Weder die Chirurgin noch die Schwester vermochten zu begreifen, was sich vor ihren Augen abspielte. Der Patient schien überhaupt kein Gefühl zu haben. Wie es bei Männern häufig ist, blutete er sehr stark. Schon jetzt hatte er viele blutunterlaufene Stellen im Gesicht. Die Schmerzen während der anderthalbstündigen Nasenkorrektur waren am schlimmsten, weil große Teile von Knochen und Knorpel ohne Lokalanästhesie entfernt wurden.

Am Ende der Nasenoperation, der letzten Behandlung, befahl ihm Dr. Levine, nicht aufzustehen. Er tat es dennoch.

Er hatte das Gefühl, der Hals wäre enger und zarter. Kopfhaut und Kehle waren voll von Betadine. »Nicht übel«, krächzte er. »Ich habe schon Schlimmeres erlebt.«

»Putzen Sie sich nicht die Nase, mindestens eine Woche lang«, erklärte ihm die Chirurgin nachdrücklich. Sie bemühte sich, Würde und Kontrolle zu wahren.

Der Wolf holte aus der Hosentasche ein Taschentuch. Dann steckte er es wieder ein. »Nur ein Scherz«, sagte er. »Haben Sie *überhaupt* Sinn für Humor, Doktor?«, fragte er.

»Sie können auch nicht Auto fahren«, sagte die Ärztin. »Das kann ich unmöglich erlauben. Sie wären eine Gefahr für alle *anderen*.«

»Nein, selbstverständlich nicht. Ich würde doch nie andere Menschenleben gefährden. Ich lasse mein Auto auf der Straße, damit es abgeschleppt wird. Jetzt will ich Ihnen Ihr Geld geben. Langsam wird es mir hier bei Ihnen langweilig.«

Der Russe schwankte leicht, als er zu seinem Aktenkoffer ging. Dabei sah er sich zum ersten Mal in einem Spiegel. Sein Gesicht war schrecklich. Überall Blutergüsse und Schwellungen, soweit er das mit den Verbänden erkennen konnte.

»Sie leisten gute Arbeit«, sagte er und lachte.

Er öffnete den Aktenkoffer und holte eine Beretta mit Schalldämpfer heraus. Er schoss der verblüfften Schwester zweimal ins Gesicht. Dann wandte er sich Dr. Levine zu, die ihm so wehgetan hatte.

»Noch irgendwas, das ich nicht tun sollte?«, fragte er.
»Möchten Sie mir noch einen letzten Ratschlag geben?«

»Meine Kinder. Bitte, töten Sie mich nicht«, flehte die Ärztin. »Sie wissen doch, dass ich Kinder habe.«

»Die sind ohne dich weitaus besser dran, glaube ich, du elendes Miststück. Ich wette, sie würden mir zustimmen.«

Er schoss ihr durchs Herz. Ein *Gnadenschuss*, dachte er, vor allem, wenn man bedachte, wie sie ihn gequält hatte. Außerdem konnte er dieses humorlose Weibsstück nicht ausstehen.

Danach verließ der Wolf die Praxis und ging zu seinem Range Rover. Er dachte, dass jetzt wirklich niemand mehr wusste, wie er aussah. Kein einziger Mensch. Nirgends.

Darüber musste er lauthals lachen. Das war sein Stück des Puzzles.

116

»Da ist er – das muss er sein!«

»Er lacht! Was ist so komisch? Schauen Sie sich ihn an. Ist das zu glauben?«

»Er sieht aus, als hätte man ihn skalpiert und dann seine Haut gegeißelt«, sagte Ned Mahoney, als der Mann im grauen Mantel und den vielen Verbänden aus dem Backsteinhaus kam. »Er sieht wie ein gottverdammter Ghul aus.«

»Unterschätzen Sie ihn nicht«, warnte ich Ned. »Und vergessen Sie nicht, er ist ein Ghul.«

Wir beobachteten den Wolf – besser gesagt, den Mann, den wir für den Wolf hielten –, als er die Praxis einer Schönheitschirurgin in der East Side von Manhattan verließ. Wir waren gerade erst angekommen, keine sechzig Sekunden zuvor. Beinahe hätten wir ihn wieder verpasst.

»Keine Angst, ich unterschätze ihn nicht, Alex. Deshalb steht ein halbes Dutzend Teams unsrer Leute bereit, um sich auf ihn zu stürzen. Wären wir früher gekommen, hätten wir ihn in der Praxis verhaften können.«

Ich nickte. »Jetzt sind wir aber hier. Die Verhandlungen in England waren sehr schwierig. Klara Lodge und ihre Kinder sind jetzt irgendwo in Nordafrika. Sie hat ihren Teil beigetragen.«

»Ja, angeblich hat der Wolf, seit er Russland verlassen hat, unter dem Schulterblatt einen Sender, durch den man ihn verfolgen kann. Das war doch die Geschichte, oder?«

»Wir sind hier, oder etwa nicht? Laut Klara wusste Martin Lodge die ganze Zeit, wo sich der Wolf aufhielt. *Das* hat Lodge am Leben gehalten.«

»Dann sind wir bereit? Wir können also zuschlagen?«

»Wir sind bereit. Ich bin bereit.« Herrgott, war ich bereit! Ich wollte diesen Mistkerl unbedingt haben. Ich konnte es nicht erwarten, den Ausdruck auf seinem Gesicht zu sehen.

Mahoney sprach in das Mikro, das mit den Kopfhörern verbunden war. »Festnahme vorbereiten. Aber denkt dran: Er ist extrem gefährlich.«

Da hast du Recht, Neddo.

117

Der schwarze Range Rover wurde an der Ampel an der Ecke von Fifth Avenue und Fifty-ninth Street gestoppt. Auf beiden Seiten hielten dunkle Limousinen.

Ein dritter schwarzer Wagen blockierte die Kreuzung. Agenten sprangen aus den Autos. Wir hatten ihn!

Plötzlich heftiges Gewehrfeuer von einem weißen Hummer *vor* dem Range Rover. Die Türen des Hummers flogen auf. Drei Männer mit automatischen Waffen kamen schießend heraus.

»Wo zum Teufel kommen die her?«, brüllte Mahoney ins Mikro. »Alle in Deckung!«

Wir hatten unseren Wagen bereits verlassen und rannten zum Schauplatz der Schießerei. Ned schoss und erledigte einen Leibwächter des Wolfs. Ich traf einen zweiten. Der dritte Leibwächter eröffnete das Feuer auf uns.

Inzwischen hatte der Wolf den Range Rover verlassen und stürmte die Fifth Avenue hinab. Er hielt sich mitten auf der Straße zwischen den Autos. Sein Gesicht sah aus, als hätte man ihn bereits angeschossen oder es sei in einem Feuer schlimm verbrannt worden. Die Menschen auf dem Bürgersteig warfen sich auf den Boden, weil die Schüsse aus allen Richtungen kamen. Einige schrien in Panik. Wie weit würde der Wolf kommen – so wie er aussah? In New York City vermutlich sehr weit.

Wie aus dem Nichts tauchten weitere Schützen auf. Noch mehr seiner Leibwächter. Er hatte eine beachtliche Schutztruppe. Hatten *wir* genügend Leute mitgebracht?

Dann lief der Wolf in ein Geschäft an der Fifth. Mahoney

und ich folgten ihm. Ich achtete nicht einmal darauf, um welche Art Geschäft es sich handelte. Schickimicki. Fifth Avenue. Herrgott!

Und dann tat der Wolf etwas Unfassbares! Eigentlich hätte mich bei ihm nichts mehr überraschen sollen. Er riss den rechten Arm hoch und warf einen schwarzen Gegenstand in die Luft.

»Eine Granate!«, brüllte ich. »Alle runter! In Deckung! Eine Granate!«

Die mächtige Explosion im Vorderteil des Geschäfts zer-splitterte zwei große Schaufensterscheiben. Einige Kunden wurden verletzt. Der Rauch war dicht und dunkel. Jetzt schrien alle im Geschäft, Angestellte und Kunden.

Ich verlor den Wolf nicht aus den Augen. Ganz gleich, was er tat, ganz gleich, wie groß die Gefahr war. Diesmal durfte er mir nicht entkommen. Die Kosten waren zu hoch. Das war der Mann, der die Welt als Geisel genommen hatte. Er hatte bereits Tausende ermordet.

Mahoney rannte einen Gang hinunter, ich einen anderen. Der Wolf schien zu einem Ausgang auf eine Seitenstraße zu wollen. Ich wusste nicht mehr genau, wo wir waren. Fifty-fifth Street? Fifty-sixth?

»Da kommt er nicht raus!«, rief mir Ned zu.

»Das siehst du richtig.«

Wir kamen näher. Ich konnte das Gesicht des Wolfs sehen. Mit den Verbänden, Blutergüssen und Schwellungen sah er noch verwegener aus, als ich es mir hätte vorstellen können. Schlimmer war, dass er so verzweifelt aussah, fähig zu allem. Aber das wussten wir ja sowieso.

»Ich bringe alle in diesem Laden um!«, brüllte er.

Weder Mahoney noch ich antworteten. Wir bewegten uns stur weiter. Wir bezweifelten allerdings nicht, dass er es ernst meinte.

Er packte ein kleines blondes Mädchen und entriss es einer Frau, die wohl ihre Kinderfrau war. »Ich bringe die Kleine um. Sie ist so gut wie tot! Ich bringe sie um!«

Wir stürzten nun in seine Richtung weiter.

Er presste die Kleine gegen die Brust. Sein Blut tropfte auf sie. Das kleine Mädchen schrie und schlug wie wild um sich in seinen Armen.

»Ich bringe sie –«

Ned und ich feuerten fast gleichzeitig – zwei Schüsse. Der Wolf taumelte nach hinten und ließ das Mädchen los. Es fiel auf den Boden, hüpfte auf und lief schreiend zur Kinderfrau. Die Kleine war gerettet.

Aber auch der Wolf rannte, um sich zu retten, zur nächsten Seitentür und hinaus auf die Straße.

»Er trägt eine Weste – verdammt.«

»Wir schießen ihn in den Kopf«, erklärte ich grimmig.

118

Gemeinsam mit einigen unserer Agenten und zwei sehr behänden New Yorker Polizisten verfolgten wir ihn auf der Fifty-fifth Street nach Osten. Falls

Leibwächter des Wolfs das Blutbad überlebt hatten, hatten sie ihren Boss bei dem Durcheinander im Geschäft aus den Augen verloren. Sie waren zumindest nirgends zu sehen.

Dennoch sah es so aus, als wisse der Wolf genau, wohin er rannte. War das möglich? Wie konnte er auch diese Entwicklung geplant haben? Wahrscheinlich konnte er das nicht, deshalb würden wir ihn jetzt erwischen, oder? Ich durfte nichts anderes denken, schon gar nicht, dass diese Aktion erneut ein Schlag ins Wasser werden würde.

Wir sahen ihn. Er war direkt vor uns.

Plötzlich lief er in ein rotes Backsteingebäude, etwa acht bis zehn Stockwerke hoch. Kannte er dort jemanden? Wie-der Unterstützung? Eine Falle? Was?

Es gab drinnen einen Wachdienst – besser ausgedrückt: Es hatte ihn gegeben. Jetzt lag der uniformierte Sicherheitsmann tot auf dem glänzenden Marmorboden in einer ständig größer werdenden Blutlache. Kopfschuss.

Alle Aufzüge waren besetzt. Rote Blinklichter zeigten die Stockwerke an: acht, vier, drei – alle nach *oben*.

»Eins ist klar, da kommt er nicht mehr raus«, keuchte Mahoney.

»Genau wissen wir das nicht, Ned.«

»Verflucht, fliegen kann der Scheißkerl doch nicht, oder?«

»Nein, aber wer weiß, was er tun kann. Er ist aus einem bestimmten Grund hier hineingelaufen.«

Mahoney postierte die Agenten vor den Aufzügen. Danach sollten sie mit der Verstärkung der New Yorker Polizei, die auf dem Weg war, sämtliche Stockwerke vom Keller bis zum Dachboden durchsuchen. Schon bald würden Hunderte von Polizisten hier sein. *Der Wolf war im Gebäude.*

Mahoney und ich nahmen die Verfolgung über die Treppen auf.

»Wohin gehen wir? Wie weit hinauf?«

»Zum Dach. Das ist der einzige Fluchtweg aus diesem Gebäude.«

»Glauben Sie wirklich, dass er einen Plan hat, Alex?«

Ich zuckte die Achseln. Ich hatte keine Ahnung. Er blutete, musste geschwächt sein, vielleicht sogar im Delirium. Oder er hatte einen Plan. Verflucht, bis jetzt hatte er stets einen Plan gehabt.

Wir hetzten hinauf. Das neunte war das oberste Stockwerk. Als wir aus dem Treppenhaus spähten, war niemand zu sehen. Rasch überprüften wir die Büros. Keiner war ihm begegnet – und die Leute hätten sich mit Sicherheit an ihn erinnert.

»Da hinten gibt es eine Treppe aufs Dach«, informierte uns eine Sekretärin in einer Anwaltskanzlei.

Ned Mahoney und ich liefen die Stufen hinauf, dann traten wir ins helle Tageslicht. Keine Menschenseele. Auf dem alten Gebäude war noch ein eingeschossiger Aufbau wie ein Würfel. Wasserturm? Hausmeisterbüro?

Wir probierten die Tür. Verschlossen.

»Irgendwo muss er sein. Es sei denn, er ist gesprungen«, sagte Ned.

In dieser Sekunde trat er hinter dem Würfel hervor, hinter unseren Rücken. »Ich bin nicht gesprungen, Mr. Mahoney. Ich habe Ihnen doch laut und deutlich erklärt, diesen Fall nicht zu bearbeiten. Ich dachte, Sie hätten das begriffen. Und jetzt – Waffen runter. Sofort.«

Ich trat vor. »Ich habe ihn hergebracht.«

»Aber selbstverständlich haben Sie. Sie sind ja der unermüdliche, gnadenlose Dr. Cross, der niemals aufgibt. Deshalb sind Sie so voraussehbar, so nützlich.«

Plötzlich trat ein Polizist aus derselben Dachluke, die wir benutzt hatten. Er sah den Wolf und schoss.

Er traf den Wolf in die Brust, was den wenig kümmerte. Wie wir wussten, trug er ja eine Weste. Der Russe brummte wie ein gereizter Bär und stürzte sich mit hoch erhobenen Armen auf den Polizisten.

Er packte den verblüfften Mann und hob ihn hoch. Das alles geschah in einer solch rasenden Geschwindigkeit, dass Ned und ich nichts unternehmen konnten. Als Nächstes schleuderte er den Mann wie einen lästigen Sack vom Dach.

Dann rannte der Wolf auf die andere Seite des Flachdachs. Er schien offenbar den Verstand verloren zu haben. Was hatte er vor? Plötzlich kam mir die Erkenntnis. Das Gebäude im Süden stand so nah, dass er darauf springen konnte. Dann sah ich von Westen her einen Hubschrauber anfliegen. Für ihn? War das sein Fluchtplan? *Das darf nicht geschehen.*

Ich setzte ihm hinterher. Mahoney ebenfalls. »Halt! Bleiben Sie stehen! Halt!«

Der Wolf lief im Zickzack. Wir feuerten, trafen ihn jedoch mit den ersten Schüssen nicht.

Dann war der Wolf in der Luft. Er schlug mit beiden Armen, als seien sie Flügel – und würde damit das Flachdach des anderen Hauses erreichen.

»Nein, du Dreckskerl!«, brüllte Ned. »*Nein!*«

Ich blieb stehen, zielte sorgfältig und drückte vier Mal auf den Abzug.

119

Der Wolf bewegte die Beine, als würde er in der Luft laufen, doch dann fiel er. Er streckte die Arme aus. Es gelang ihm, die Dachkante des anderes Hauses zu umklammern.

Mahoney und ich rannten zum Ende unseres Dachs. Konnte der Wolf wieder entkommen? Irgendwie war es ihm immer möglich. Aber diesmal nicht – ich wusste, dass ich ihn in die Kehle getroffen hatte. Er musste am eigenen Blut erstickten.

»Fall, du Wichser!«, schrie Ned.

»Er hält nicht durch«, sagte ich.

Und endlich stürzte der Russe in die Tiefe. Dabei gab er eigenartigerweise keinen Laut von sich, keinen einzigen Schrei.

Mahoney brüllte ihm nach. »He, Wolf! He, Wolfmann! Fahr zur Hölle!«

Der Sturz wirkte wie eine Aufnahme in Zeitlupe. Schließlich prallte er auf den schmalen Weg zwischen den Gebäuden. Der Aufschlag war hart. Ich starrte auf den zerschmetterten Körper des Wolfs, auf das bandagierte Gesicht und verspürte seit langer Zeit wieder Genugtuung. Ich fühlte mich nicht mehr zerrissen, sondern als ein Ganzes. Wir hatten ihn zur Strecke gebracht, und er hatte es verdient, so zu sterben, platt gemacht wie eine Wanze.

Ned Mahoney begann zu klatschen und wie ein Verrückter umherzutanzen. Ich machte nicht mit, aber ich konnte seine Gefühle teilen. Wenn jemand so ein Schicksal verdiente, dann dieser Mann da unten auf der Gasse. Ein elender Tod auf einer dreckigen Gasse.

»Er hat nicht geschrien«, sagte ich. »Diese Genugtuung hat er uns nicht gegönnt.«

Mahoney zuckte mit den breiten Schultern. »Das ist mir scheißegal. Wir sind hier oben, und er liegt da unten beim Abfall. Vielleicht gibt es doch eine Gerechtigkeit. Na ja, vielleicht auch nicht.« Mahoney lachte, legte den Arm um mich und drückte mich an sich.

»Wir haben gewonnen«, sagte ich. »Verdammtd, wir haben endlich gewonnen, Neddy.«

120

Wir hatten gewonnen!

Am nächsten Morgen flog ich mit einem Bell-Hubschrauber mit Ned Mahoney und einigen seiner Spitzenleute zurück nach Quantico. Sie feierten das Dahinscheiden des Wolfs beim GBT in Quantico, aber ich wollte nach Hause. Ich sagte Nana, sie solle die Kinder nicht in die Schule schicken, weil *wir* feiern wollten.

Wir hatten gewonnen!

Auf der Fahrt von Quantico nach Washington spürte ich, wie sich langsam der Druck in mir verminderte. Als ich dann mein Haus sah, fühlte ich mich wieder fast normal, jedenfalls wie jemand, den ich kannte. Niemand stand auf der Veranda. Nana und die Kinder hatten mich offenbar nicht kommen sehen. Ich konnte sie überraschen.

Wir hatten gewonnen!

Die Vordertür war nicht verschlossen. Ich ging hinein. Ein paar Lichter brannten, aber ich sah niemand. *Vielleicht wollen sie mich überraschen?*

Ganz leise schlich ich in die Küche. Alles hell erleuchtet, der Tisch gedeckt – aber auch hier kein Mensch.

Eigenartig. Ungewöhnlich. Die Katze Rosie tauchte auf, miaute und rieb sich an meinen Beinen.

Schließlich rief ich: »Ich bin wieder da. Euer Daddy ist zu Hause. Wo steckt ihr alle? Ich bin aus dem Krieg zurückgekehrt.«

Dann rannte ich nach oben. Niemand. Ich suchte nach einer Nachricht, die sie für mich zurückgelassen hätten. Nichts.

Ich lief wieder nach unten, schaute hinter dem Haus nach, dann die Fifth Street auf und ab. Nirgends eine Seele zu sehen. Wo waren Nana und die Kinder? Sie wussten doch, dass ich kommen würde.

Dann ging ich hinein und telefonierte mit diversen Leuten, wo Nana und die Kinder sein könnten. Aber Nana hinterließ eigentlich immer eine Nachricht, wenn sie mit den Kindern das Haus verließ, auch wenn es nur eine Stunde war – und sie erwarteten mich.

Plötzlich wurde mir speiübel. Ich wartete noch etwa eine halbe Stunde, ehe ich Kontakt mit den Leuten im Hoover Building aufnahm. Ich fing mit Tony Woods an, im Büro des Direktors. Inzwischen durchsuchte ich nochmals das ganze Haus, fand aber keinerlei Zeichen, dass etwas nicht in Ordnung war.

Ein Team der Spurensicherung kam, und nach wenigen Minuten kam einer zu mir in die Küche. »Im Garten haben wir Fußabdrücke gefunden. Wahrscheinlich stammen sie von einem Mann. Ins Haus wurde vor kurzem Erde getragen. Könnte ein Handwerker gewesen sein oder ein Lieferdienst, aber eindeutig frisch.«

Das war alles, was sie an diesem Nachmittag fanden, keinen weiteren Hinweis – keinen einzigen.

Abends kamen Sampson und Billie. Wir saßen zusammen und warteten. Wenigstens ein Anruf, irgendein Hinweis, etwas, das mir Hoffnung geben würde. Doch nichts, rein gar nichts erfolgte. Irgendwann nach zwei Uhr morgens ging auch Sampson nach Hause. Billie war schon um zehn Uhr aufgebrochen.

Ich blieb die ganze Nacht auf – ohne Resultat. Kein Wort

über Nana und die Kinder. Ich telefonierte mit Jamilla mit dem Handy. Es half, aber nicht genug. In dieser Nacht konnte mir nichts helfen.

Schließlich stand ich ganz früh vor dem Haus und starrte mit rot geränderten Augen die Straße auf und ab. Mir wurde bewusst, dass es von Anfang an meine größte Angst gewesen war, vermutlich die größte Angst eines jeden Menschen, eines Tages mutterseelenallein dazustehen und zu wissen, dass die Menschen, die man am meisten liebte, in Gefahr waren.

Wir hatten verloren.

121

Die E-Mail kam am fünften Tag. Ich vermochte sie kaum zu lesen. Als ich die Worte las, hätte ich am liebsten gekotzt.

Alex, las ich.

Überraschung, mein lieber Junge.

Eigentlich bin ich kein so grausamer oder herzloser Mensch, wie du vielleicht glaubst. Die wahren grausamen und keinen Vernunftgründen zugänglichen Menschen, vor welchen wir alle Angst haben sollten, sind hauptsächlich in deinen Vereinigten Staaten und in Westeuropa. Das Geld, das ich jetzt habe, wird helfen, sie zu stoppen, sie und ihre Gier. Glaubst du das? Du solltest. Warum nicht? Warum zum Teufel nicht?

Ich danke dir, was du für mich, Hana, Daniela und Jozef getan hast. Wir schulden dir etwas, und ich bezahle zuverlässig meine Schulden. Für mich bist du »eine Mücke«, aber zumindest eine Mücke. Deine Familie wird heute zu dir zurückgebracht, aber jetzt sind wir quitt. Du wirst mich nie wieder sehen. Ich will dich auch nie wieder sehen. Wenn ich dich sähe, müsstest du sterben. Das ist ein Versprechen.

Klára Cernohosska
Wolf

122

Das konnte ich nicht akzeptieren. Ich konnte und wollte es nicht. Der Wolf war in mein Haus eingedrungen, hatte meine Familie verschleppt, obwohl sie unverletzt zurückgebracht wurde. Es konnte wieder geschehen. Während der folgenden Wochen stellte ich die neue kooperative Beziehung zwischen dem FBI und der CIA auf die Probe. Ja, ich überbeanspruchte sie schätzungsweise. Ich brachte Ron Burns dazu, Druck auszuüben. Ich fuhr mehr als ein Dutzend Mal ins Hauptquartier der CIA, nach Langley, und sprach mit allen, vom jüngsten Analytiker bis zum neuen Direktor James Dowd. Ich wollte alles über Thomas Weir und den KGB-Agenten wissen, den man mit ihrer Hilfe aus Russland herausgeschafft hatte. Ich musste alles wissen, was sie wussten. War das möglich? Ich bezweifelte es, aber das hielt mich nicht davon ab, es zu versuchen.

Dann wurde ich eines Tages in Burns' Büro zitiert. Dort erwarteten mich Burns und der neue CIA-Direktor im Konferenzzimmer. Etwas lag in der Luft. Entweder etwas sehr Gutes – oder etwas sehr, sehr Schlechtes.

»Kommen Sie herein, Alex«, sagte Burns so herzlich, wie er oft war. »Wir müssen reden.«

Ich trat ein und setzte mich den beiden hohen Tieren gegenüber. Beide waren hemdsärmelig und sahen aus, als seien sie soeben aus einer langen und anstrengenden Arbeitssitzung gekommen. Worüber? Der Wolf? Etwas anderes, worüber ich nichts hören wollte?

»Direktor Dowd möchte Ihnen ein paar Dinge erklären«, begann Burns.

»Ja, Alex«, sagte Dowd. Er war in New York Anwalt gewesen, und man hatte nicht damit gerechnet, dass er Direktor der CIA werden würde. Er hatte bei der New Yorker Polizei angefangen, danach etliche Jahre eine lukrative Privatkanzlei betrieben. Gerüchten zufolge gab es Dinge, die keiner von uns wusste oder wissen wollte, die Dowd und seine Jahre als Staranwalt betrafen.

»Ich versuche zurzeit, mich in Langley zurechtzufinden und mir einen Überblick zu verschaffen«, sagte er. »Und diese Übung hat mir wirklich sehr geholfen. Wir haben sehr viel Zeit und Mühe aufgewendet, um alles über Direktor Weir aufzudecken.«

Dowd schaute Burns an. »Fast alles ist in Ordnung, hervorragende dienstliche Beurteilungen. Aber dieses Wühlen in alten Unterlagen wird von einigen der ›alten Krieger‹ drüben in Virginia nicht sehr geschätzt. Offen gesagt, ist mir das scheißegal, was die denken.

Ein Russe namens Anton Christyakov wurde angeworben und neunzehnhundertneunzig aus Russland herausgeschafft. Dieser Mann war der Wolf. Da sind wir relativ sicher. Er wurde nach England gebracht, wo er sich mit einigen Agenten traf, darunter auch Martin Lodge. Dann wies man ihm als Wohnung ein Haus außerhalb Washingtons an. Nur eine Hand voll Leute kannten seine Identität. Die meisten davon sind inzwischen tot – Weir eingeschlossen.

Schließlich ließ man ihn in die Stadt seiner Wahl übersiedeln, nach Paris, wo er sich mit seiner Familie traf. Mutter, Vater, Frau, zwei Söhne, neun und zwölf Jahre alt.

Alex, sie wohnten zwei Blocks vom Louvre entfernt, in

einer der Straßen, die vor wenigen Wochen zerstört wurde. Neunzehnhundertvierundneunzig wurde Christyakovs gesamte Familie umgebracht, nur er überlebte. Unserer Auffassung nach wurde diese Exekution von der russischen Regierung gesteuert. Das wissen wir jedoch nicht mit Sicherheit. Fest steht, dass jemand gegenüber einem anderen durchsickern ließ, wo Christyakov sich aufhielt. Und dieser Andere wollte nicht, dass Christyakov *weiterlebte*. Möglicherweise fand dieser Angriff auf der Seine-Brücke statt, die in die Luft gejagt wurde.«

»Er hat der CIA und Tom Weir die Schuld gegeben«, warf Burns ein. »Und er beschuldigte auch die Regierungen, die beteiligt waren. Vielleicht hat er danach den Verstand verloren – wer zum Teufel weiß das schon. Er hat sich mit der Mafia verbündet und eine steile Karriere gemacht. Hier in Amerika, wahrscheinlich in New York.«

Burns brach ab. Dowd schwieg. Beide Männer schauten mich an.

»Demnach ist es nicht Klara. Was wissen wir sonst noch über Christyakov?«

Dowd hob die Hände. »Es gibt Anmerkungen in unseren Unterlagen, aber nur sehr wenige. Er war bei einigen Mafia-bossen bekannt, die aber auch tot sind. Vielleicht weiß der jetzige ›Big Man‹ in Brooklyn etwas. Es gibt noch einen möglichen Kontakt in Paris. Wir arbeiten zudem auf mehreren Schienen in Moskau.«

Ich schüttelte den Kopf. »Es ist mir egal, wie lange wir brauchen. Ich will ihn haben. Sagen Sie mir alles, was über ihn bekannt ist.«

»Er hing sehr an seinen Söhnen. Vielleicht hat er deshalb

Ihre Familie verschont, Alex«, sagte Burns. »Genau wie meine.«

»Er hat meine Familie verschont, um zu zeigen, wie mächtig er ist, wie überlegen.«

»Er drückt ständig einen Gummiball«, sagte Dowd. »Einen kleinen Handball. Schwarz.«

Ich vermochte ihm nicht gleich zu folgen. »Entschuldigung, was?«

»Einer seiner Söhne schenkte ihm einen schwarzen kleinen Gummiball, ehe der Junge starb. Ein Geburtstagsgeschenk. Wir haben eine Aufzeichnung, wonach Christyakov diesen Ball zusammendrückt, wenn er wütend wird. Außerdem soll er gern Bart tragen. Laut den Gerüchten lebt er allein. Das sind alles nur winzige Teile eines Puzzles, Alex. Mehr haben wir nicht. Tut mir Leid.«

Mir auch, aber das spielte keine Rolle. Ich würde ihn kriegen.

Er drückt einen Gummiball!

Er trägt gern Bart.

Seine Familie wurde ermordet.

123

Sechs Wochen später flog ich nach New York. Mein fünfter Auswärtseinsatz in Folge. Tolya Bykov war in den letzten Jahren ziemlich weit oben an der Spitze der Russenmafiafangs in New York, besonders in der Gegend von Brighton Beach, gewesen. Er war früher Anführer der Mafia in Moskau und der mächtigste Mann auf diesem Gebiet, den es nach Amerika verschlagen hatte. Ihn wollte ich aufsuchen.

An einem sonnigen, für die Jahreszeit ungewöhnlich warmen Tag fuhren Ned Mahoney und ich nach Mick Neck auf Long Islands Goldküste hinaus. Das Gebiet hier war dicht bewaldet, nur schmale Straßen, keine Fußgängerwege.

Wir trafen mit einem Dutzend Agenten beim Bykov-Besitz ein – unangemeldet. Wir hatten einen Durchsuchungsbefehl. Überall waren Leibwächter postiert. Ich fragte mich, wie Tolya Bykov so leben konnte. Vielleicht, weil er den Befehl hatte, am Leben zu bleiben.

Das Haus war riesig, drei Stockwerke, im Kolonialstil. Der Blick war unbeschreiblich. Von der Villa aus sah man übers Wasser bis Connecticut. Es gab einen Gunite-Pool mit einem Wasserfall, ein Bootshaus und einen Anleger. Der Lohn der Sünde?

Bykov erwartete uns in seinem Arbeitszimmer. Ich war verblüfft, wie alt und müde er aussah. Er hatte kleine tief liegende Augen in einem fetten mit Pockennarben übersäten Gesicht. Er war ein Fettwanst, wahrscheinlich an die hundertfünfzig Kilo. Das Atmen fiel ihm schwer, und er hustete häufig.

Man hatte mir gesagt, dass er kein Englisch spräche.

»Ich möchte etwas über den Mann wissen, den man den Wolf nennt«, sagte ich, als wir ihm gegenüber vor einem schlichten Holztisch Platz genommen hatten. Einer unserer jungen Agenten aus dem New Yorker Büro übersetzte, er war Amerikaner mit russischer Herkunft.

Tolya Bykov kratzte sich im Nacken und wiegte den Kopf hin und her. Schließlich stieß er mehrere russische Worte zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Der Dolmetscher hörte zu und schaute dann mich an. »Er sagt, Sie würden Ihre Zeit verschwenden und seine. Warum gehen Sie nicht sofort wieder? Er kennt ›Peter und der Wolf‹, keine anderen Wölfe.«

»Wir werden nicht gehen. Das FBI und die CIA werden Mr. Bykov ständig mit ihrer Anwesenheit beehren und auch seine Geschäfte überprüfen, bis wir den Wolf finden. Sagen Sie ihm das.«

Der Dolmetscher übersetzte meine Worte ins Russische. Bykov lachte ihm ins Gesicht. Dann sagte er etwas sehr schnell. Darin erwähnte er Chris Rock.

»Er sagt, Sie seien komischer als Chris Rock. Er mag Rock, überhaupt politische Komiker.«

Ich stand auf, nickte Bykov zu und verließ den Raum. Von der ersten Begegnung hatte ich mir nicht allzu viel versprochen, nur eine Kontaktaufnahme. Ich würde wiederkommen, so lang es nötig sein würde. Das war der einzige Fall, an dem ich zur Zeit arbeitete. Ich lernte geduldig zu sein, sehr geduldig.

124

Wenige Minuten später verließ ich die Villa, Seite an Seite mit Ned Mahoney. Wir lachten über die erste Befragung, warum auch nicht.

Dann sah ich etwas, schaute genauer hin – und sah es wieder.

»Ned, Herrgott, schauen Sie!«

»Was?« Er drehte den Kopf, erkannte jedoch nicht, was ich sah.

Dann rannte ich mit leicht weichen Knien los.

»Was ist denn, Alex?«, rief mir Ned hinterher. »Alex?«

»Er ist es!«, rief ich zurück.

Ich zeigte mit dem Kopf auf einen der Leibwächter. Schwarzer Anzug und Hemd, kein Mantel. Er stand unter einer großen Tanne und schaute zu, was wir taten. Meine Augen klebten wie hypnotisiert auf seiner Hand.

In dieser Hand – ein schwarzer Ball, ein alter Ball. Er presste ihn heftig zusammen. In diesem Moment wusste ich, dass das der Ball sein musste, den der kleine Sohn vor seinem Tod dem Wolf geschenkt hatte. Der Mann mit dem Ball trug einen Bart. Seine Augen bohrten sich in meine.

Ich hetzte weiter.

»Das ist er. Das ist der Wolf«, brüllte ich Ned noch mal zu.

Ich spurtete über den Rasen. So schnell war ich seit ge- raumer Zeit nicht mehr gerannt. Ich verließ mich darauf, dass Ned hinter mir war.

Ich sah, wie der Russe in ein leuchtend rotes Cabrio sprang. Er ließ den Motor an. *O nein, Gott, nein!*, dachte ich.

Ich warf mich auf ihn, noch ehe er den ersten Gang eingelegt hatte, und versetzte ihm einen kurzen kräftigen Schlag auf die Nase. Blut spritzte über sein schwarzes Hemd und Jackett. Ich wusste, dass ich ihm die Nase gebrochen hatte. Wieder schlug ich zu, diesmal aufs Kinn.

Ich riss die Fahrertür auf. Er funkelte mich an. Seine Augen waren eiskalt und intelligent. Solche Augen hatte ich noch nie gesehen, noch nie eine derartige Einsamkeit. *Unmenschlich*. So hatte ihn der französische Präsident genannt.

War er der echte Tolya Bykov? Für mich spielte das momentan keine Rolle. Er war der Wolf – das erkannte ich an diesen Augen: Selbstvertrauen, Arroganz, aber vor allem Hass auf mich und alle anderen Menschen.

»Der Ball«, krächzte er. »Sie haben von dem Ball gewusst. Mein Sohn hat ihn mir geschenkt. Ich gratuliere Ihnen.«

Er lächelte eigenartig, dann biss er auf etwas Hartes im Mund. Ich glaubte zu wissen, was das zu bedeuten hatte, und bemühte mich verzweifelt, seinen Mund aufzustemmen. Aber seine Kiefer waren zusammengepresst. Plötzlich wurden die Augen des Russen groß, unglaublich groß. Ich sah in ihnen die Schmerzen. Gift. Er hatte auf eine Giftkapsel gebissen.

Dann riss er den Mund auf und brüllte mit voller Stimme. Weißer Schaum und Speichel liefen über die Lippen aufs Kinn. Wieder brüllte er. Dann zuckte sein Körper krampfartig. Ich konnte ihn nicht mehr halten. Ich stieß mich ab und wich von dem wild um sich schlagenden Russen zurück.

Er rang nach Luft und umklammerte die Kehle. Die letzten Todeszuckungen hielten mehrere qualvolle Minuten an.

Ich konnte nichts tun. Ich wollte auch nichts tun – nur zuschauen.

Und dann geschah es: Der Wolf starb auf dem Fahrersitz eines Cabrios, in einem seiner zahlreichen Luxusschlitten.

Als alles vorbei war, beugte ich mich hinein und nahm den Gummiball an mich. Ich steckte ihn in die Tasche. Er war das, was Killer als Trophäe bezeichnen.

Es war vorüber, und ich fuhr heim. Ich musste über vieles nachdenken, vor allem, was ich in meinem Leben ändern musste. Ein Gedanke tröstete mich: *Jetzt sammle auch ich Trophäen.*

Doch dieser Gedanke wurde von etwas weitaus Wichtigrem verdrängt: von Damon, Jannie, Klein Alex, Nana.

Heim.

Der Wolf ist tot. Ich war dabei, als er starb.

Das wiederholte ich innerlich so oft, bis ich es selbst glaubte.

